

Freiburger Diözesan-Archiv



130. Band

(Dritte Folge · Zweihundsechzigster Band)

2010

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ (FDA) erscheint jährlich einmal

Das FDA enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen zur Geschichte und Vorgeschichte der Erzdiözese Freiburg wie auch der angrenzenden Bistümer. Der Schwerpunkt liegt auf kirchengeschichtlichen Fragestellungen, doch werden auch verwandte historische und heimatkundliche Themenbereiche berücksichtigt.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezügliche Anfragen sind zu richten an Herrn Erzb. Archivdirektor Dr. Christoph Schmider (Erzb. Archiv Freiburg, Schoferstraße 3, D-79098 Freiburg, Telefon: 0761/21 88-4 30, Telefax: 0761/21 88-4 39, E-Mail: fda@ordinariat-freiburg.de).

Das Manuskript sollte in einem gängigen Dateiformat (z. B. *.doc oder *.rtf) erstellt werden und sich auch stilistisch in druckfertigem Zustand befinden. Richtlinien zur Manuskriptgestaltung können beim Schriftleiter angefordert werden. Manuskripte, die in den Band des betreffenden Jahres aufgenommen werden sollen, müssen spätestens am 30. Juni dem Schriftleiter vorliegen.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 50 Euro; b) der Quellenpublikationen 30 Euro.

Jeder Mitarbeiter erhält zwei Belegexemplare kostenfrei sowie auf Wunsch seinen Beitrag in digitaler Form (pdf-Datei). Bestellungen sind per E-Mail an den Schriftleiter zu richten.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins (Universität Freiburg, Theologische Fakultät, Fakultätsbibliothek, D-79085 Freiburg) zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an die Geschäftsstelle im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg (Schoferstraße 2, D-79098 Freiburg) zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für die Pfarreien als Pflichtmitglieder 22,- Euro, für Privatmitglieder 20,- Euro. Dafür erhalten die Mitglieder den jährlich erscheinenden Band des FDA portofrei zugesandt. Nach Anordnung des Erzbischöflichen Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist die Mitgliedschaft für alle Pfarreien Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300). Aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung werden nach dem Erlass des Erzbischöflichen Ordinariats vom 25. Juni 2001, Nr. IV-23293, die Mitgliedsbeiträge der Pfarreien ab dem Jahre 2002 nicht mehr einzeln erhoben, sondern von der Diözese an den Kirchengeschichtlichen Verein überwiesen.

Konto des Kirchengeschichtlichen Vereins:
Sparkasse Freiburg Nr. 2 274 803 (BLZ 680 501 01).

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

130. Band
(Dritte Folge · Zweiundsechzigster Band)
2010

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Dr. Christoph Schmider

ISBN-Nr. 978-3-451-27128-1

Alle Rechte vorbehalten
Herstellung: Badenia Verlag und Druckerei GmbH
Rudolf-Freytag-Straße 6, 76189 Karlsruhe
2010

Umschlag nach: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, S. 13
(Karte: J. Hof, Konstanz)

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
gemäß DIN ISO 9706

INHALTSVERZEICHNIS

Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) zum 150. Todestag

- „Beförderungsmittel religiöser Gefühle und sittlicher Gesinnungen“
Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860)
und die Kirchenmusik
Von Christoph Schmider 5–24
- Die Soziallehre der katholischen Kirche zur menschlichen Arbeit
heute im Rückblick auf Wessenbergs Vorstellung von Fortschritt
Von Ursula Speckamp 25–42
- Herrad von Landsberg oder Demut und
Wertbewusstsein in der Kunst staufischer Frauen
Von Renate Schumacher-Wolfgarten 43–58
- 24 Päckchen mit Heiltum
Reliquientranslationen aus dem Elsass nach Bern 1343
Von Wolfgang Schmid 59–86
- Aus dem privaten Alltag eines badischen Dorfpfarrers
im Krisenjahr 1815
Von Hans-Josef Wollasch 87–98
- Seit einhundert Jahren auf dem Weg. Zur Entstehungsgeschichte
des Mädchenschutzverbandes in der Erzdiözese Freiburg
Von Christoph Schmider 99–132
- Eugen Baumgartner (1879–1944)
Parlamentarier – Landtagspräsident – Minister
Von Michael Kitzing 133–164
- Rolf Seuser aus Wehr/Baden – Novize des Kapuzinerklosters
Stühlingen und Soldat der deutschen Wehrmacht
Von Franz Josef Schäfer 165–210
- Jahresbericht 2009 211–212
Kassenbericht 2009 213

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Kitzing, Michael
Samlandstraße 31,
78224 Singen

Schäfer, Franz Josef
Am Meerbach 13,
64625 Bensheim

Schmid, Prof. Dr. Wolfgang
Friedrichstraße 39,
56333 Winningen

Schmider, Dr. Christoph
Erzb. Archiv Freiburg
Schoferstraße 3,
79098 Freiburg

Schumacher-Wolfgarten, Dr. Renate
Schwimmbadstraße 10,
79100 Freiburg

Speckamp, Dr. Ursula
Schubertstraße 4,
79104 Freiburg

Wollasch, Dr. Hans-Josef
Rotackerstraße 16,
79104 Freiburg

**„Beförderungsmittel religiöser Gefühle und
sittlicher Gesinnungen“
Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860)
und die Kirchenmusik***

Von Christoph Schmider

I. Einstimmung

„Wessenberg und die Kirchenmusik“ – das scheint ein überschaubares und leicht zu bewältigendes Thema zu sein, ganz gleich, wo man den Schwerpunkt setzt. Da wäre einmal die Frage danach, wie Wessenberg die zeitgenössische Kirchenmusik hier zu Lande beeinflusst und geprägt hat. Die Antwort ist einfach und bekannt. Vor bald 30 Jahren hatte beispielsweise Wolfgang Hug schon konstatiert: *„Die kirchenmusikalischen Verhältnisse waren in den ersten Jahrzehnten der Freiburger Erzdiözese ganz entscheidend von den Reformimpulsen geprägt, die Wessenberg ihnen gegeben hatte.“*¹ Wessenbergs Wirken hatte also weit über das Ende seiner Amtszeit hinaus wirkende Folgen.

Zum anderen könnte man danach fragen, wie Wessenbergs persönliches Verhältnis zur Musik, zur Kirchenmusik insbesondere, gewesen sei. Hierzu hat kürzlich Michael Bangert eine, so scheint es, durchaus konsensfähige Antwort gegeben, wenn er vermutet, Wessenberg habe zeitlebens *„keinen kreativ-gestaltenden Zugang zur Musik gefunden“*.²

* Überarbeitete und um Anmerkungen ergänzte Fassung des bei der Jahresversammlung des Kirchengeschichtlichen Vereins am 18. Mai 2010 im Collegium Borromaeum zu Freiburg gehaltenen Vortrags.

¹ Wolfgang Hug, Geist und Wirkung des Cäcilianismus in der Erzdiözese Freiburg im 19. Jahrhundert, in: FDA 103 (1983), S. 245–263, hier S. 247.

² Michael Bangert, Bild und Glaube. Ästhetik und Spiritualität bei Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860). Fribourg, Stuttgart 2009 (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte, Band 11), S. 21.

Beim näheren Hinsehen zeigt sich dann freilich, dass die Sachlage vielleicht doch nicht ganz so einfach ist. Hugs Antwort auf die erste Frage kann ich zwar guten Gewissens unterschreiben, doch bei Bangert wäre ich mir schon nicht mehr so sicher. Und dann könnte man natürlich noch ganz andere Fragen stellen. Uns soll es vorrangig um eine dritte Frage gehen, darum nämlich, was Wessenberg von der Kirchenmusik erwartete, oder anders ausgedrückt, welche Ziele er durch seine Einflussnahme auf die kirchenmusikalische Praxis erreichen wollte. Und vielleicht kommt nebenbei auch noch eine erweiterte Sicht auf sein persönliches Musikverständnis heraus – was ein durchaus willkommener Nebeneffekt wäre.

„Wessenberg und die Kirchenmusik“ – was fällt einem dazu ein? Die so genannten Wessenbergpsalmen zum Beispiel – ich möchte vermuten, dass viele genau diese Assoziation haben, wenn sie den Titel des Beitrags lesen. So gesehen wäre es doch sicherlich nicht verkehrt, einen dieser Psalmen an den Anfang zu stellen – beispielsweise den ersten Psalm aus der Vesper für das Fest Christi Himmelfahrt.³

XI. Vesper auf das Fest der Auffahrt Christi, und den Sonntag in der Oktav.

Ant. Dich lobte ich, mein Gott, und mein Erbsitzer. 7.

I. Psalm.

Dein Lob, Herr! wollen wir besingen, * Verkünden deine Macht und Größe.

Zu einer Abhandlung über ein musikalisches Thema gehören – zumindest dann, wenn sie sich nicht an ein rein akademisch-musikwissenschaftliches Publikum richtet – Musik- oder Notenbeispiele. Die Beispiele, die

³ Melodien zum zweyten Theile des Diözesan-Gesangbuches für das Bisthum Konstanz, oder Gesänge für den nachmittägigen Gottesdienst. Freiburg, Konstanz 1813–1816, 1. Heft, S. 39/40.

Chriſtkatholiſches
Geſang- u. Andachtsbuch
zum
Gebrauche
bey der öffentlichen
Gottesverehrung
im
Bisthum Konſtanz.

Herausgegeben durch das biſchöfliche Ordinariat.

Erſter Theil.

Für den vormittägigen Gottesdienſt.

Konſtanz 1812,
gedruckt bey Nikol. Thaddäus Waibel.

ich ausgesucht habe, stammen zwar alle aus dem Melodienbuch zum Konstanzer Gesangbuch – aus dem so genannten „Wessenberg-Gesangbuch“.⁴ Auch ist dieses Werk für unsere Frage nach „Wessenberg und die Kirchenmusik“ gewiss sehr wesentlich. Dennoch soll hier keine Abhandlung über das Gesangbuch folgen, sondern ich will lediglich mit einigen Beispielen meine zentrale These und meine Argumentation unterstützen.⁵

Was erwartet Sie nun in der folgenden Darstellung? Nach dieser Einführung zunächst ein etwas eingehenderer Blick auf Wessenbergs Musikverständnis, dann eine knappe Darstellung von Sinn und Zweck der Kirchenmusik, wie Wessenberg sie sah. Anschließend will ich kurz auf die Gottesdienstordnung von 1809 eingehen und darauf, wie sie in die Praxis umgesetzt wurde. Sodann folgen ein paar Ausführungen zu der Frage, wie Wessenberg mit kirchenmusikalischen Missbräuchen umgegangen ist sowie ein weiterer Versuch der Annäherung an sein Musikverständnis. Und zum Abschluss dann will ich versuchen, Wessenberg in der zeitgenössischen Diskussion über die „richtige“ Kirchenmusik zu verorten.

II. Zu Wessenbergs Musikverständnis (Teil 1)

Wessenberg scheint von klein auf kein besonders inniges Verhältnis zur Musik gefunden zu haben. Aus den mir bekannten Darstellungen seiner Biografie – ich verzichte übrigens ganz bewusst darauf, seinen Lebenslauf zu referieren – wird nicht ersichtlich, dass Musik in seiner Bildung und Erziehung einen besonderen Stellenwert besessen hätte. Mir ist nicht bekannt, ob er ein Instrument gespielt oder eifrig gesungen hat. Und in seinen autobiografischen Aufzeichnungen und Reisetagebüchern kommt die Musik gleichfalls nur selten und am Rande vor. Bisweilen spielt sie sogar eine eher unerfreuliche Rolle. So etwa, wenn Wessenberg

⁴ Christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch zum Gebrauche bey der öffentlichen Gottesverehrung im Bisthum Konstanz. Erster Theil. Für den vormittägigen Gottesdienst // Zweiter Theil. Für den nachmittägigen Gottesdienst. Konstanz 1812.

⁵ Beim Vortrag waren die Zuhörer aufgefordert, sich bei der Vorstellung der Musikbeispiele aktiv zu beteiligen und mitzusingen, um durch diese Form von „*participatio actiosa*“ in besonderer Weise dem Andenken Wessenbergs und seines Wirkens zu huldigen. Den Part des Vortrags und Klavierbegleiters übernahm dankenswerterweise der Freiburger Domkapellmeister Boris Böhmman.

im Bericht über seinen München-Aufenthalt im Jahr 1833 zunächst Schillers *„Kabale und Liebe“* als *„eine schmerzliche Verrenkung des ganzen moralischen Nervensystems“* bezeichnet und dann fortfährt: *„Durch ‚Fidelio‘, Oper von ‚Beethoven‘ an einem andern Tag wurde ich für diese Pein schlecht entschädigt. Der Erbärmlichkeit der Erfindung kam die schöne Dekoration vergeblich zu Hülfe, und die Musik mag sehr gelehrt und studirt seyn, erquickend, erfreulich u anziehend ist sie nicht. Man erliegt der Langeweile. Dergleichen Stücke sollte man wie Mumien bewahren, u höchstens einige Stellen daraus könnten noch für Concerte sich eignen.“*⁶

Wessenberg hatte also offenbar in der Tat kein besonders großes Interesse an Musik, und was er über Beethovens *„Fidelio“* sagt, scheint darauf hinzudeuten, dass es auch mit seinem musikalischen Verständnis nicht sehr weit her gewesen sein kann. In dieses Bild passt, dass er in seinem Bericht über die Karfreitagsfeierlichkeiten in Rom die Leistungen der päpstlichen Kapelle sehr lobt und ihren Gesang als *„meisterhaft“* apostrophiert⁷ – was durchaus nicht alle Zeitgenossen so erlebt haben.

In diesen Kontext fügt sich auch scheinbar nahtlos jene Stellungnahme zur Kirchenmusikpraxis ein, die Wessenberg sehr bald nach seinem Amtsantritt als Konstanzer Generalvikar abgegeben hat. Als Forum hierfür nutzte er die von ihm gegründete *„Geistliche Monatschrift“*, die von 1804 bis 1827 dann als *„Archiv für die Pastoral Konferenzen“* erschien.⁸ Im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift druckte er umfangreiche Auszüge aus einem 1782 veröffentlichten Hirtenbrief des Salzburger Erzbischofs Hieronymus von Colloredo (1732–1812) ab – es ist dies jener Kirchenfürst, der sich Wolfgang Amadé Mozart gegenüber so unrühmlich benommen haben soll. In diesem Hirtenbrief heißt es wörtlich:

„Wenn nun eine ordentliche wohlbesetzte, nach den Regeln der Kunst ausgeführte Kirchenmusik [...] gerechten Tadel verdient; was soll man erst zu der Musik in den gemeinen Stadt- und Landkirchen sagen, wo so oft durch die elendeste Geigeley dem gemeinen Volke jeder gute Gedanke

⁶ Ignaz Heinrich von Wessenberg / Kurt Aland (Hrsg.), Reisetagebücher. Freiburg 1970 (Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe, Band 4), S. 267.

⁷ Wessenberg, Reisetagebücher, S. 168.

⁸ Vgl. dazu Alois Stiefvater, Das Konstanzer Pastoralarchiv. Ein Beitrag zur kirchlichen Reformbestrebung im Bistum Konstanz unter dem Generalvikar I. H. von Wessenberg, 1802-1827. Freiburg 1940.

*aus dem Herzen hinausgejagt, und durch ein ganz gräuliches Geplärre nur dumme Sinn- und Gedankenlosigkeit unterhalten wird?*⁹

Wessenberg machte sich diese Ansicht nicht nur zu eigen, sondern erweiterte Colloredos Argumentation sogar noch ein wenig: *„Wie [...] müßte es erbauen, wenn das ganze Volk an dem Gesange Theil nähme statt, daß es, so wie es jetzt im Brauche ist, eine widerliche Empfindung verursachen muß, wenn man 4 Mannsleute etwa im Falcettone ächzen hört? In Franken giebt es Orte, wo Jung und Alt, Männer und Weiber mit in den allgemeinen Gesang einstimmen, und dem Gottesdienste dadurch eine Feyerlichkeit geben, die das Herz nicht ungerührt lassen kann.“*¹⁰

III. Sinn und Zweck der Kirchenmusik

Die Grundrichtung war damit klar: Ideale Kirchenmusik im Sinne Wessenbergs war einstimmiger Volksgesang in deutscher Sprache. Doch was sollte das Ziel sein, das er damit zu erreichen hoffte? Ein zentrales Stichwort ist ebenfalls schon genannt: Die Kirchenmusik sollte der Erbauung dienen, sie sollte *„dem gemeinen Volke“* zu guten Gedanken verhelfen und nicht nur *„dumme Sinn- und Gedankenlosigkeit unterhalten“*. Dadurch freilich, dass Wessenberg sein kirchenmusikalisches Credo in der *„Geistlichen Monatschrift“* abgelegt hatte, wollte er zugleich eine möglichst breite Diskussion im Klerus initiieren und Unterstützung für seine Position finden – dass man aufgeklärtes Denken den Menschen nicht einfach von oben verordnen konnte, dürfte ihm sehr bewusst gewesen sein. Und, so könnte sein weiteres Kalkül gewesen sein, die Neuerungen ließen sich leichter umsetzen, wenn sie nicht von oben dekretiert, sondern gleichsam von der Basis gefordert wurden.

Die erhoffte Diskussion kam jedoch nicht richtig in Gang, sondern hatte eigentlich nur einen – allerdings gewichtigen – Beitrag zu verzeichnen. Dekan Ludwig Anton Haßler aus Oberndorf am Neckar publizierte im Jahrgang 1804 des *„Archiv für die Pastoralkonferenzen“* einen längeren Aufsatz unter dem Titel *„Vom Gebrauche der Musik bei der katholi-*

⁹ Geistliche Monatschrift mit besonderer Rücksicht auf die Constanzer Diözese. Meersburg 1802, S. 327/328, 330.

¹⁰ Ebd., S. 328, Anm. 7.

schen Liturgie, als Beförderungsmittel religiöser Gefühle, und sittlicher Gesinnungen“. Darin unterstützt er nicht nur Wessenbergs Position sehr nachhaltig, sondern liefert auch eine Fülle von Argumenten, die Wessenbergs Intention vermutlich viel besser wiedergeben, als dieser selbst es vermocht hätte. Daher habe ich mir auch erlaubt, im Titel meines Beitrags ein Zitat zu verwenden, das höchstwahrscheinlich gar nicht von unserem Protagonisten Wessenberg stammt – es sei denn, er hätte in guter Redakteurstradition selbst den Titel von Haßlers Abhandlung kreiert.

Die Kirche habe, so Haßler, die Musik in den Gottesdienst integriert, weil sie „das Herz ihrer Kinder zu zweckmäßigen Gefühlen und Gesinnungen erwecken sollte, damit das Reich der Wahrheit und Tugend immer fester gegründet, und wahre Religiosität und Sittlichkeit unter ihren Gläubigen befördert würde“. Sie sei also „von jeher vorsichtig darauf bedacht“ gewesen, „nicht nur das höhere Geistesvermögen ihrer Kinder, sondern alle ihre Fähigkeiten und Kräfte [...] zu bearbeiten“. Dadurch wollte sie, so noch immer Dekan Haßler, „nicht nur den sittlichen, [sondern] auch den religiösen Sinn ihrer Gläubigen durch allerlei angenehm wechselnde Mittel und Uebungen“ wecken und den Gottesdienst „für Gebildete, wie Ungebildete nicht nur religiös und sittlich sondern auch ästhetisch schön“ machen.¹¹

Hier haben wir, meine ich, den Kern dessen, was Wessenberg mit der Kirchenmusik bezweckte, und wir haben zugleich einen wichtigen Baustein zur Erklärung seines persönlichen Musikverständnisses: Kirchenmusik ist kein Selbstzweck, Kirchenmusik ist keine absolute, sich selbst genügende Kunst, sondern sie hat eine klar umrissene, der Liturgie dienende Funktion. Und sie hat einen pädagogischen Auftrag, soll also die Gläubigen nicht nur erbauen, sondern auch belehren. In einer Anmerkung zu Colloredos Hirtenbrief hatte Wessenberg dies, unter Bezug auf den ersten Korintherbrief, Kapitel 14, Vers 19, mehr als deutlich ausgedrückt: „Bey einem auch nur geringen Verstande“, so der Konstanzer Generalvikar, müsse „der Schluß leicht seyn, daß, was hier Paulus zunächst

¹¹ [Ludwig Anton] Haßler, Vom Gebrauche der Musik bei der katholischen Liturgie, als Beförderungsmittel religiöser Gefühle, und sittlicher Gesinnungen, in: Die wichtigsten Ergebnisse der Pastoral Konferenzen im Bisthum Konstanz von 1802 bis 1827 in systematischem Zusammenhang geordnet, oder: Das Archiv für die Pastoral Konferenzen im Bisthum Konstanz im Auszuge. Band 8, Ehingen/Donau 1839, S. 230/231. Der Aufsatz erschien ursprünglich in Archiv für die Pastoral Konferenzen 1804 in drei Teilen auf den Seiten 253 ff., 335 ff. und 443 ff. Datiert ist er mit „Oberndorf, 28. 5. 1805“.

vom Unterrichte sagt, von allen gottesdienstlichen Handlungen gelte: denn diese sind auch Unterricht zur Erbauung.¹²

Auch das folgende Notenbeispiel entstammt dem Konstanzer Gesangbuch. Es ist ein Lied, welches dazu gedacht ist, vor der Christenlehre gesungen zu werden, und passt schon allein deswegen bestens in diesen Kontext.¹³

Wer Oh-ren hat zu hö-ren, der hö-re Je-sum an; er fol-ge sei-nen

Leh-ren, sie bes-ern Je-der mann. Er ist der Weg, das Le-ben, die

Wahr-heit und das Licht. Nach Licht und Wahr-heit stre-ben, ist

je-des Chri-sten Pflicht.

¹² Geistliche Monatschrift 1802, S. 326, Anm. 1.

¹³ Melodien zum zweyten Theil, 4. Heft, S. 9. Notengrafik: Christoph Schmider.

„Erbauung“, „Belehrung“ und, um die Trias zu vervollständigen, „Heiligung“ – das sind drei zentrale Begriffe, auf die sich die Aufgabe bringen lässt, die Wessenberg der Kirchenmusik zugedacht hatte. Im Hirtenbrief zur Einführung des Konstanzer Gesang- und Andachtsbuchs – von Bischof Carl Theodor von Dalberg am 20. April 1812 unterzeichnet, aber inhaltlich von Wessenberg verantwortet¹⁴ – ist dies eingehend und in teils recht blumigen Worten ausgeführt:

*„Die Betrachtung des lehrreichen und herzerhebenden Inhalts dieser Gebethe und Gesänge soll eure Seelen nicht nur in den Stunden des Gottesdienstes beschäftigen, sondern auch in eure Wohnungen euch begleiten, damit ihr die Tage des Herrn durch Heiligung eures Sinnes und Wandels würdig feyern möget. Selbst eure Erholungen und Vergnügungen sollen durch den Eindruck, den diese Andachtsübungen in eurem Innern zurücklassen, so geheiligt werden, daß kein Leichtsinn, keine sündliche Begierde, keine Unmäßigkeit sie in Fallstricke der Verführung, in Abgründe des Verderbens verwandle.“*¹⁵

Um die gewünschten Wirkungen erzielen zu können, musste das Gesangbuch natürlich möglichst rasch und weitreichend verbreitet werden. Dalberg subventionierte also das Werk aus seiner bischöflichen Schatulle, auf dass der Preis kein zu hohes Hindernis für den Kauf darstellte. Zudem bat Wessenberg im Juli 1812 die Landesherren darum, das Gesangbuch in den Schulen einzuführen, um es somit schneller bekannt zu machen.¹⁶ Die Regierung von Hohenzollern-Hechingen teilte Anfang September mit, man habe *„bereits die Anordnung getroffen, daß für die katholischen Schulen des Fürstenthums eine hinlängliche Exemplarien Anzahl angeschafft werden soll“*, und die Regierung von Hohenzollern-Sigmaringen kündigte an, sie werde *„nicht ermangeln, dasselbe in den Schulen und Familien zu empfehlen, und darauf bedacht zu seyn, daß es für ausgezeichnete Schüler zu Prämien bestimmt werde“*.¹⁷

¹⁴ Vgl. EAF, A 1/392. Hier ist nicht nur die von Dalberg unterschriebene Ausfertigung, sondern auch ein von Wessenberg abgezeichnetes und – allerdings nur sehr geringfügig – überarbeitetes Konzept zu finden.

¹⁵ EAF, A 1/392.

¹⁶ EAF, A 1/392, Schreiben an die Regierungen in Stuttgart, Sigmaringen und Hechingen vom 27. Juli 1812.

¹⁷ EAF, A 1/392, Schreiben der Regierungen in Hechingen bzw. Sigmaringen vom 3. bzw. 10. September 1812.

IV. Gottesdienstordnung (1809) und Kirchenvisitationen

Das „Gesang- und Andachtsbuch“ von 1812 ist natürlich der Dreh- und Angelpunkt der gesamten kirchenmusikalischen Reformbestrebungen Wessenbergs. Mit ihm, mit seiner Gestaltung und seiner Akzeptanz, stand und fiel die ganze Sache, das war ihm bewusst. Doch er beschritt parallel dazu auch den administrativen Weg und erließ schon drei Jahre zuvor, am 16. März 1809, die *„Allgemeine Gottesdienstordnung für alle Rheinischen Bundeslande des Bisthums Konstanz“*.¹⁸ Zur Kirchenmusik finden sich darin unter anderem folgende Vorschriften:

„Der pfärrliche Hauptgottesdienst soll an allen Sonn- und gebotenen Festtagen Vormittags in einem Amte mit deutschem Meßgesang und in einer Predigt bestehen [...] Die Auswahl der Meßgesänge aus den vorhandenen gutgeheissenen Gesangbüchern wird einstweilen, bis ein Diözesan-Gesangbuch von Uns hervorgegeben wird, den Hrn. Seelsorgern überlassen [...] In diese deutsche Meßgesänge ist nach Verschiedenheit der Kirchenfeste und Jahreszeiten eine schickliche Abwechslung zu bringen, damit sie nicht durch einförmige Wiederholung in geistlosen Mechanismus ausarten [...] In bedeutenden Städten, wo mehrere Geistliche und geschickte Musikanten sich befinden, wird angemessen befunden, daß der deutsche Meßgesang während dem Pfarr- oder Hochamt besonders an höhern Festen (ausser der Advents- und Fastenzeit) mit einer zweckmäßigen Figuralmusik begleitet werde.“

Hier haben wir sie wieder, die für Wessenberg zentralen „funktionalen“ Aspekte der Kirchenmusik: Sie hat dazu zu dienen, dass der Gottesdienst nicht eintönig und „geistlos“ wird – denn dann wäre es mit der Erbauung, Belehrung und Heiligung vorbei –, und sie hat selbstverständlich auch da, wo „geschickte Musikanten“ ausnahmsweise „Figuralmusik“ aufführen, jederzeit in diesem Sinne „zweckmäßig“ zu sein.

Wessenberg war offenbar der Ansicht, ein gewisses Vertrauen zu den Pfarrherren und ihrer kirchenmusikalisch-theologischen Kompetenz sei gut – warum sonst hätte er ihnen die Auswahl der für den Gottesdienst geeigneten Musik überlassen? Kontrolle aber schien ihm doch noch ein wenig besser, und so hatte er zugleich angeordnet, dass *„alle inner sechs*

¹⁸ Zu Geschichte, Inhalt und Bewertung dieser Gottesdienstordnung siehe Erwin Keller, Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessenberg, in: FDA 85 (1965), S. 7–526, speziell S. 377–462. Ebd. S. 377–82 ist die Gottesdienstordnung im vollen Wortlaut abgedruckt.

Wochen Uns durch ihr Dekanat die getroffene Auswahl anzuzeigen [haben], deren Bestätigung Wir uns ausdrücklich vorbehalten“. Damit nicht genug: Schon im Jahr 1805 hatte er das Verfahren der Kirchenvisitation neu geordnet und für den pfarramtlichen Vorbericht einen umfangreichen, weit mehr als einhundert Punkte umfassenden Fragenkatalog erarbeitet. Darin sollten sich die Pfarrer auch zur Kirchenmusik äußern: „*An & qualis habeatur musica vel cantus sub officiis divinis*“ – antworten durften die Geistlichen „*in Lingua germanica*“.¹⁹

In den Jahren 1810 und 1811, bei der ersten Visitationswelle nach Erlass der Gottesdienstordnung, war das Ergebnis, wie nicht anders zu erwarten, noch recht uneinheitlich – zumindest, soweit ich dies bei einigen Stichproben feststellen konnte.²⁰ Wenige Jahre später dann, 1816, scheinen die Vorschriften weitgehend umgesetzt gewesen zu sein – oder die Pfarrer hatten mittlerweile verinnerlicht, was man in Konstanz gern hören wollte: Im Dekanat Freiburg, das ich für eine – allerdings wohl nicht repräsentative – Stichprobe herangezogen habe, waren nahezu flächendeckend deutsche Messgesänge eingeführt, und nur wenige Gemeinden scheinen sich als „*bedeutende Städte*“ im Sinne der Gottesdienstordnung verstanden zu haben: Freiburg, Waldkirch, Kenzingen und Elzach – aber auch Oberwinden und Untersimonswald.

V. Kirchenmusikalische Missbräuche

Richtig eingesetzte Kirchenmusik wird, da war sich Wessenberg sicher, dazu beitragen, dass die Gottesdienste erbaulich, belehrend und heiligend auf die Menschen wirken. Sie wird also religiöse Gefühle und sittliche Gesinnungen fördern. Umgekehrt aber, und auch dessen war er sich gewiss, kann „falsche“ oder falsch eingesetzte Musik durchaus auch den gegenteiligen Effekt hervorrufen. Daher musste Generalvikar Wessenberg daran gelegen sein, derartige Missbräuche abzustellen. Dazu zählte für ihn, neben schlecht ausgeführter „Figuralmusik“ – die ja nur da erlaubt sein sollte, wo „*geschickte Musikanten*“ zur Verfügung standen, vor allem die so genannte „türkische Musik“ – man müsste im heutigen Sprach-

¹⁹ EAF, A 1/683, „*Quaestiones, Clericis beneficiatis & Vicariis praevis communicandae, ut ab ipsis pro locorum & personarum circumstantiis in folio seperato, propria manu subscripto respondeatur*“ vom 22. Mai 1805.

²⁰ Vgl. beispielsweise für das Landkapitel Freiburg: EAF, A 1/704.

gebrauch wohl „Blasmusik“ dazu sagen –, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend häufiger zur Verschönerung von Gottesdiensten eingesetzt wurde.

Im Sommer 1824 legte die Katholische Kirchensektion in Karlsruhe dem Konstanzer Generalvikariat einen Erlass des Bruchsaler Generalvikariats vor, durch den die *„die Andacht störenden bürgerlich militärischen Paraden, auch Musiken und Manövers bei kirchlichen Feierlichkeiten während des Gottesdienstes“* untersagt werden sollten. In Karlsruhe befand man den Entwurf *„für ganz zweckmäßig und heilsam“*; sofern Konstanz zustimmte, wollte man ihn gern *„generalisiren“* und für das gesamte Großherzogtum in Kraft setzen.²¹

In dem Bruchsaler Entwurf hieß es, es hätte sich vielerorts *„die Gewohnheit eingeschlichen [...] unter dem Vorwand, den kirchlichen Handlungen eine größere Feyerlichkeit zu geben, Bürger Militair und Schützen Corps mit ihrer Musik aufziehen zu lassen, die sich dann theils in dem Chor der Kirche in Parade aufstellen, während des Gottesdienstes Militär Musik und Manövers machen, theils ausserhalb der Kirche bleiben und öfters abfeuern [...], wodurch die anwesenden frommen Gläubigen nothwendig in ihrer Andacht gestört werden, u. ihre Aufmerksamkeit auf die gottesdienstlichen Handlungen ab- und ganz auf diese die Sinne zu sehr reizende Handlungen hingezogen“* würde.²²

Wessenberg, der sich in dieser Sache offenbar für nicht genügend informiert hielt, forderte umgehend den in Kappel am Rhein als bischöflicher Kommissär amtierenden Joseph Vitus Burg zu einer Stellungnahme auf. Burg antwortete wenige Wochen später:

„Es ist allerdings wahr, daß nicht nur in jedem Städtchen, sondern auch beinahe in jedem Dorf bürgerliche Militär Korps mit einer [...] türkischen Musik auf eine mehr oder minder kostspielige Weise eingerichtet sind [...] Da sie keinen eigentlichen Zweck für sich haben, so halten sie sich berufen, Antheil zu nehmen an den kirchlichen Feierlichkeiten des Orts. Das Schauspiel, welches sie dabei dem Publikum geben, ist aber so profan, daß die Kirchenbehörde sich dagegen erklären muß. Eine mehrjährige stille Duldung dieses Schauspiels von Seite der Kirchenbehörde schien dasselbe gleichsam zu rechtfertigen, darum werden sich von allen Seiten große Wi-

²¹ EAF, A 1/742, Schreiben der Kath. Kirchensektion Karlsruhe an das Bischöfliche Vikariat Konstanz vom 28. August 1824.

²² EAF, A 1/742, Schreiben des Bischöflichen Vikariats Bruchsal an die Kath. Kirchensektion Karlsruhe vom 11. August 1824.

*dersprüche gegen die Abschaffung erheben. Eine aufrichtige Mitwirkung von Seite der Staatsbehörden ist also unumgänglich nothwendig.*²³

Burg hatte sich freilich nicht auf die erwünschte Stellungnahme beschränkt, sondern gleich noch einen eigenen Entwurf für den vom Staat angeblich so sehr befürworteten Erlass vorgelegt. Interessanterweise wollte man in Karlsruhe davon mit einem Mal nicht mehr viel wissen, sondern „*die betreffende Sache bis zur neuen Einrichtung des Landes-Bisthums*“ auf sich beruhen lassen. Das allerdings ist nun kein musikalisches, sondern ein genuin kirchenpolitisches Thema – interessant zwar, aber in unserem Kontext nicht zur Debatte stehend.

VI. Zu Wessenbergs Musikverständnis (Teil 2)

Bevor wir uns nun erneut mit Wessenbergs Musikverständnis befassen, scheint es angebracht, den Blick auf ein weiteres Notenbeispiel zu richten. Der Ambitus der Melodie legt freilich – ähnlich wie bei vielen anderen der Lieder aus dem Konstanzer Gesangbuch – die Frage nahe, für welchen Verwendungszweck dieses Lied gedacht war. Angesichts des als Spitzenton erreichten zweigestrichenen G scheidet allgemeiner Volksgesang wohl von vornherein aus, und die über weite Strecken zweistimmig in Terz- und Sextparallelen geführten Oberstimmen sowie die recht „klavieristische“ Begleitung legen die Vermutung nahe, die eigentliche Zielgruppe für dieses Lied – und für alle vergleichbaren – sei eher ein kleiner Frauen- oder Kinderchor mit Begleitung der möglicherweise durch ein Bassinstrument unterstützten Orgel gewesen.²⁴

Musik war für Wessenberg persönlich nicht von zentraler Bedeutung, soviel dürfte feststehen. Anders als mit der bildenden Kunst hat er sich mit der Musik, soweit ich sehe, auch nicht explizit publizistisch auseinandergesetzt. Und doch gibt es einige aufschlussreiche Äußerungen von ihm zur Frage des richtigen Verhältnisses von Musik und Liturgie. Sie datieren interessanterweise aus dem Jahr, in dem seine kirchliche Karriere endete. Zu finden sind sie in seinem 1827 veröffentlichten Werk „*Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes*“. Der Titel wirkt eigentümlich vertraut – was nicht verwunderlich ist, sind uns

²³ EAF, A 1/742, Schreiben von Burg an Wessenberg vom 28. September 1824.

²⁴ Melodien zum zweyten Theil, 1. Heft, S. 15/16.

Mit Anst. Te Deum Laudamus.

Heer unser Gott! wir loben dich, Wir danken dir, wir preisen dich. Im

Glaube liegt die Christiheit, voll Liebe, Trost und Freudigkeit. Die Thräne

fleßt, die Dank dir bringe; Und heilig, heilig, heilig singt. Du, Vater! wirft uns

gnädig sen; Sich unser ganzes Herz ist dein. Ja deine Kinder sitzen heut Ihre

Glück und deine Freundlichkeit; Ihre Glück und deine Freundlichkeit. 3

Erenk.

doch so ähnliche Formulierungen im Verlauf der bisherigen Überlegungen schon mehrfach in Verbindung mit der Musik begegnet. Und was Wessenberg in diesem Werk über die Kunst sagt, lässt sich teilweise völlig ungezwungen auf die Musik übertragen, die ja gleichfalls den Künsten zuzurechnen ist. „Den Gipfel der Vollendung“, so Wessenberg, „hat die Kunst immer nur dann erreicht, wenn sie mit frommem Sinne als begeisterte Freundin der Religion [...] zur Förderung der öffentlichen Gottesverehrung aufgetreten ist.“²⁵

Doch es ist gar nicht notwendig, sich allein auf Analogien zwischen bildender Kunst und Musik zu beschränken, um Näheres über Wessen-

²⁵ Ignaz Heinrich von Wessenberg, Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes. 2 Bände, Konstanz 1827. 1. Band, S. 175.

bergs Musikverständnis zu erfahren. Den letzten Abschnitt seines Werkes über „Die Christlichen Bilder“ hat er nämlich den anderen schönen Künsten gewidmet. Die Musik bedenkt er darin zunächst mit höchstem Lob, sei sie doch „*die milde Bezähmerin aller Herzen und ein Nachbild vom Zusammenklang aller Wesen der Schöpfung*“.²⁶ Und erst dadurch, dass die Musik, so Wessenberg weiter, „*die innersten Tiefen des Gemüthes durchdringt [...] und ihm die ewige Harmonie der höhern Weltordnung versinnlicht, wird der Einfluß der schönen Kunst überhaupt auf die frommen Tempelbesucher vervollständigt und ihr höchster Triumph herbeigeführt*“.²⁷ Daher habe die Kirche die Musik von jeher nicht nur toleriert, sondern sie überhaupt erst zur Vollendung geführt.²⁸ Hier allerdings sieht Wessenberg auch eine große Gefahr, die Gefahr nämlich, dass Musik als künstlerische Ausdrucksform zum Selbstzweck wird und „*die trefflichsten Früchte, die sie in ihrer Reinheit hervorbringt [...] sich bei ihrer Ausartung in verderbliches Gift*“ verwandeln.²⁹

Allzu kunstfertige Musik sei in Gefahr, nur noch ein „*ergötzender Ohrenschmaus*“ zu sein, dessen „*Verdienst größtentheils in Ueberwindung mechanischer Schwierigkeiten besteht*“, woraus schließlich der „*Muthwillen der Instrumentalmusik*“ resultiere, „*die von jeher so gern den Gesang meisterte und unterdrückte*“.³⁰ Zwar solle die Instrumentalmusik keineswegs vom Gottesdienst ausgeschlossen werden, „*am wenigsten die von der christlichen Tonkunst erfundene majestätische, feierliche Orgel*“. Sehr zu wünschen sei aber vor allem, dass „*großartige, gleichsam kunstlos aus der Seele strömende Volkschöre, in denen mit der Einfalt des Herzens die Einfalt des Gesanges sich vereint, gebildet und in unsern feierlichen Gottesdienst eingeführt werden!*“³¹

Wessenberg gerät mit seiner Stellungnahme zur Rolle der Musik im Gottesdienst, so scheint mir, in einen Widerspruch, den er selbst nicht aufzulösen vermag. Er hält die Musik für wichtig, ja sogar für notwendig, denn nur „*der vollständige musikalische Gottesdienst*“ sei in der Lage, „*die Macht der Künste zu Einem Zauber*“ zu vereinigen.³² Zugleich aber

²⁶ Wessenberg, Die christlichen Bilder, 2. Band, S. 598.

²⁷ Ebd., S. 598.

²⁸ Ebd., S. 600.

²⁹ Ebd., S. 596.

³⁰ Ebd., S. 601 sowie Anm. 10.

³¹ Ebd., S. 601.

³² Ebd., S. 599.

soll sie „gleichsam kunstlos aus der Seele“ strömen, um nicht zu sehr ablenkend und zerstreud zu wirken.

VII. Wessenberg und die zeitgenössische Diskussion über „richtige“ Kirchenmusik

Unser nächstes Notenbeispiel, das Himmelfahrtslied „Auf, Christen! auf“, zeigt diesen Gestus des Erhebens, des Zum-Himmel-Hinaufführens nicht nur – bei seinem Anlass selbstverständlich – im Text, sondern auch in der Melodieführung.³³ Daran allerdings, dass es den Anspruch eines „kunstlos aus der Seele strömenden Volkschors“ erfüllen kann, sind aufgrund der gesamten Faktur – und angesichts des auch hier geforderten Stimmumfangs! – doch ernste Zweifel angebracht.

Mit den Ausführungen Wessenbergs zu Wesen und Aufgabe der Kirchenmusik sind wir mitten in einer Diskussion angekommen, die im

Auf, Chri-sten! auf und freu - et euch! der Herr fährt auf zu sei - nem

The first system of musical notation shows the vocal line and piano accompaniment for the first two phrases of the hymn. The vocal line is in a high register, starting on a G4 and rising to a G5. The piano accompaniment consists of chords and simple rhythmic patterns.

Reich! Er tri-um - phirt, lob-sin - get ihm, lob-sin-get ihm mit lau - ter

The second system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line remains in a high register, with some chromatic movement. The piano accompaniment features a more active bass line with eighth notes.

Stimm al - le - lu - ja al - le - lu - ja.

The third system shows the final phrase of the hymn. The vocal line is simpler, with a few notes on a G4. The piano accompaniment is also simpler, with a few chords.

³³ Melodien zum zweyten Theil, 4. Heft, S. 52/53. Notengrafik: Christoph Schmider.

Laufe der Kirchengeschichte immer wieder geführt worden ist, zuletzt im ausgehenden 20. Jahrhundert infolge der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils. Besonders heftig wurde im 19. Jahrhundert über die Frage gestritten, was denn „richtige“ Kirchenmusik sei – zu fragen wäre nun also noch, wie Wessenbergs Position in dieser Debatte zu bestimmen ist. In früheren Jahrhunderten war die Diskussion fast ausschließlich innerhalb der Kirche geführt worden. In dem Maße aber, wie seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts die Kirchenmusik zunehmend „bürgerlich“ wurde, wurde auch die Diskussion über ihre „richtige“ Ausgestaltung zunehmend popularisiert. Mit einem Mal spielten ästhetische Fragen eine Rolle, die Diskussion wurde zum literarischen Sujet, zugleich aber wurde sie auch stärker theologisch ausgerichtet.

Dabei kann man zwei Grundströmungen ausmachen, die sich mit den Begriffen „Restauration“ und „Reform“ umreißen lassen. Den „Reformern“ erschien die Kirchenmusik verbesserungsbedürftig, weil auch gute Werke oftmals schlecht aufgeführt wurden. Die „Restauratoren“ hingegen waren der Überzeugung, dass die gesamte aktuelle Kirchenmusikproduktion zu völliger Wertlosigkeit degeneriert sei. Wichtige Diskussionsbeiträge kamen von Schriftstellern aus dem Umfeld der Romantik wie Johann Gottfried Herder (1744–1803) oder Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773–1798).³⁴ Besonders pointiert und zugleich kompetent äußerte sich E. T. A. Hoffmann (1776–1822) in seinem 1814 veröffentlichten Aufsatz *„Alte und neue Kirchenmusik“*.³⁵

Zur gewissermaßen „heiligen Schrift“ der „Restauratoren“ wurde aber das 1824/25 zunächst anonym publizierte Büchlein *„Ueber Reinheit der Tonkunst“*, verfasst von dem bedeutenden Heidelberger Juristen Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840). In Bezug auf die Musik im Gottesdienst forderte Thibaut, man solle *„die Herzen sich nur durch menschliche Stimmen ergießen lassen, welche auch noch dazu den Zustand der Seele am wärmsten und lautersten darstellen“*.³⁶ Musikinstrumente, so sein gewissermaßen kategorischer Imperativ, hätten im Gottesdienst nichts zu suchen, Kirchenmusik sollte reine Vokalmusik sein.

³⁴ Vgl. Peter Rummenhölter, *Romantik in der Musik*. Kassel 1989.

³⁵ Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, *Alte und neue Kirchenmusik*, in: Ders.: *Schriften zur Musik / Nachlese*. Darmstadt 1968, S. 230.

³⁶ Anton Friedrich Justus Thibaut, *Ueber Reinheit der Tonkunst*. Heidelberg 1824. Benutzte Ausgabe: Freiburg / Tübingen 1884, S. 121/122.

Wessenbergs Vorstellungen kommen den Ideen Thibauts recht nahe, etwa wenn er wünscht, es möge „*überall der Ausartung des alten, ehrwürdigen Kirchenstyls in den ungebundenen, profanen und üppigen Opern- und Konzert-Styl gewehrt*“ werden.³⁷ In der Tat hat Wessenberg Thibauts Schrift offenbar schon sehr bald nach dem Erscheinen rezipiert, denn er erwähnt sie in einer Fußnote seiner Abhandlung über die christliche Kunst. Die Konsequenzen, die beide aus der gleichen Erkenntnis zogen, sind jedoch sehr unterschiedlich: Thibaut propagierte die Rückkehr der Kirchenmusik zur klassischen Vokalpolyphonie im Stile Palestrinas, Wessenberg hingegen sah ihr Heil im allgemeinen Volksgesang, der textlich wie musikalisch in der von möglichst jedermann leicht zu verstehenden Sprache der Zeit gehalten sein sollte.

Das bescherte den „neuen geistlichen Liedern“ aus seinem Gesangbuch freilich auch größtenteils eine nur kurze Halbwertszeit. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts galten solche Lieder vielen sich besonders „kirchlich“ dünkenden Theologen und Kirchenmusikern als nichtswürdige Produkte einer höchst dekadenten Epoche. Und aus dem neuen Freiburger Diözesangesangbuch, dem „*Magnificat*“, sollten, so die ursprüngliche Intention seiner Macher, alle Spuren der Wessenberg-Ära getilgt werden. Tatsächlich aber waren manche der Lieder und Gesänge mittlerweile so im Kirchenvolk verwurzelt, dass sich dieses Unterfangen nicht durchsetzen ließ.

VIII. Fazit

Nach diesem kurzen Ausblick wollen wir noch einmal auf die erbauende und belehrende Funktion der Kirchenmusik zurückkommen. Der pädagogische Impetus kommt im Konstanzer Gesangbuch immer wieder zum Tragen, so auch in dem Begräbnislied, das hier als letztes Musikbeispiel angeführt sein soll.³⁸

Wessenbergs Verhältnis zur Kirchenmusik ist, so lässt sich vielleicht in einem kurzen Fazit zusammenfassen, in erster Linie pragmatisch. Zwar gesteht er der Musik sehr wohl einen Wert als autonome Kunst zu und

³⁷ Wessenberg, *Die christlichen Bilder*, 2. Band, S. 602.

³⁸ *Melodien zum ersten Theile des Diözesan-Gesangbuches für das Bisthum Konstanz, oder Gesänge für den vormittägigen Gottesdienst*. Freiburg, Konstanz 1814, 1. Heft, S. 138/139. Notengrafik: Christoph Schmider.

Hier Mensch, hier lerne was du bist, von hier, was un-ser Le-ben,

un-ser Le-ben ist: Ein Sarg nur und ein Lei-chen-kleid bleibt

dir von al-ler Herr-lich-keit, ein Sarg nur und ein Lei-chen-kleid bleibt dir von

al-ler Herr-lich-keit.

1) Hier Mensch, hier lerne, was du bist,
 von hier, was unser Leben ist.
 Ein Sarg nur und ein Leichenkleid
 Bleibt dir von aller Herrlichkeit.

3) Wer weiß, wie bald auch dich zur Gruft
 Der Herr des Tods und Lebens ruft!
 Drum halte dich zu jeder Zeit
 Auf Tod und Ewigkeit bereit.

2) Jetzt ist der arm, der andre reich;
 Im Grabe sind wir alle gleich.
 Sey gleich entfernt von Stolz und Neid
 In Hobeit und in Niedrigkeit!

4) Herr! sey barmherzig, wenn du einst
 Als Richter aller Welt erscheinst!
 Dein wollen wir, auf ewig dein
 Im Leben und im Tode seyn.

will sie als solche auch durchaus in der Kirche zulassen. In der Praxis freilich betont er ganz stark ihren funktionalen Charakter mit dem Zweck, einen wesentlichen Beitrag zur Erbauung, Belehrung und Heiligung der Menschen zu leisten.

Seine Neuerungen in der Gottesdienstgestaltung und somit auch seine Verordnungen über Kirchenmusik stießen zunächst auf weitverbreiteten und teilweise heftigen Widerstand, setzten sich mit der Zeit jedoch nachhaltig durch. In einer Verordnung über *„Orgelspiel und Kirchengesang“*, die das Freiburger Ordinariat 1853 erließ, finden sich Vorschriften, die inhaltlich weitgehend identisch sind mit jenen aus Wessenbergs Gottesdienstordnung von 1809: So genannte Figuralmusik sollte nur da gestattet sein, *„wo hinreichend gute Kräfte zu deren Ausführung vorhanden sind, in welchem Falle jedoch nur im kirchlichen Style gehaltene Compositionen vorgetragen werden dürfen“*. Überall sonst aber sei der *„übrigens nicht bloß von einem auserwählten kleinen Sängerkhore, sondern von der ganzen Gemeinde einstimmig ausgeführte Volksgesang nach Anleitung des neu approbirten Diözesangesangsbuchs zu pflegen und zu benützen“*.

Und heute, 150 Jahre nach Wessenbergs Tod, was ist da in punkto Kirchenmusik noch von seinen „Nachwirkungen“ zu spüren? Nicht viel, möchte man meinen. Beispielsweise dass das Lied *„Christus ist erstanden“* – im „Gotteslob“ die Nummer 819 – bis heute eines der beliebtesten Osterlieder ist. In der Erinnerung mancher Älteren – und vielleicht sogar bisweilen in der Praxis? – leben überdies die Psalmen weiter. Zum Freiburger Diözesantag 2008, der unter dem Motto *„Ihr seid Gottes Melodie“* ganz im Zeichen der Kirchenmusik stand, hatte der Freiburger Domkapellmeister Boris Böhmann (*1964) einen der „Wessenberg-Psalmen“ neu in Musik gesetzt und mit Domchor, Domkapelle und Münsterbläsern beim Abschlussgottesdienst auf dem Münsterplatz aufgeführt. Und bei den Planungen zum neuen „Gotteslob“ sollen, so ist zu hören, die „Wessenberg-Psalmen“ gleichfalls berücksichtigt werden.

Um noch einmal zu unserem Ausgangspunkt zurückzukommen – *„Wessenberg und die Kirchenmusik“* ist also in der Tat kein einfaches und leicht überschaubares Thema. Vor allem, wenn man bedenkt, dass ich eine ganze Reihe von weiterführenden Fragen, die sich daraus ergeben könnten, in diesem kurzen Überblick gar nicht erst gestellt habe. So bleibt die Hoffnung, es möge gelungen sein, wenigstens ein paar befriedigende Antworten auf die Frage zu geben, wie sich Wessenbergs Verhältnis zur Kirchenmusik gestaltete.

Die Soziallehre der katholischen Kirche zur menschlichen Arbeit heute im Rückblick auf Wessenbergs Vorstellung von Fortschritt

Von Ursula Speckamp

Einleitung

Die folgende kleine Untersuchung beleuchtet Wessenbergs Auffassung von Fortschritt aus der Sicht der heutigen kirchlichen Soziallehre.¹ Die Vorstellungen Wessenbergs über Fortschritt und die menschliche Arbeit dabei erheben wir aus seinen Schriften und den Verhandlungen der Ersten Kammer der Badischen Ständeversammlung, deren Mitglied Wessenberg von 1819 bis 1827 als Vertreter der katholischen Kirche und von 1831 bis 1833 als Abgeordneter des grundherrlichen Adels oberhalb der Murg war.² Für unseren Zweck am ergiebigsten sind die Verhandlungsprotokolle und „*Beylagen*“ der Ersten Kammer der Badischen Ständeversammlung der genannten Jahre³, Wessenbergs Alterswerk „*Gott und die Welt*“⁴ und seine Reisetagebücher.⁵ Für die katholische Lehre von der Arbeit und vom Fortschritt legen wir zu Grunde das „*Kompendium der Soziallehre*

¹ In einer früheren Abhandlung haben wir Wessenberg als einen bedeutenden – damals selten gewordenen – Vermittler zwischen Katholizismus und künstlerischer Zeitkultur gezeigt. Siehe: Ursula Speckamp, Vervollkommnung der Menschheit auf Gott hin durch das Schöne. Ignaz Heinrich von Wessenberg als Literaturkritiker, Literaturtheoretiker, Dichter, Kunstkritiker, Kunsttheoretiker, Kunstsammler und Kunstförderer, in: FDA 103 (1983), S. 207–244.

² Josef Beck, Freiherr I. v. Wessenberg. Freiburg 1862, S. 339.

³ Verhandlungen der Ersten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogthums Baden. Enthaltend die Protokolle der Ersten Kammer mit deren Beylagen. Karlsruhe 1819ff.

⁴ Ignaz Heinrich von Wessenberg, *Gott und die Welt*. 2 Bände, Heidelberg 1857 (im Folgenden zitiert: GW).

⁵ Ignaz Heinrich von Wessenberg, *Reisetagebücher* (hrsg. von Kurt Aland). Freiburg 1970.

der Kirche⁶ und die Enzyklika „*Laborem exercens*“ von Papst Johannes Paul II.⁷

Methodische Bemerkung: Es sind im Rückblick auf Wessenbergs Vorstellung von Fortschritt geschichtliche Erfahrungen und Erkenntnisse sowohl von Zeitgenossen als auch aus einer langen Zwischenzeit seit damals enthalten (einschließlich der Verfasserin selbst).

A Die subjektive Seite der Arbeit

I. Katholische Soziallehre

1. Der arbeitende Mensch: Subjekt der Arbeit

Das „*Kompendium der Soziallehre*“ geht im Kapitel über die menschliche Arbeit aus von der Aufgabe, die Erde zu bebauen und zu hüten (K 255). Die Bibel lenkt den Blick auf drei Aspekte der Arbeit: Die Erde als Geschenk, Jesus als körperlich Arbeitender, Paulus' Stellung zur Arbeit. Gott gab dem Menschen die Erde als Geschenk mit der Maßgabe, sie zu bebauen in der Weise, dass er sie hütet (K 255). Damit hebt das Kompendium die Pflicht zur Achtsamkeit hervor. Jesus widmete den größten Teil seines Lebens der körperlichen Arbeit in der Werkstatt eines Zimmermanns. Er lehrt, die Arbeit zu schätzen (K 259). Paulus betont die Pflicht zur Arbeit (K 264). Er schreibt: „*Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen*“ (LE 57).

Es lassen sich zwei Seiten der Arbeit unterscheiden: die subjektive und die objektive. Die subjektive Dimension der Arbeit ist mit dem Personsein des Menschen gegeben. Die Arbeit ist wesentlicher Ausdruck der Person (K 272). Durch sie entfaltet und erhält der Mensch seine Menschlichkeit (K 274). Denn durch die Arbeit wandelt der Mensch nicht nur die Natur um, passt sie seinen Bedürfnissen an, sondern wird durch sie gewissermaßen mehr Mensch (LE 21). Daher ist die Würde der Ar-

⁶ Päpstlicher Rat für Gerechtigkeit und Frieden: Kompendium der Soziallehre der Kirche. Freiburg 2006 (im Folgenden zitiert: K, dahinter Nr. des Abschnitts). Das „Kompendium“ zitiert zahlreiche päpstliche Enzykliken, Ansprachen u. dgl. Diese werden in unserem Zusammenhang nicht eigens als „Zitat im Zitat“ kenntlich gemacht.

⁷ Enzyklika „*Laborem exercens*“ von Papst Johannes Paul II. über die menschliche Arbeit zum neunzigsten Jahrestag der Enzyklika „*Rerum novarum*“, 14. September 1981, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1981 (im Folgenden zitiert: LE, dahinter Seitenzahl).

beit unabhängig davon, ob der objektive Wert der Arbeit eher groß oder eher klein ist (K 271). Daraus ergibt sich, dass die subjektive Dimension der Arbeit Vorrang vor der objektiven haben muss (K 271), d. h.: In erster Linie ist die Arbeit für den Menschen da und nicht der Mensch für die Arbeit (LE 15). Die Arbeit des einen und die Arbeit anderer greifen ineinander (K 209; LE 22f.). Die Arbeit ist moralische Verpflichtung sich selbst gegenüber und gegenüber den anderen: der Herkunftsfamilie, der Volksgemeinschaft, der Menschheit (K 273; K 217; LE 23). Arbeit schafft der Familie den Lebensunterhalt, zudem prägen Arbeit und Fleiß den Erziehungsprozess, dessen Hauptziel das Mensch-Werden ist, zu dem Arbeit und Fleiß entscheidend beitragen (LE 22). Mit der Zugehörigkeit zu einer Volksgemeinschaft, die umfassende Erzieherin jedes Menschen und große historische und soziale Inkarnation der Arbeit aller Generationen ist, erreicht der Einzelne seine tiefste menschliche Identität (LE 23). Daher versteht er seine Arbeit auch als Mehrung des Gemeinwohls (LE 23). Ihm wird darüber hinaus bewusst, dass die Arbeit auf diesem Weg der Menschheit dient (LE 23).

Arbeit ist zunehmend qualifizierte Arbeit. Darauf sind Erziehung und Bildung auszurichten (K 290). Deren Ziel ist zunächst eine reife Menschlichkeit, dann die fachliche Befähigung und die Förderung der Bereitschaft, sich beständig weiterzubilden oder auch neu zu qualifizieren und sich einer veränderten wirtschaftlichen Gesamtsituation zu stellen (K 290).

2. Zur Spiritualität der Arbeit

Durch die Herausbildung der Spiritualität der Arbeit kann den Menschen geholfen werden, Gott näher zu kommen (LE 52). Kern der Spiritualität ist der Gedanke, dass der Mensch, als Abbild Gottes, durch seine Arbeit am Werk Gottes teilnimmt, es weiterentwickelt und es in gewissem Sinne vollendet (LE 52). „*Das Bewußtsein des Menschen, durch die Arbeit am Schöpfungswerk teilzunehmen, bildet für ihn den tiefsten Beweggrund, sie in den verschiedenen Bereichen auf sich zu nehmen*“ (LE 55). Diese Mitwirkung am Schöpfungswerk hat zwei Seiten: die Umformung und Einordnung der Dinge und der Gesellschaft auf Gott hin und die eigene Vervollkommnung (LE 57f.). Indem der Mensch wirkt, entwickelt er seine Fähigkeiten und wächst über sich hinaus. So ist die Arbeit auf umfassenden Aufstieg gerichtet.

Die biblische Lehre von der Arbeit gipfelt im Gebot der Sabbatruhe (K 258). „*Der Sabbat ist ein heiliger, ein Gott geweihter Tag, an dem der Mensch den Sinn seines Daseins und auch der Arbeit besser versteht.*“⁸ Denn der Mensch darf sich von der Arbeit keinesfalls versklaven lassen.⁹

II. Wessenberg

1. Arbeitsamkeit

Mit der subjektiven Seite der Arbeit im Sinne der katholischen Soziallehre hat sich Wessenberg kaum befasst. Anzuerkennen ist, dass er feststellt: Der Arbeit gebührt Ehre (GW 1, 331). Arbeit ist die Grundlage für das Gedeihen einer Gesellschaft (GW 2, 111). Mit der von ihm verordneten Abschaffung vieler Feiertage im Bistum Konstanz meinte Wessenberg einen Beitrag zur Arbeitsamkeit des Volkes zu leisten.¹⁰ In einer bischöflichen Verordnung vom 20. August 1808 heißt es: „*Der im Jahr 1806 vorgenommenen Einschränkung der Zahl von Feyertagen lag die heilsame Absicht zum Grunde, den in jeder Rücksicht so schädlichen Müßiggang durch zweckmäßige Arbeitsamkeit zu verdrängen, die Anlässe, welche die Sinnlichkeit und der Leichtsinns zur Schwelgerey und Ausschweifung misbrauchen, zu vermindern, und den Eifer für wahre Gottes-Verehrung an den noch übrigen gebothenen Feyertagen zu befördern.*“¹¹ – Hier sieht es so aus, als sei Konstanz von Genf beeinflusst gewesen.

2. Die Vervollkommnung des Einzelnen

Innerhalb seiner Lebensspanne kann sich der Einzelne der Vollkommenheit nähern, und zwar in der Weise, dass er die Kräfte, die ihm verliehen wurden, redlich dazu verwendet, Gottes Willen auf Erden zu erfüllen (GW 1, 411). Der Einzelne ist „*als von Gott gesetzt (...) ein Be-*

⁸ Aus der Predigt von Papst Benedikt XVI. zum Fest des hl. Josefs des Arbeiters, gehalten am 19. März 2006 im Petersdom in Rom, in: Hans-Otto Mühleisen u. a. (Hrsg.), *Der heilige Josef*. Lindenberg 2008, S. 133.

⁹ Ebd.

¹⁰ Conrad Gröber, Ignaz Heinrich von Wessenberg, in: FDA 55 (1927), S. 426; Adolf Küry, *Die Durchführung der kirchlichen Verordnungen des Konstanzer Generalvikars I. H. von Wessenberg in der Schweiz*. Bern 1915, S. 53–58.

¹¹ Sammlung bischöflicher Hirtenbriefe und Verordnungen für das Bisthum Konstanz, 1801–1808. Konstanz 1808, S. 242.

standtheil des Ganzen, berufen, zu dessen Harmonie beizutragen, so fern er die ihm verliehenen Gaben nach ihrem Zweck entfaltet und anwendet“ (GW 1, 411).

B Objektive Seite der Arbeit und Fortschritt

I. Katholische Soziallehre

Im objektiven Sinn umfasst die Arbeit die Gesamtheit dessen, auf das sie sich richtet und die Mittel – Werkzeuge, Techniken – derer sie sich bedient (K 290; LE 10f.). Die Arbeit im objektiven Sinn verändert sich im Laufe der Geschichte (K 270; LE 9f.). So zeigt sich die Technik in der jüngsten Menschheitsgeschichte vor allem bei einigen Völkern als Grundfaktor für wirtschaftlichen Fortschritt – der allerdings zentrale Fragen über die menschliche Arbeit in ihrem Verhältnis zum menschlichen Subjekt aufwirft (LE 13).

1. Arbeit vor Kapital

„Aufgrund ihres (...) personalen Charakters steht die Arbeit über jedem anderen Produktionsfaktor: Dieser Grundsatz gilt insbesondere im Hinblick auf das Kapital“ (K 276). Das betrifft unmittelbar den Produktionsprozess, „für den die Arbeit immer eine der hauptsächlichen Wirkursachen ist“, während das Kapital als Instrument dient (LE 26). Nur durch die Arbeit können die Reichtümer der Natur dem Menschen nutzbar gemacht werden (LE 26). Die Reichtümer der Natur findet der Mensch vor, er schafft sie nicht (LE 27). Die Gesamtheit der Mittel, mit denen der Mensch sie sich zu eigen macht und sie für seine Erfordernisse umwandelt, ist das geschichtlich gewachsene Erbe menschlicher Arbeit (LE 27).

Häufig besteht ein Konflikt zwischen Arbeit und Kapital, der mit veränderten sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen neue Charakterzüge annimmt (K 279). Diesem Konflikt liegt der Irrtum des Ökonomismus zu Grunde, der die menschliche Arbeit ausschließlich nach ihrer wirtschaftlichen Zielsetzung betrachtet: der angeblich starken Vermehrung der materiellen Reichtümer (LE 30f.; K 278). Steigerung der so genannten Produktivität ist dabei Ziel und Zweck, nicht der Mensch (LE 31; K 279). Es sind Strukturen herbeigeführt worden, die gekennzeichnet sind durch zweierlei: „Auf der einen Seite die ausschließliche Gier nach Profit und auf der anderen Seite das Verlangen nach Macht mit dem Vorsatz, ande-

ren den eigenen Willen aufzuzwingen. Jeder dieser Verhaltensweisen kann man, um sie noch treffender zu kennzeichnen, die Qualifizierung hinzufügen: „um jeden Preis“ (K 119). Eine radikale Überwindung des Irrtums des Ökonomismus ist unmöglich, „solange es nicht zu angemessenen Änderungen kommt sowohl auf theoretischem wie auch auf praktischem Gebiet, Änderungen auf der Linie einer entschiedenen Überzeugung vom Primat der Person über die Sache, der menschlichen Arbeit über das Kapital“ (LE 31). Das Verhältnis von Arbeit und Kapital schließt das Verhältnis von Arbeit und Eigentum ein. Eigentum an Produktionsmitteln muss der Arbeit dienen (LE 32). Nach christlicher Tradition gilt: „Das Recht auf Privateigentum ist dem Prinzip von der allgemeinen Bestimmung der Güter untergeordnet“ (K 282). Hiervon ist nicht das persönliche Eigentum, z. B. das Hemd am Leibe oder das Häuschen der Familie betroffen. Angesichts des Vorrangs der Arbeit vor dem Kapital fordert die katholische Kirche eine Beteiligung der Arbeiter am Eigentum an den großen Produktionsmitteln, an seiner Verwaltung und an seinen Erträgen (K 281).

2. Ökologische Auffassung von Fortschritt

Von großem Gewicht sind die Äußerungen der katholischen Soziallehre zum ökologischen Maßstab, der an die menschliche Arbeit anzulegen ist. Das Potenzial der Technik kann entweder zum Fortschritt des Menschen gebraucht werden oder zu seiner Entwürdigung (K 458). „Aus diesem Grund ist es notwendig, eine vorsichtige Haltung zu bewahren und mit aufmerksamem Blick Natur, Ziele und Modalitäten der verschiedenen Formen angewandter Technologie zu werten“ (K 458). Folglich müssen die Wissenschaftler dafür sorgen, dass ihre Forschungen und ihr technisches Können im Dienst der Menschheit stehen und sie den moralischen Prinzipien und Werten unterordnen, welche die Würde des Menschen in ihrer ganzen Fülle achten und verwirklichen (K 458). Zentraler Bezugspunkt für jede wissenschaftliche und technische Anwendung ist die Achtung vor dem Menschen, die mit einer Haltung des Respekts vor den anderen lebendigen Geschöpfen verbunden sein muss (K 459). Auch wenn man daran denkt, diese zu verändern, muss man der Natur eines jeden Wesens und dem Gefüge, in dem es lebt, Rechnung tragen (K 459). Die Möglichkeiten der biologischen Forschung geben Anlass zu tiefer Besorgnis, „da man noch nicht im Stande ist, die durch eine undifferenzierte genetische Manipulation und eine

leichtfertige Entwicklung neuer Arten von Pflanzen und Formen tierischen Lebens der Natur zugefügten Störungen richtig abzuschätzen; ganz zu schweigen von nicht annehmbaren Eingriffen in die Ursprünge des menschlichen Lebens selbst“ (K 459). Auf die vielfältige Bedrohung des menschlichen Lebens verweisen auch die oberrheinischen Bischöfe Saier, Doré und Koch im Jahr 2002.¹² Man muss feststellen, hebt das „Kompendium“ hervor, dass die Anwendung einiger Entdeckungen im industriellen und landwirtschaftlichen Bereich langfristig negative Folgen verursacht (K 459). Dies zeigt, wie kein Eingriff in einen Bereich des Ökogegefüges davon absehen kann, seine Folgen in anderen Bereichen und allgemein für das Wohl künftiger Generationen mitzubedenken (K 459). Der Mensch darf folglich nicht vergessen, dass seine Fähigkeit, mit seiner Arbeit die Welt umzugestalten und in einem gewissen Sinne neu zu schaffen, immer nur auf der Grundlage der ersten Ur-Schenkung der Dinge durch Gott geschieht (K 460). Er darf nicht willkürlich über die Erde verfügen, als hätte sie nicht eine eigene Gestalt und eine ihr von Gott verliehene Bestimmung, die der Mensch entfalten kann, aber nicht verraten darf (K 460). *„Wenn er sich so verhält, statt seine Aufgabe als Mitarbeiter Gottes am Schöpfungswerk zu verwirklichen, setzt sich der Mensch an die Stelle Gottes und ruft dadurch schließlich die Auflehnung der Natur hervor, die von ihm mehr tyrannisiert als verwaltet wird“* (K 460). Wir haben es mit einem Menschen zu tun, dem die moralischen Erwägungen, die das Kennzeichen jeder menschlichen Tätigkeit sein sollten, gleichgültig sind. Die Tendenz zu einer unbedachten Ausbeutung der Ressourcen der Schöpfung ist Ergebnis eines langen historischen und kulturellen Prozesses (K 461). Das „moderne“ Zeitalter weist ein zunehmendes Potenzial verändernden Eingreifens auf. Erschließung und Ausbeutung der Ressourcen ist allesbeherrschend und -verdrängend geworden (K 461). Heute ist es so weit gekommen, dass die Bewohnbarkeit der Erde selbst bedroht ist. *„Ausgehend von der erwiesenermaßen irrigen Annahme, dass man über eine unbegrenzte Menge von Energie und Ressourcen verfügen könne, dass diese sofort erneuerbar und dass die negativen Auswirkungen der Manipulationen der natürlichen Ordnung problemlos zu beheben seien, hat sich eine eingeschränkte Sichtweise ausgebreitet, die die natürliche Welt durch eine mechanistische und die [geschichtliche, U. S.] Entwicklung*

¹² Leben am Oberrhein, S. 3.

durch eine konsumistische Brille betrachtet; dem Tun und Haben wird der Vorrang vor dem Sein eingeräumt, und das hat schwere Formen menschlicher Entfremdung zur Folge“ (K 462). Eine solche Einstellung stammt aus einer szientistischen und technokratischen Ideologie, aus einer extremen Säkularisierung, die zum Nihilismus führt (K 462). Eine Sicht des Menschen und der Dinge ohne jeden Bezug zur Transzendenz hat dazu geführt, dass die Vorstellung von der Schöpfung abgelehnt und dem Menschen und der Natur eine autonome Existenz zugeschrieben wird (K 464). Damit ist die Verbindung gerissen, welche die Welt mit Gott vereint (K 464).

Angesichts der Eingriffe, denen die Erde durch Menschen ausgesetzt wird, ist es notwendig geworden, sie zu schützen: Der Umweltschutz ist eine Herausforderung für die gesamte Menschheit: Es handelt sich um die umfassende Pflicht, ein gemeinschaftliches Gut zu achten, das für alle bestimmt ist, und zu verhindern, dass man von den verschiedenen lebenden oder leblosen Geschöpfen – Naturelemente, Pflanzen, Tiere – nach eigenem Gutdünken und entsprechend den eigenen wirtschaftlichen Erfordernissen Gebrauch machen kann (K 466). Die derzeitige Geschwindigkeit der Ausbeutung stellt im Hinblick auf die gegenwärtige und zukünftige Verfügbarkeit einiger natürlicher Ressourcen eine ernste Gefahr dar (K 470). Der Umweltschutz kann nicht auf der Grundlage einer finanziellen Kosten-Nutzen-Rechnung gewährleistet werden (K 470). Die Umwelt ist eines jener Güter, welche die Mechanismen des Marktes nicht in der angemessenen Form schützen oder fördern können (K 470). Zum Beispiel kann das Wasser aufgrund seiner eigenen Natur nicht bloß als Ware unter vielen behandelt werden, sondern muss mit Vernunft und Solidarität genutzt werden (K 485). *„Seine Verteilung fällt traditionell in die Zuständigkeit öffentlicher Einrichtungen“* (K 485). Das Recht auf Wasser beruht auf der Menschenwürde und nicht auf rein quantitativen Bewertungen, die das Wasser lediglich als wirtschaftliches Gut betrachten (K 485).

Die katholische Soziallehre erinnert in manchen Stücken an ökologische Kategorien und Ergebnisse des Werkes *„Die Perfektion der Technik“* von Friedrich Georg Jünger. Zwei Beispiele:

Katholische Soziallehre: *„Auflehnung der Natur“*, verursacht von der gegen die Natur ausgeübten Willkür und Tyrannei (K 460).

Friedrich Georg Jünger: *„Eingeschlossen in das eiserne Zuchthaus der Konstruktion beginnen die Naturkräfte sich (...) zu widersetzen und müs-*

sen ohne Unterlaß bewacht, kontrolliert, in ihrer Sklaverei erhalten werden.“¹³

Katholische Soziallehre: Heute ist es so weit gekommen, dass die Bewohnbarkeit der Erde selbst bedroht ist (K 461).

Friedrich Georg Jünger: Das Mehr an elementarer Kraft, das der Mensch durch zerstörenden Raubbau an der Natur gewonnen hat, wendet sich gegen ihn selbst und bedroht ihn mit Zerstörung.¹⁴

Dass es neben ökologisch schädlicher Arbeit auch sozial schädliche Arbeit gibt, kommt in der katholischen Soziallehre heute zu kurz.¹⁵

II. Wessenbergs Vorstellung von Fortschritt

1. Der Aufstieg der Menschheit

Wessenberg ist überzeugt davon, dass die Menschheit in ihrer Entwicklung allmählich voranschreitet und dass ihr dieses Voranschreiten gemäß ist. „*Der Gang der Geschichte deutet auf die Bestimmung der Menschengattung zum Fortschritt in der geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Ausbildung*“ (GW 1, 404). Keine der menschlichen Einrichtungen kann daher Unveränderlichkeit beanspruchen; fort und fort sind diese der Verbesserung bedürftig (GW 1, 422 f.). Der langsame Aufstieg der Menschheit zu immer größerer Vollkommenheit liegt im Plan des Schöpfers (GW 1, 407). Indem er das begreift, vermag sich der Mensch mit Gott zu verbinden: „*Der Gedanke des Fortschritts zur Vollkommenheit ist die Brücke der Verbindung des endlichen Geistes mit dem unendlichen, seines Diesseits mit seinem Jenseits*“ (GW 1, 404). Rückschritte zum Unvollkommenen widerlegen diesen Weltplan nicht (GW 1, 407). Vielmehr geben die schlimmen Folgen der Rückschritte wieder Anstoß zu kräftigem Vorwärtsschreiten, denn bei endlichen

¹³ Friedrich Georg Jünger, Die Perfektion der Technik. Frankfurt a. M. 1993, S. 75.

¹⁴ Ebd., S. 171.

¹⁵ Die katholischen Wissenschaftler Josef Thesing und Rudolf Uertz haben eine Übersetzung der Soziallehre der russischen Ostkirche herausgegeben. In dieser wird der Finger auf die sozial schädliche Arbeit gelegt, z.B. bei folgender Feststellung: Die Gegenwart „*hat ganze Industrien hervorgebracht, deren ausdrückliche Zielsetzung in der Propaganda des Lasters und der Sünde wie auch der Befriedigung verderblicher Leidenschaften und Gewohnheiten besteht*“. In: Josef Thesing / Rudolf Uertz (Hrsg.), Die Grundlagen der Sozialdoktrin der russisch-orthodoxen Kirche. Sankt Augustin 2001, S. 57 (Osnovy social'noj koncepcii Russkoj Pravoslavnoj Cerkvi. Moskva 2000, S. 23).

Wesen gehen alle Fortschritte aus dem Kampf der Gegensätze hervor (GW 1, 407). Ein Zeichen für den Aufstieg des Menschengeschlechts ist die mehr und mehr sich vollziehende Vereinigung aller Menschen. Wessenberg sieht den „Wechselverkehr“ unter den Völkern zunehmen; die Völker werden einander nähergebracht (GW 1, 423). „Ihre Verbindungen gestalten sie, freilich nur nach und nach, zu Einer Familie“ (GW 1, 423). Und Wessenberg geht noch weiter: „In dem Maße, als die Verbrüderung der Menschen aller Zonen, ihre liebevolle Einigung in Gesinnung und Leben zunimmt, desto näher kommt ihnen das wahre goldene Zeitalter, das Reich Gottes auf Erden“ (GW 2, 274). – In der bisherigen Zeit seit Wessenberg ist es dazu nicht gekommen.

2. Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit

Gewerbefreiheit

Im Dezember 1822 erstattete Freiherr von Falkenstein in der Ersten Kammer der Badischen Ständeversammlung einen „Commissionsbericht über die Mittheilung der zweyten Kammer, wegen einer neuen Gewerbeordnung“.¹⁶ Die Kommission der Ersten Kammer sprach sich für die Beibehaltung der Zünfte aus. Falkenstein schloss mit dem zwischen Erster und Zweiter Kammer vermittelnden Antrag, „daß sich die hohe Kammer mit dem Beschlusse der zweyten Kammer dahin vereinige: Die Regierung zu bitten, eine zeitgemäße, die Gewerbefreyheit möglichst begünstigende Gewerbeordnung entwerfen, und diesen Entwurf der nächsten Ständeversammlung vorlegen zu wollen“.¹⁷ In der im Januar 1823 eröffneten Diskussion über Bericht und Antrag Falkensteins zeigte sich, dass Wessenberg dieser Antrag nicht weit genug ging; er wollte umfassende Gewerbefreiheit und begründete das wie folgt: „Die Gleichheit der bürgerlichen Rechte, wie unsere Verfassung sie ausspricht, und der große, unschätzbare Vortheil des ungehemmten Fortschreitens in der Vervollkommnung der Gewerbe vereinigen sich zu Gunsten der Gewerbefreyheit.“¹⁸ Einer der entschiedensten Gegner Wessenbergs in dieser Diskussion war der ihm sonst freundschaftlich verbundene Carl von Rotteck: „Hebt man die Zünfte auf“, argumentiert Rotteck, „und proclamirt man

¹⁶ Protokolle Erste Kammer 1822, Bd. 3, Beylage 134, S. I–XVI.

¹⁷ Ebd., S. VI.

¹⁸ Protokolle Erste Kammer 1822/23, Bd. 4, S. 112.

*eine ganz uneingeschränkte Gewerbsfreyheit, so entsteht sofort ein ungezämtes Rennen nach Gewinn (...), ein Krieg Aller gegen Alle.*¹⁹ Rotteck führt weiter aus: *„Bey freyer Concurrrenz werden naturgemäß die Thätigern, Begehrlichern, Glücklichern, oft auch die Schlawesten und Betrüglichsten, am meisten aber die Reichern, den übrigen den Rang ablaufen. Kein Gewerbtreibender ist mehr einen Tag lang seines Unterhaltes sicher. Die genügsame, ehrbare, stille Lebensfreude, die so viele Tausende beglückte, sie ist dahin; jeder muß den Gewinn des Tages möglichst erhöhen, denn er kann auf den morgenden nicht mehr zählen. In diesem Krieg Aller gegen Alle wird aber bald der Arme verdrängt und unterdrückt werden, durch Jenen, der ein großes Capital hat.“*²⁰ – Ein Krieg aller gegen alle ist nach Kant ein Rückfall in einen primitiven Naturzustand. – Wessenberg stellte einen eigenen Antrag auf Abstimmung über allgemeine Gewerbefreiheit. Alle anwesenden Mitglieder der Ersten Kammer, außer Wessenberg selbst, erklärten sich gegen diesen Antrag. Der Kommissionsantrag Falkensteins erhielt 14 : 2 Stimmen.²¹

Fünfzehn Jahre nach der Rede Rottecks erhebt ein anderer Badener, Franz Joseph Buß, seine Stimme. In der 1837 gehaltenen so genannten „Fabrikrede“ weist er vor dem Badischen Landtag – damit erstmals vor einem deutschen Parlament – auf die auch in Baden als Folge zunehmender Gewerbefreiheit drohende Gefahr des „*Aufschwungs der fabrikmäßigen Industrie*“ (49) hin²²: Arbeitslosigkeit (54f.), Armut (56), Krankheit (57f.), sittliche Verwahrlosung (60), Dequalifizierung (65) auf der Seite der Arbeitenden, steigender Geldreichtum auf der Seite der Fabrikanten und Kapitalisten, *„da der Gewinn der Fabrikindustrie vorzugsweise nur den Unternehmern und Kapitalisten zuströmt“* (63). Der Geldreichtum gibt allen Kräften und Lebensäußerungen der Gesellschaft eine materialistische Richtung (55). Buß erkennt, dass das Kapital sich zu einer politischen Macht gestaltet, *„welche sich frech neben die Staatsgewalt setzt“* und *„diese mit Lähmung bedroht“* (64).

¹⁹ Ebd., S. 122.

²⁰ Ebd., S. 123.

²¹ Ebd., S. 138. Gegen das Zunftwesen siehe auch: Wessenberg, Reisetagebücher, S. 283, und: Ignaz Heinrich von Wessenberg, Über die Bildung der Gewerbetreibenden Volksklassen. Konstanz 1833, S. 3.

²² Anton Retzbach, Franz Joseph Ritter von Buß. Biografie mit dem Wortlaut der ersten sozialpolitischen Rede in einem deutschen Parlament. Mönchengladbach 1928. Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Seiten dieser Ausgabe.

Wessenberg hat die Fabrikrede von Buß kaum beachtet. 20 Jahre nach dieser aufrüttelnden Rede ist Wessenbergs Glaube an Fortschritt durch kapitalistische Industrie ungebrochen. In dem 1857 veröffentlichten Werk „Gott und die Welt“ führt er aus: An der Aufwärtsentwicklung der Menschheit haben die mechanischen bzw. maschinellen Gewerbe großen Anteil.²³ Sie „ziehen alle Materie auf der Oberfläche der Erde und in ihren tiefsten Schichten, in Gewässern und in der Luft in den Kreis ihrer Bethätigung“ (GW 2, 220). Denn je zahlreicher die Menschen in den verschiedenen Erdgürteln wurden und je mehr die Kenntnis der Brauchbarkeit der Natur zunahm, desto stärker fühlten sich die Menschen angespornt, dieser Stoffe habhaft zu werden und sie zu verarbeiten (GW 2, 220). Im Laufe der neueren Geschichte wurden die mechanischen Gewerbe immer weiter verbessert: Von der Erfahrung und der (funktionalen) Wissenschaft geleitet, schreiten die mechanischen Gewerbe fortwährend der „Vollendung“ näher und die eine ist der andern auf dieser Laufbahn behilflich (GW 2, 221). Die Produkte der maschinellen Gewerbe, sprich der Industrie, erleichtern nach Auffassung Wessenbergs die Arbeit und vermehren die Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens (GW 2, 222). Menschliche Arbeitskräfte werden „frei“ und können zu anderen Werken verwendet werden (GW 2, 224). Das ermöglicht die Ausführung großer Unternehmungen, die nach Wessenberg zur Erhöhung der gesellschaftlichen Wohlfahrt dienen (GW 2, 224).

Was die mechanischen Künste vorantreibt, sind Betriebsamkeit und Wett-eifer. Wessenberg bestimmt Betriebsamkeit als „Trieb zu nützlicher, Gewinn bringender Arbeitsamkeit“ (GW 2, 88). Müßig zu fragen, ob die Menschen die Schätze der Erde besser an Ort und Stelle lassen sollten statt sie mühsam hervorzuholen (GW 2, 220). Was der Mensch brauchen könne, das versuche er zu erlangen (GW 2, 220). Es muss vor allem Wett-eifer dafür geweckt werden, „immer bessere Erzeugnisse“ hervorzubringen (GW 2, 89). Wett-eifer „ist das Lebensprinzip des Unternehmungsgeistes und aller Vervollkommnung, alles Fortschritts“ (GW 2, 253). Allerdings: So notwendig die „Betriebsamkeit“ ist, „ihr rechtes Maß zu ermitteln, damit sie sich nicht selbst zerstöre, und die sittlichen Interessen zu

²³ Wessenberg spricht von „mechanischen Künsten“. – Es sind künstliche, gewaltsame Eingriffe, die der Natur mit List und Kunstgriffen etwas abzwängen. Vgl. F. G. Jünger: „Ohne die Nötigung mechanischer Naturkräfte läßt sich keine Maschine denken“ (Die Perfektion der Technik, S. 74).

sehr gefährde, ist eine noch zu lösende Aufgabe“ (GW 2, 222). Hier scheint Wessenberg doch ein wenig auf Rotteck und Buß geachtet zu haben. Überraschend viel von Buß hat Wessenberg sich angeeignet in einem Kommentar zu Friedrich Engels' Werk „*Die Lage der arbeitenden Klasse in England*“ (erschienen 1845): Engels' Werk „*enthält eine (...) Schauer erregende Darstellung. Man sieht einen weiten, tiefen Abgrund vor sich, und hört schon die Sturmglocken der großen Umwälzung ertönen*“ (GW 2, 112, Anm. 68). Wessenberg macht für diese Verhältnisse den Staat verantwortlich: Er bringe die Industrie „*zur größten Höhe*“ empor (ebd.). Überdies in „*Gott und die Welt*“: Gesetze sollen verhindern, „*daß die reichen Inhaber industrieller Unternehmungen nicht die Kräfte der unvermöghlichen Arbeiter blos zu ihrem Vortheil gebrauchen*“ (GW 2, 89).

Handelsfreiheit

Auch für die Handelsfreiheit setzte sich Wessenberg in der Ersten Kammer ein.²⁴ Eine Art „*Theorie der Handelsfreiheit*“ entfaltet Wessenberg in „*Gott und die Welt*“, Band 2. Er erklärt: „*Freiheit ist das Element für des Handels Belebung und Gedeihen*“ (GW 2, 250). Das System des Freihandels kommt den „*natürlichen Zuständen*“ am nächsten und gewährt der Gesamtheit „*die größten überwiegenden Vortheile*“ (GW 2, 255). Die Freiheit des Handels weckt allgemeinen Wettetifer und hindert zugleich die Betriebsamkeit, eine falsche Richtung zu nehmen und ein anderes Ziel als Vervollkommnung zu wählen (GW 2, 255). Heftig kritisiert Wessenberg die zeitgenössischen Verhältnisse, die den freien Handel hemmen: Ein „*Heer von Eigenmächtigkeiten*“ verteidigt die Schlagbäume, „*taub für die Stimme des gesunden Verstandes und des geraden Rechtssinnes*“ (GW 2, 251). So kommt es, dass der Handel, der die Völker verbrüdern sollte, zur Veranlassung ihrer Veruneinigung wird (GW 2, 251). „*Die Handelssperren sind Geißeln, womit ein Volk dem anderen und zugleich sich selber wehe tut*“ (GW 2, 251). Handelssperren fördern die Mittelmäßigkeit (GW 2, 254). Ganze Völker werden auf diese Weise genötigt, geringe oder schlechte Ware um einen hohen Preis zu kaufen, während es gerade umgekehrt sein sollte: beste Ware um niedrigen Preis

²⁴ Protokolle Erste Kammer 1822, Bd. 2, Beylage 78. Zur Frage der Handelsfreiheit außerdem: „*Wäre der Beitritt Badens zum Preussischen Zollverein wünschenswerth?*“ In: Ignaz Heinrich von Wessenberg, Kleine Schriften (hg. von Kurt Aland. Freiburg i. Br. 1979).

(GW 2, 254). Außerdem bewirken die Handelssperren, dass sich der Handelsstand zur alles beherrschenden Geldmacht erhebt, die über die Schaffung von Bedürfnissen und die Art ihrer Befriedigung befindet (GW 2, 254). Wessenberg prophezeit: „*Das schreiende Elend von Millionen Verarmter und Brodloser wird überall, wo es vorzüglich durch ein System hoher Schutzzölle herbeigeführt wurde, welches die Bereicherung einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Industriellen und die Anhäufung ungeheurer Reichthümer an Gütern und Kapitalien in den Händen von Wenigen zur Folge hatte, zur Aufhebung dieses Systems nöthigen*“ (GW 2, 256, Anm. 10). Dann werde der Handel gewinnreicher erblühen, der feste Wohlstand werde sich verbreiten, der schnelle Glückswechsel abnehmen und ein heilsames Gleichgewicht im Vermögensbesitz eintreten (ebd.). – Wessenberg war blind für das Wirken von Imperialismus und Kolonialismus. Nicht durch Handel, sondern durch Unterwerfung und Ausbeutung des größten Teils der Welt ist England so groß geworden.²⁵ Weiteres siehe „C – Rückblick auf Wessenbergs Vorstellung“.

3. Ökologische Vorstellung = Fehlanzeige

Wessenberg ist das Bedenken eines ökologischen Maßstabs fast ganz fremd. Goethes eindringliche Warnung „*Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen*“²⁶, hat er unbeachtet gelassen. Ebenso Goethes „Faust“, obwohl er sich viel mit Goethe befasst hat. Der Freiburger Germanist Gerhard Kaiser: Faust ist als Repräsentant der Moderne Menschheitsrepräsentant in extremis. Denn der Imperativ: Es soll anders werden! dynamisiert sich in nie dagewesener Weise mit der industriellen Revolution, er wird absolut in der industriellen Gesellschaft, die sich in exponentialer Bedeutung durchsetzt.²⁷ Es ist einleuchtend, erörtert Kaiser, dass Goethes „Faust“ zwischen 1770 und 1830 entsteht „*und den kulturstiftenden Eingriff des Prometheus, den Sündenfall Adams neu formuliert: als rast- und endlosen Angriff und schrankenlosen Weltverzehr, als unbeherrschbaren*

²⁵ Hierzu Goethe: „*Krieg, Handel und Piraterie / Dreieinig sind sie, nicht zu trennen*“ (Faust II, Vers 11.187f.).

²⁶ Goethe, Hamburger Ausgabe, Bd. 8: Wilhelm Meisters Wanderjahre, S. 429.

²⁷ Gerhard Kaiser, Ist der Mensch zu retten? Vision und Kritik der Moderne in Goethes „Faust“. Freiburg i. Br. 1994, S. 17.

Trieb zur Welt- und Selbstherrschaft, als katastrophalen Fortschritt“.²⁸ Inzwischen droht in parasitärer Weise „das sekundäre, vom Menschen geschaffene System alles zu überziehen und das primäre Weltsystem aufzufressen“.²⁹ Im letzten Akt des Dramas zieht Faust aus seiner Grundrichtung, alle Bedingungen der Existenz zu sprengen, die äußerste Konsequenz: Er gebärdet sich als Schöpfer einer neuen Welt und Heilsträger der Völker. Es ist ein Versuch, aus der Geschichte auszubrechen.³⁰ Von Täuschungen genarrt und mit Lügen auf den Lippen stirbt Faust: Erstens wohnen die Millionen, deren Land der Natur abgelistet ist, nicht sicher, das bezeichnet Faust als Vorzug: es mache die Leute tüchtig. Zweitens redet er von freiem Grund und freiem Volk. Dabei ist sein Ziel doch: „Herrschaft gewinn’ ich“ (Vers 10.187). Zu diesem Zweck will er das Meer besiegen. Und dafür wurden Menschen untertan gemacht, müssen fronen. Faust aber thront in dem Palast, den er errichten ließ.

An dieser Stelle ist noch ein Satz bezüglich Karl Marx beizufügen. So bedeutend sein und Friedrich Engels’ Verdienst für die Erforschung entfremdeter Arbeit der arbeitenden Klasse wie der Entfremdung des Kapitalisten ist – Wessenberg über Friedrich Engels siehe oben –, so hinderlich ist Marx’ ökologischen Denkens entbehrende Arbeitswertlehre, die auf die kapitalistischen Ökonomen Adam Smith und David Ricardo zurückgeht.

C Rückblick auf Wessenbergs Vorstellung

Wessenberg ist überzeugt von einem allmählichen Voranschreiten der Menschheit. Das enthält technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt. Technische Errungenschaften, allgemeine Betriebsamkeit und Fleiß ermöglichen eine immer umfangreichere Aneignung von Stoffen aus der Erde. Deren Bearbeitung und Verarbeitung vermehren die gesellschaftliche Wohlfahrt. Vorausgesetzt, die Produktion findet Freiheit für ihre Expansion. Ein wesentliches Moment dieser Freiheit sieht Wessenberg im Wettbewerb. Ihm freie Bahn in Gewerbe, Industrie, Handel zu schaffen, dafür setzt er sich auch politisch ein. Unter gesell-

²⁸ Ebd., S. 18.

²⁹ Ebd., S. 19.

³⁰ Ebd., S. 36f.

schaftlicher Wohlfahrt versteht Wessenberg materielle Sicherheit für die Mehrheit des Volkes gepaart mit Gesittung und Tugend. Im Verlauf des Geschichtsprozesses werden alle Völker von diesem Fortschritt erfasst.

Wessenbergs Überzeugung von dem wohltätigen, technisch-ökonomischen Fortschritt, der die Menschheit sittlich aufwärts führt, wird von der katholischen Soziallehre nicht geteilt. Denn Fortschritt kann Fortschritt nur dann sein, wenn der arbeitende Mensch, dessen Gesundheit und Persönlichkeitsentwicklung im Mittelpunkt stehen. Wo aber, wie schon zu Wessenbergs Zeiten und heute weithin in der Großindustrie und den Finanzkonzernen, für deren höchstmöglichen Profit gewirtschaftet wird, kehren sich Arbeit und Arbeitsergebnisse gegen die Arbeitenden. Wo nicht Arbeit vor Kapital steht, sind Schädigung der arbeitenden Menschen an Körper, Geist, Seele, sind Schädigung der Biosphäre, Zerstörungen der Lebensgrundlage der Menschen die Folge. Wessenberg erkennt nicht, dass auf diesem Weg kein Aufstieg zu mehr Tugend, Sittlichkeit und Menschlichkeit zu erreichen ist. Für Wessenberg sind Technik und Wirtschaft Bereiche, die gegenüber der Persönlichkeit des arbeitenden Menschen so gut wie autonom sind. Nach dem Urteil der katholischen Soziallehre ist Wessenberg dem Irrtum des Ökonomismus erlegen. Dieser Irrtum unterscheidet Wessenberg bereits von scharf blickenden Zeitgenossen wie Goethe, Joseph Buß, Carl von Rotteck sowie jenen Katholiken, die später die politische Kraft des „Zentrums“ bildeten³¹, wobei aus dem badischen Zentrum die Reichskanzler der Weimarer Republik Fehrenbach und Wirth kamen. Die katholische Soziallehre heute stellt heraus, dass Fortschritt nicht aus einer beständigen Vermehrung von Gütern und Dienstleistungen besteht. Der Fortschritt ist genuin sittlicher Natur, wobei ein gewisses Maß an materieller Entwicklung förderlich sein kann. Bei Wessenberg hingegen leitet sich Fortschritt aus der Verbindung von Entwicklung der mechanischen Gewerbe, Betriebsamkeit, Gewerbe- und Handelsfreiheit ab.

Wenn wir der geistigen Persönlichkeit Wessenbergs und dem Maßstab der katholischen Soziallehre gerecht werden wollen, kann dies indes noch nicht unser letztes Wort sein. Im Jahre 1819 hatte der Fürst zu Löwenstein-Wertheim der Ersten Kammer der Badischen Ständeversammlung

³¹ Vgl. Karl Bachem, *Vorgeschichte, Geschichte und Politik der deutschen Zentrumspartei*. 9 Bände, Köln 1927–1932; siehe besonders die eingehenden Kapitel über das Zentrum in Baden.

eine Denkschrift übermittelt, in der er, aus grundsätzlichen moralischen Überlegungen heraus, die Abschaffung aller Arten des Lotteriespiels in allen deutschen Bundesstaaten beantragte.³² Der Antrag sollte, so sieht es der Verfasser der Denkschrift vor, durch eine Gesandtschaft des Großherzogtums Baden dem deutschen Bundestag in Frankfurt vorgelegt und durch persönliche Verwendung des Großherzogs bei den einzelnen Regierungen unterstützt werden. Um diese Denkschrift zu prüfen, hatte sich in der Ersten Kammer eine Petitionskommission gebildet, deren Vorsitz Wessenberg führte. In der Sitzung der Kammer vom 19. Juli 1820 legte Wessenberg einen Bericht dieser Kommission vor.³³ Der Bericht empfahl, die Löwenstein'sche Denkschrift an das Großherzogliche Staatsministerium weiterzuleiten. Später nahm Wessenberg den Spielbankbetrieb in Baden-Baden ins Visier. Der hatte einen großen Aufschwung genommen.³⁴ Wessenberg brachte 1831 einen anonym erschienenen Artikel im „Badischen Merkur“ unter³⁵: Der Spielbankbetrieb laufe aufgrund einer Sondergenehmigung der badischen Regierung. Auch eine noch so gute Verwendung des Pachtzinses rechtfertige nicht die Existenz einer Spielbank, die das Unglück so vieler Menschen zur Folge habe. – Doch die Spielbank blieb geöffnet, 1838 wurde sogar ein langfristiger Vertrag zwischen der badischen Regierung und dem Spielbankpächter Jacques Bénazet unterzeichnet, der dem Pächter das Betreiben der Spielbank auf fünfzehn Jahre garantieren sollte. Bei Vertragsbruch seitens der Regierung konnte der Pächter eine Entschädigung verlangen.³⁶ Wessenberg ließ nicht locker. 1845 kam – anonym – sein Schauspiel „Die Spielbank“ heraus, das die Zeitgenossen direkt vor der verderbenbringenden Einrichtung warnen will.³⁷ Ort des Theatergeschehens ist das herrlich gelegene Kurbad „Lichtenthal“.³⁸ Als Folge der Spielleidenschaft lassen in dem Stück zwei junge Männer ihr Leben, verliert eine schöne Braut ihren

³² Verhandlungen, Protokoll der Ersten Kammer 1819, S. 551-576.

³³ Protokolle 1820, S. 214f.

³⁴ Gustav Haebler, Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Bd. 2. Baden-Baden 1969, S. 70f.

³⁵ Badischer Merkur vom 1. 10. 1831, S. 265f. Siehe Kurt Aland, Das Schrifttum I. H. v. Wessenbergs, in: ZGO 105 (1957), S. 497.

³⁶ Allgemeine Badzeitung, Baden-Baden, vom 28. 1. 1843. Vgl. auch Haebler, Baden-Baden, S. 76f., 82.

³⁷ Siehe Aland, Schrifttum, S. 505; Hermann Venedey, Konstanz und Ignaz Heinrich v. Wessenberg, in: Badische Heimat 3/1978, S. 329.

³⁸ Gemeint ist Baden-Baden.

Bräutigam, bringt ein wohlhabender Bauer seine vielköpfige Familie an den Bettelstab(!).

Wessenberg will also keine Freiheit für Lotteriespiel und Spielbanken. Jahrzehntlang kämpft er gegen das Glücksspiel. Die Lehre Wessenbergs von der versittlichenden Wirkung des Schönen, die den Einzelnen zu veredeln vermag und die im Laufe der Geschichte dazu beiträgt, die Menschheit zu vervollkommen, sie Gott näher zu bringen, zeigt den anderen Wessenberg.

Herrad von Landsberg oder Demut und Wertbewusstsein in der Kunst staufischer Frauen

Von Renate Schumacher-Wolfgarten

Meinen Töchtern

Am Ende des 7. Jahrhunderts schenkte Herzog Etticho seiner Tochter Odilia die Hohenburg im Elsass; sie gründete dort auf dem steilen 826 m hohen Felsplateau, heute Mont St. Odile, ein Kloster, als dessen erste Äbtissin sie um 720 im Ruf der Heiligkeit starb. Der Konvent litt nach einer anfänglichen Blüte sehr unter Herzog Friedrich II. von Schwaben. Jedoch der Besuch seines Sohnes, des Kaisers Friedrich Barbarossa, 1153 auf dem Odilienberg leitete mit dem Wiederaufbau die Wende ein. Als Vogt des Klosters berief Barbarossa eine Verwandte aus der bayerischen Benediktinerinnenabtei Bergen, Bistum Eichstätt, und setzte diese Nichte um 1160 als Äbtissin des nun so genannten Klosters Hohenburg ein. Dieser hochadeligen Relindis gelang es, nicht nur die zerstörten Gebäude wieder aufzurichten, sondern den Konvent zu neuer geistlicher Blüte zu führen und der Augustinerregel zu unterstellen.

An die wieder hergestellte Kirche 1155–65 lehnt sich – nun unter Relindis' Mitwirkung – die Kreuzkapelle an: ein quadratischer Raum, dessen Kreuzgratgewölbe über breiten Gurtbogen liegen, die selbst die Kreuzform aufnehmen und abbilden. Sie ruhen über einem mit Eckmasken ornamentierten Kapitell auf einer unteretzten Mittelsäule auf. Diese trägt wie ein Stamm und wird zugleich selber getragen.

Denn auf den Ecken der quadratischen Basis am Übergang zum Torus liegen nicht die üblichen Blätter, so genannte Ecksporen, auf (Abb. 1) – sondern acht Hände (Abb. 2). Seltsamerweise schließen diese sich jedoch nicht paarweise zur Gebetshaltung zusammen. Vielmehr verteilen sie sich – die abgespreizten Daumen scheinen unter den Wulst zu greifen – und verhalten sich auf jeder Seite so, als stützten



Abb. 1. Kreuzkapelle, Basis eines Wandpfilers.



Abb. 2. Kreuzkapelle, Mittelsäule, Basis.



Abb. 3. Kreuzkapelle, Mittelsäule, Basis, Langseite.

sie in jeder Achse, von einem Menschen aus (Abb. 3). Schauen wir diese Hände genauer an, dann sind es jedoch keine kraftvoll starken, sondern unterschiedlich kleine, eher zarte Hände; sie stecken in Ärmeln mit reicher Querfältelung – also Frauenhände, Hände von Klosterfrauen. Diese tragen hier im architektonischen Symbol mit ihrem Gebet und kraft ihrer inneren Stärke die Säule der Kirche, die zum (Himmels-) Gewölbe ragt. Welch ein kühnes Selbstverständnis der frommen Frauen der Stauferzeit!

Seitlich führt eine schmale alte Steintreppe zu einem darüber gelegenen Raum mit gleicher Gestalt in vier Jochen, der Bibliothek. Darin lagern, wahrscheinlich bereits wohlgeordnet, Bücher und Rollen. Der Bibel und ihren Kommentaren, dazu liturgischen Werken und denen der Patristik galt das Hauptaugenmerk, aber es folgten wohl auch mathematisch-naturwissenschaftlich-medizinische Bücher und eine Auswahl antiker und karolingischer Schriftsteller und „Artes“. Relindis, selbst hochgebildet, wird eine Paraphrase zum Hohen Lied zugeschrieben.

Mehr aber noch über den Umfang dieser Bücherei, die zum Teil auch auf ein eigenes Skriptorium zurückging, können wir aus dem überaus geistreichen Werk von Relindis' Novizin, Schülerin und Nachfolgerin Herrad von Landsberg (1167–95) erschließen: als Äbtissin des Augustinerkanonissenstiftes Hohenburg (Abb. 8) schuf sie den „HORTUS DELICARUM“, für uns ein Spiegel der staufischen Glanzzeit. In diesem Buch wurde dem „Cohors virginum“ das geistliche und weltliche Wissen der Zeit in „der Wonnen Garten“ in Anlehnung an Honorius Augusto-



Abb. 4. Kreuzgang, Pfeiler, Ostseite.

dinensis auf vielschichtige Art dargeboten, versehen mit Gedichten, von Noten begleitet, und symbolisch-allegorischen Zeichnungen. Leider verbrannte die Originalhandschrift in der Bibliothek zu Straßburg 1870 – ein unersetzlicher Verlust, den auch die Kopien keineswegs ausgleichen können.

Betrachten wir deshalb ein anderes Werk, ein kaum beachtetes aber feststehendes Original vom Ende des 12. Jahrhunderts. Im ehemaligen Kreuzgang, in der Mitte des Nordflügels, hat sich ein rechteckiger Bildpfeiler erhalten (Abb. 4). Ungeachtet der schweren Beschädigungen der Französischen Revolution sind die Darstellungen auf drei Seiten durch Inschriften gesichert:

1. Herzog Etticho auf einem Thron übergibt seiner Tochter Odilia die Schenkung für das Gut Hohenburg.

2. Sankt Leodegar, Märtyrerbischof von Autun, nimmt die Frontseite ein, in vollem Ornat mit Buch und Stab. Er war verwandt mit Odilias Mutter.

3. Das so genannte „Stifterinnenrelief“, das uns hier beschäftigen wird, zeigt die Gottesmutter mit den Äbtissinnen Relindis und Herrad. Angeblich weihen sie das Kloster der Muttergottes – wenig wahrscheinlich allein schon in Anbetracht des bereits 783 bezeugten Marienpatronats! Auch der Gedanke einer Überreichung des Buches der Augustinerregel überzeugt nicht. So müssen wir versuchen, die eigentliche Bedeutung der ungewöhnlichen Darstellung selbst zu entnehmen, abzulesen.

Die volle Reliefhöhe, ca. 1,80 m, nimmt Maria ein. Sie thront frontal in einer Nische, die hohe Krone über langen gedrehten Zöpfen (Zeichen ihrer jungfräulichen Würde), mit reichem Mantel und Gewand. Auf ihrem linken Oberschenkel sitzt groß das gekrönte Christuskind und erhebt segnend die Rechte, Maria umfängt den Knaben mit beiden Armen. Leider sind die Gesichter beider Gestalten zerstört. Aber was ist das für ein Buch, das ihnen hingehalten wird?

In Kniehöhe der Madonna blicken uns aus weit geöffneten Augen zwei Frauen an (Abb. 5), die durch einen Schleier über dem Mittelscheitel als Klosterfrauen gekennzeichnet sind. Darüber schweben, wie kleine Kronen, Reliefschilder mit ihren Namen. Ihre eigenen Körper sind erstaunlich klein, in der Sprache der Zeit also unwichtig, gebildet. Beide wenden sich Maria zu (die Linke kniend), indem sie mit ihren Wangen und äußeren Armen Mariens Beine berühren.



Abb. 5. Detail: Stifterinnen.

Unter deren Gewand kommen die Spitzen ihrer Schuhe hervor. Dazwischen erkennen wir ein Buch, klein, aber aufgeschlagen. Auf seiner rechten Seite entdecken wir oben einen Fingernagel, den Daumen, und ergänzen die rechte Hand der linken Figur, „*HERRAD ABBA[TISSA]*“. Ebenso wird die linke Buchseite von der linken (inneren) Hand der „*RE-LINDIS[?] ABBA-[TISSA]*“ gehalten. Ist es eine Form der Darreichung, *dedicatio* mit geöffnetem Buch? Aber weshalb in dieser abgewandelten Form? Sollte der Zugriff oben und nach hinten einwärts etwa das Aufrichten des unteren Endes des Codex – wie ein Hinhalten zum Lesen für Mutter und Kind – bedeuten?

Beide Hände kommen aus den gleichen „zurückgeschobenen“ Unterärmeln hervor – wie die auf dem Säulenstamm der Kreuzkapelle! Aber betrachten wir die Gesichter genauer, so verraten sie eine feine Differenzierung. Das rechte Antlitz, das der Herrad, erscheint rundlicher, die Stirn glatter, der Körper stärker gewölbt. Das linke Gesicht wirkt



Abb. 6. Detail: Herrad, Ohr.

dagegen schmäler und strenger, ohne Hals, älter wie tot. Vor allem aber ist es ein Detail, das uns hilft bei der Identifizierung der Gabe: Es ist das Ohr der Herrad (Abb. 6), ausdrücklich von Haar und Schleier befreit, wenn auch etwas gedrückt: spielt ja doch der Gehörsinn eine gewichtige Rolle in Musik, Metrik und Rhythmik ihrer Enzyklopädie. Wir möchten schließen, dass die beiden herausragenden Äbtissinnen ihr eigenes Werk wertbewusst und doch in aller Demut zu Füßen der Mutter Gottes, „*Domina mundi*“, präsentieren, das Buch „*HORTUS DELICIAMUM*“.

Das aber würde bedeuten, dass der „Hortus“ bereits vor Relindis’ Tod begonnen, ja von ihr initiiert und gefördert wurde. Symbolisch-allegorische Bezüge entdeckten wir ja bereits in der Kreuzkapelle der Reformäbtissin. Ob sie, Relindis, es war, die den Pfad wies zur Verknüpfung all des Einzelwissens über ein Kompendium hinaus zu einer typologisch ausgerichteten Konzeption der Heilsgeschichte?

Auch bezeugt Herrad an anderer Stelle die feste Verknüpfung der Frauengemeinschaft mit dem Buch „Hortus“ zwischen den beiden hervorragenden Damen. Von jeher wussten die Leser um die Bedeutsamkeit der Nonnen in Herrads Konvent. Waren diese Augustiner-Chorfrauen

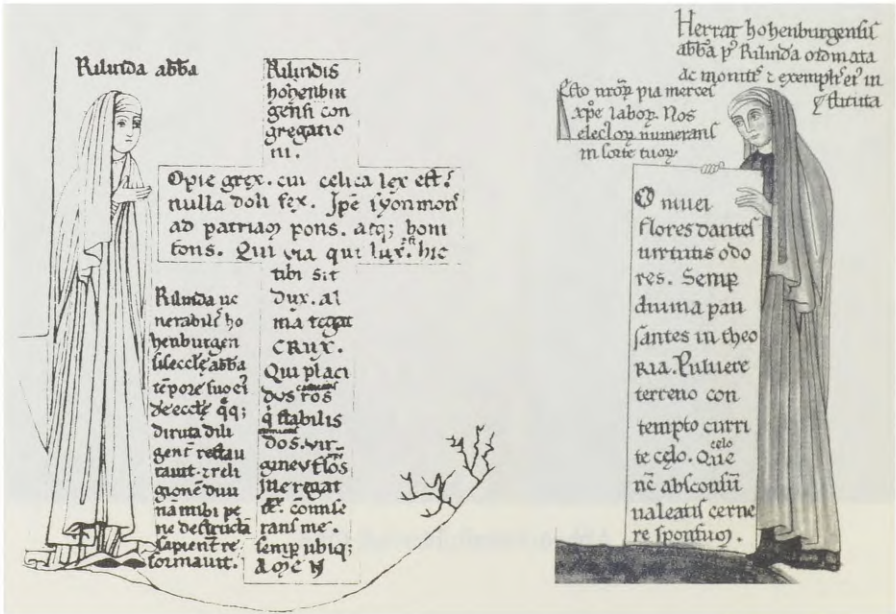


Abb. 7. Hortus Deliciarum, Gründung des Konvents, Detail: Relindis, fol. 322.

Abb. 8. Hortus Deliciarum, Konvent, Detail: Herrad, fol. 323.

doch in der Lage, das lateinische Werk mit dem Verlauf der Heils- und Weltgeschichte aufzunehmen, ja teilweise wohl auch mit zu erarbeiten, zu schreiben und mit 340 teils farbigen Miniaturen (davon 260 in Kopien erhalten) zu illustrieren.

Dass sie zudem von ihrem Eigenwert überzeugt waren, macht das Schlussbild des „Hortus Deliciarum“ deutlich (fol. 323, Abb. 8). Gegenüber der Seite mit der Gründungsszene (fol. 322 v., Abb. 7) zeigt das rechte Blatt 59 Frauen in würdevoller Gemeinschaft und betont so den spirituellen Sinn des Konventes. Aber das Abbild, unterschiedlich in der Farbigkeit, genügte nicht. Ist doch nahezu jede von ihnen mit ihrem Namen, ihrer adeligen Herkunft bezeichnet, als Individuum unverwechselbar.

Wir vermuten, diese Darstellung enthält zugleich eine Bitte um die Gebetsmemoria für die Damen und ihre Familien an die Nachfolgerinnen. Das liegt umso näher, als auch bereits Verstorbene wie Relindis – allerdings mit größerem Kopf – zu Beginn in die große Zahl mit aufgenommen wurden, der Vollständigkeit halber. Das würde die Weihe an Maria nur verdeutlichen. Ihnen allen liegt die Übertragung der Metapher vom „Garten der Wonnen“ in die Realität, in das Gartenbild auf dem Mons Hohenburg, der Schlussleiste mit Blüten und Früchten zu Grunde.

Herrad selber aber findet ihr Pendant auf der gegenüberliegenden, der linken Seite. Bei dem Bild der Stiftung dort steht rechts Sankt Odilia, unterhalb, Herrad zugewandt, die „*virgo RILINDIS ABBA*“ (fol. 322),



Abb. 9. Madonna mit Kind.



Abb. 10. Detail: Ohren und Zopf.

entsprechend groß. Auch ihre Kleidung ist identisch: roter Mantel über dunkelgrünem Gewand, weiße Haube mit rosa Schleier. Die Beischrift erzählt ihre Verdienste um die Kirche und ihre Jungfrauen, die *pia grex* auf dem Mons.

Bei aller Weite des Gesichtsfeldes formuliert Herrad von Hohenburg als Letztes das große Ziel ihres Unternehmens. Als Projektleiterin bekennt sie im Schlusswort, das Schöne gesammelt zu haben, damit bereitwillig ihre geistlichen Schwestern der Vergänglichkeit widerstehen und dereinst in Freude und Glück die ewigen Güter genießen können.

Doch zurück zu der Stele im Kreuzgang. Wenn wir sie eingehend betrachten, verrät sie uns noch mehr. Es ist nicht nur Herrad, die ihr Ohr geöffnet hält, vielmehr sehen wir Entsprechendes bei der Madonna (Abb. 9). Maria hat ihre schweren Flechten so weit zurückgenommen,



Abb. 11. Kind Jesus mit Herrad.

dass sie ihre beiden Ohren freilegen. Sie leiht wahrlich ein „offenes Ohr“¹ (Abb. 10). Doch weiter reicht die Interaktion bei aller Feierlichkeit: Dem Kinde Jesus sind unter der hohen Krone die glatten Haare so weit um die Ohrmuschel herumgekämmt, dass gleichfalls sein linkes Ohr im Augenblick zuhören kann! (Abb. 11) Gleichzeitig erhebt der Gottessohn

¹ Das Motiv ist nicht neu. Auf dem Widmungsbild des Evangeliars der Äbtissin Uta von Niedermünster zu Regensburg, die ein Buch, wohl dieses Evangelium, mit einer Bitte darreicht: inmitten von zahlreichen gelehrten Spruchbändern finden wir eine derartige Anhörung (München, Bayerische Staatsbibliothek, cod. lat. 136019). Das könnte ein weiterer Hinweis auf die von O. Gillen, S. 102 und 157f. aufgezeigte Verbindung zu ikonografischen Besonderheiten der Regensburger Malerei bedeuten, vielleicht über Honorius, der dort im Schottenkloster lehrte (s. Krone und Schleier, Abb. 1).



Abb. 12. Hortus Deliciarum, Anbetung der Könige.

seine rechte Hand zum Segensgestus. Hier ist eine uralte Bitte: „*Christe audi nos ...*“ nicht nur Bild, sondern Leib geworden.

Die Aussage des Madonnenreliefs ist also hintergründiger als das bei Klosterfrauen zu erwartende „Mutter-Kind-Verhältnis“: Die Himmels-

königin und ihr Sohn, beide gekrönt, veranschaulichen die Inkarnation Gottes, die zwei Naturen des Erlösers, im Klima weiblicher Frömmigkeit.

Vielleicht fällt uns das Berichtete an der Skulptur deutlicher auf, wenn wir sie mit einer Darstellung von Maria mit dem Kind (Abb. 12) aus einer Miniatur des „*Hortus Deliciarum*“ vergleichen (fol. 92). Auch hier ist im Anblick der herzueilenden drei Könige die Majestät gewahrt, obwohl die Figuren, ein wenig ins Profil gerückt, statt der Kronen Nimben tragen. Der Umriss der Mutter, in den der kleine Knabe – noch ohne Schuhe – sich einschmiegt, wird nur unterbrochen durch seinen die Ankommenden empfangenden Segensgestus. Thronbank mit Kissen und Fußschemel veranschaulichen das Sitzen – eine intime Szene. Herrad beschreibt theologisch: „*Auf den Knien der Mutter das Licht, der Glanz, der Ruhm des ewigen Vaters.*“

Anschaulich gilt das auch für unser Relief, auf dem der Knabe erwachsener wirkt. Durch seine Körpergröße, die Freiheit von seiner Mutter, betont durch die ungewöhnliche Form der Krone sowie die Schühchen, gewinnt auch der Segen breitere Bedeutung. Andererseits sind es die prächtigen Zöpfe der *Virgo intemerata*, das Fehlen des Mantelsaumes zusammen mit den Bittflehenden, die bei aller Majestät die Intimität, ja Spontaneität ausdrücken. So ist die Hörbereitschaft wohl vorbereitet, die in der Hervorhebung durch das Übereinander von nicht eingeritzten, sondern plastisch hervortretenden (also leibhaften) vier Ohrmuscheln ihre einmalige Formulierung fand (Abb. 13). Ist das Ausdruck einer der Mystik (Bernhards von Clairvaux) verwandten Frömmigkeit? Zumal die rechte Hand Mariens nicht so klar das Kinderbein umgreift, als vielmehr einen versteckten Hinweis auf Herrads Ohr gibt.

Ich glaube, mehr Zustimmung, Einverständnis mit einer Gabe ist selten je zum Ausdruck gebracht worden! Ihre fein abgestimmte Art der „Annahme“ durch Gehör, entspricht sie nicht ganz und gar der Einzigartigkeit der Widmung an die Patronin?

Nicht nur weil Herrad – genauso wenig wie die Reformäbtissin Rerindis – nicht von der Umsetzung ihrer symbolischen Gedanken in Stein spricht, ist es zumindest wahrscheinlich, dass sie seit dem Plan und der Erbauung der Kreuzkapelle, weiterhin ihrer Maestra „Verortung“ von Gebet auf der Mittelsäule durch weibliche Handpaare, bis zu dem Wandpfeiler im Kreuzgang (vor allem der Madonnenseite), dass sie bei eben dieser Übertragung von Spiritualität in dreidimensionale Aussage Helferinnen bei ihrem bildhauerischen Werk fand.



Abb. 13. Stifterinnenrelief mit Buch „HORTUS DELICARUM“.

Auch wenn die Ausführung von (ungeübten) Männern unter ihrer Anleitung erarbeitet werden musste – die Realisierung ihrer geistlichen Gedanken, d. h. ihrer persönlichen Spiritualität in Stein, eröffnet ein ganz neues Kapitel innerhalb ihres Klosters, ja der weiblichen Intellektualität

des frühen Mittelalters in Süddeutschland. Ihre Invention ist immanent weiblich und für das Medium Skulptur speziell, so weit wir sehen, auch ohne Vorbild und Nachfolge.

* * *

Von der Klostersgemeinschaft hören wir nichts mehr, als sei auch sie mit Herrad jäh verschieden. Doch die Staufer haben die Hohenburg nicht vergessen. Diente sie doch Kaiser Heinrich VI., dem Sohn Barbarossas, als passender Aufenthalt für seine königlichen Gefangenen. Der Kaiser wies nach seinem Sieg über Tankred, den letzten König der Normannen, dessen Witwe Königin Sibylla und ihre Tochter nach Hohenburg.

Mit den verbannten Damen und ihrem Hofstaat kamen höchstwahrscheinlich auch Glanz und Luxus des höfischen Lebens von Sizilien in das Innere des einsamen Klosters – die „Welt“, der die Äbtissinnen ihre Abgeschiedenheit vorgezogen hatten (s. Hortus). Ob die *pia grex* (fromme Herde, Abb. 7), nun ohne geistliche Führung, diesem Einbruch in ihre Gemeinschaft widerstehen konnte?

Literatur:

C. M. Engelhard, Edition kolorierter Kupferstiche zum Hortus Deliciarum, Straßburg 1818.

Jean [H. G.] Rott (Hrsg.), Hortus Deliciarum. Der „Wonnen-Garten“ der Herrad von Landsberg. Eine elsässische Bilderhandschrift aus dem 12. Jahrhundert. Mühlhausen/Elsass 1944.

Joseph Lefftz, Sankt Odilien, der heilige Berg des Elsass. Ein Bilderalbum. Straßburg 1960, Abb. H.

Walter Hotz, Handbuch der Kunstdenkmäler im Elsass und in Lothringen. München 1965, Abb. 189.

Robert Will, Alsace romane. Texte et plans (La nuit des temps, 22). Paris 1965.

Maria Heinsius, Der Paradiesgarten der Herrad von Landsberg. Ein Zeugnis mittelalterlicher Kultur- und Geistesgeschichte im Elsass. Colmar etc. 1968.

Rosalie Green et al. (Hrsg.), Hortus Deliciarum / Herrad of Hohenbourg (Studies of the Wartburg Institute, 36). 2 Bände, London 1979.

Otto Gillen (Hrsg.), *Hortus Deliciarum* / Herrad von Landsberg. Neustadt/Weinstraße 1979.

Florens Deuchler / Jean Wirth, *Elsass. Kunstdenkmäler und Museen* (Reclams Kunstführer Frankreich, 2 / Universal-Bibliothek, 10297). Stuttgart 1980.

Jutta Frings (Hrsg.), *Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern*, Katalog der Ausstellung (B. Reudenbach), Bonn, München 2005.

Hortus Deliciarum. Chants grégoriens du XIIe siècle [Hildegard von Bingen / Herrad von Landsberg], CD & Beiheft, Paris 1998.

24 Päckchen mit Heilium Reliquientranslationen aus dem Elsass nach Bern 1343

Von Wolfgang Schmid

Die Geschichte der Verehrung der Heiligen ist ein Schlüsselproblem nicht nur der Kirchengeschichte, sondern auch der politischen und Verfassungsgeschichte des Mittelalters. Lange Zeit von Historikern aller Konfessionen mit einer gewissen Distanz betrachtet, zeigten z. B. Untersuchungen zum Verhältnis von Politik und Heiligenverehrung, dass es sich dabei um einen zentralen Zugang zur Mentalitäts-, Frömmigkeits-, Kirchen- und Kunstgeschichte des Mittelalters, durchaus aber auch noch der frühen Neuzeit handelt.¹ Heilige konstituierten Gemeinschaften, begründeten die Identität von Klöstern und Städten, von Bistümern und Territorien. Aufwändige Kirchenbauten und kostbare Reliquienschreine, Bilderzyklen und Heiligenviten, Wallfahrten und Gebetserhörungen machten die Verehrung eines Heiligen durch eine Institution, aber auch dessen Fürsorge für seine Klientel sichtbar.

Eine wesentliche Bedeutung kam dabei dem Besitz der materiellen Überreste eines Heiligen zu, gleichsam ein Unterpfand seiner Unterstüt-

¹ Jürgen Petersohn (Hrsg.), *Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter* (Vorträge und Forschungen, 42). Sigmaringen 1994; Dieter R. Bauer / Klaus Herbers / Gabriela Signori (Hrsg.), *Patriotische Heilige. Beiträge zur Konstruktion religiöser und politischer Identitäten in der Vormoderne* (Beiträge zur Hagiographie, 5). Stuttgart 2007; Klaus Graf, *Maria als Stadtpatronin in deutschen Städten des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, in: Klaus Schreiner (Hrsg.), *Frömmigkeit im Mittelalter. Politisch-soziale Kontexte, visuelle Praxis, körperliche Ausdrucksformen*. München 2002, S. 125–154; Wolfgang Schmid, *Die Wallfahrtslandschaft Rheinland am Vorabend der Reformation. Studien zu Trierer und Kölner Heiltumsdrucken*, in: Bernhard Schneider (Hrsg.), *Wallfahrt und Kommunikation – Kommunikation über Wallfahrt* (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, 109). Mainz 2004, S. 17–195; Ders., *Die Stadt und ihre Heiligen. Die „Sancta Trevisis“ und die „Sancta Colonia“ am Ende des Mittelalters*, in: *Kurtrierisches Jahrbuch* 48 (2008), S. 123–154.

zung und Fürsprache. Es konnte sich um seinen ganzen Körper („*corpus incorruptum*“) oder zumindest um Teile davon handeln, aber auch um Kleidungsstücke oder andere Gegenstände aus seinem Besitz. Unterscheiden lassen sich Primär- und Sekundärreliquien. Besondere Wertschätzung genossen dabei Herrenreliquien, namentlich die Werkzeuge der Passion, und Marienreliquien, aber auch die Überreste der Apostel, der Personen des Alten und des Neuen Testaments und der zahlreichen Glaubenszeugen der Spätantike und des Mittelalters wurden verehrt.² Wichtig erscheint dabei, dass es sich um ein geschlossenes, aber in sich stimmiges Denksystem handelte, bei dem die „Echtheit“ der Reliquien mit einem strengen Regelwerk geprüft wurde und der Kritik standhalten musste.³

Um den Besitz von Reliquien wurden Kriege geführt, sie wurden aber auch auf besondere Bitte hin verschenkt und in nicht wenigen Fällen auch gestohlen – mit dem Hinweis, der Heilige sei freiwillig mitgekommen, weil er an seiner früheren Wirkungsstätte nicht ausreichend verehrt wor-

² Vgl. allg. Arnold Angenendt, *Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart*. München 1994; Anton Legner, *Der Kult der Reliquien*, in: Ders. (Hrsg.), *Reliquien. Verehrung und Verklärung. Skizzen und Noten zur Thematik*. Kat. Köln 1989, S. 9–24; Ders., *Vom Glanz und von der Präsenz des Heiliums – Bilder und Texte*, in: Ebd., S. 33–148; Ders., *Reliquien in Kunst und Kult. Zwischen Antike und Aufklärung*. Darmstadt 1995; Ders., *Kölner Heilige und Heiligtümer. Ein Jahrtausend europäischer Reliquienkultur*. Köln 2003; Arnold Angenendt / Hubertus Lutterbach (Hrsg.), *Die Gegenwart von Heiligen und Reliquien*. Münster 2010; Alfred Läßle, *Reliquien. Verehrung Geschichte Kunst*. Augsburg 1990; Edina Bozóky / Anne-Marie Helvétius (Hrsg.), *Les reliques. Objets, cultes, symboles*. Turnhout 1999; Henk van Os, *Der Weg zum Himmel. Reliquienverehrung im Mittelalter*. Regensburg 2001; Bruno Reudenbach / Gia Toussaint (Hrsg.), *Reliquiare im Mittelalter (Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte, 5)*. Berlin 2005; Philippe Cordez, *Die Reliquien, ein Forschungsfeld. Traditionslinien und Erkundigungen*, in: *Kunstchronik* 60 (2007), S. 271–282.

³ Zur zeitgenössischen Kritik und den Kriterien der „Echtheit“ vgl. z. B. Stephan Beissel, *Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland im Mittelalter*. Freiburg 1890–1892, Nachdruck Darmstadt 1988, S. 128–145; Klaus Schreiner, „*Discrimen veri ac falsi*“. Ansätze und Formen der Kritik in der Heiligen- und Reliquienverehrung des Mittelalters, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 48 (1966), S. 1–53; Ingeborg Bähr, *Aussagen zur Funktion und zum Stellenwert von Kunstwerken in einem Pariser Reliquienprozess des Jahres 1410*, in: *Wallraf-Richartz-Jahrbuch* 45 (1984), S. 41–57; Thierry Lenain, *Du culte des reliques au monde de l'art. Remarques sur la genèse de la critique d'authenticité*, in: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 35 (2008), S. 67–85.

⁴ Wilhelm Hotzelt, *Translationen von Martyrerleibern aus Rom ins westliche Frankenreich im achten Jahrhundert*, in: *Archiv für Elsässische Kirchengeschichte* 13 (1938), S. 1–52; Ders., *Translationen römischer Reliquien ins Elsass im neunten Jahrhundert*, in: Ebd. 16 (1943), S. 2–9; Eduard Hegel, *Die Eliphis-Reliquien. Translationen zwischen Lothringen und den rheinischen Landen in alter und neuer Zeit [1950]*, in: Ders., *Ecclesiastica Rhenana. Aufsätze zur*

den sei. Aus Rom wurden das ganze Mittelalter hindurch Heiligenleiber in die Städte des Nordens abgegeben.⁴ Bei der Plünderung von Konstantinopel wurden 1204 von den Kreuzfahrern nicht nur Reliquien, sondern auch gleich die kostbaren Staurotheken, in denen sie geborgen waren, ins Abendland mitgeführt, wo sie eine erstaunliche Wirkmächtigkeit entfalteten.⁵

Die Förderung der Heiligenverehrung war spätestens seit den Merowingern und Karolingern eine wichtige Aufgabe eines jeden mittelalterlichen Herrschers. An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert entstanden die gewaltigen Reliquiensammlungen Kardinal Albrechts von Brandenburg und Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen in Halle und Wittenberg, die mit den neuen grafischen Medien verbreitet wurden.⁶ Besonders bekanntgeworden als Reliquiensammler ist Kaiser Karl IV., der von seinen zahlreichen Reisen quer durch Europa eine Vielzahl von Reliquien zum Schmuck der Prager Kirche und zur Ausstattung seiner

rheinischen Kirchengeschichte (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein, 6). Bonn 1986, S. 205–212; Nikolaus Gussone, Adventus-Zeremoniell und Translation von Reliquien. Victribus von Rouen, De laude sanctorum, in: Frühmittelalterliche Studien 10 (1976), S. 125–133; Martin Heinzelmann, Translationsberichte und andere Quellen des Reliquienkultes (Typologie des sources du moyen âge occidental, 33). Turnhout 1979; Annegret Wenz-Haubfleisch, Reliquientranslation und geistliches Beziehungsnetz. Die Übertragung des heiligen Modoad von Trier nach Helmarshausen (1107), in: Studien zur Geschichte des Mittelalters. Jürgen Petersohn zum 65. Geburtstag. Stuttgart 2000, S. 100–121; Klaus Herbers, Bemerkungen zu Reliquientranslationen im früheren Mittelalter, in: Markus Mayr (Hrsg.), Von goldenen Gebeinen. Wirtschaft und Reliquie im Mittelalter (Geschichte und Ökonomie, 9). Innsbruck 2001, S. 221–231; Hedwig Röckelein, Reliquientranslationen nach Sachsen im 9. Jahrhundert. Über Kommunikation, Mobilität und Öffentlichkeit im Frühmittelalter (Beihefte der Francia, 48). Stuttgart 2002.

⁵ Hans Wolfgang Kuhn, Heinrich von Ulmen, der vierte Kreuzzug und die Limburger Staurothek, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 10 (1984), S. 67–106; Bernhard Kreutz, Heinrich von Ulmen (ca. 1175–1234). Ein Kreuzfahrer zwischen Eifel und Mittelmeer, in: Franz Irsigler / Gisela Minn (Hrsg.), Porträt einer europäischen Kernregion. Der Rhein-Maas-Raum in historischen Lebensbildern. Trier 2006, S. 80–91; Hans Belting, Die Reaktion der Kunst des 13. Jahrhunderts auf den Import von Reliquien und Ikonen, in: Anton Legner (Hrsg.), Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik. Kat. 3 Bände, Köln 1985, Band 3, S. 173–183; Gia Toussaint, Konstantinopel in Halberstadt. Alte Reliquien in neuem Gewand, in: Das Mittelalter 10 (2005), S. 38–62.

⁶ Jörg Rasmussen, Untersuchungen zum Halle'schen Heiltum des Kardinals Albrecht von Brandenburg, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 3. F. 27 (1976), S. 19–118; Livia Cardenas, Friedrich der Weise und das Wittenberger Heiltumsbuch. Mediale Repräsentation zwischen Mittelalter und Neuzeit. Berlin 2002; Andreas Tacke (Hrsg.), „Ich armer sundiger mensch“. Heiligen- und Reliquienkult am Übergang zum konfessionellen Zeitalter (Schriftenreihe der Stiftung Moritzburg, 2). Göttingen 2006.

Reliquienburg Karlstein mitnahm.⁷ Im Herbst 1353 bereiste er den Oberrhein. Nach Stippvisiten in Augsburg und Kempten besuchte er Konstanz, wo sich Bischof und Domkapitel ebenso wenig seinen nachdrücklich vorgetragenen Bitten um Reliquien verschließen konnten wie die Äbte von der Reichenau und von St. Gallen. Karl wusste, was er wollte: Stets fragte er nach Stücken, die auf bedeutende königliche Schenkgeber zurückgingen und deren Geschichte in der hagiografischen Literatur beschrieben wurde. Über Säckingen reiste er ins Elsass, wo er Andlau, Haslach und Erstein sowie Weissenburg besuchte und hier weitere „Geschenke“ erhielt. Von Mainz aus sandte er zum Jahresende 1353 die so erhaltenen Reliquien mit einem ausführlichen Bericht nach Prag, doch dann gelang es ihm Anfang 1354, nach dem Tod seines Großonkels Erzbischof Balduin, einen beträchtlichen Teil des Trierer Domschatzes in seinen Besitz zu bringen, bevor er eine weitere Reliquiensammelkampagne nach Lothringen (Metz, Toul), ins Elsass (Pairis, Odilienberg) und in die Schweiz (Einsiedeln, Zürich) unternahm.⁸

Karl IV. konnte mit diplomatischem Druck, mit persönlichen Beziehungen und mit Gegengaben in Form von Privilegien bedeutende Stücke

⁷ Franz Machilek, Privatfrömmigkeit und Staatsfrömmigkeit, in: Ferdinand Seibt (Hrsg.), *Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen*. München 21978, S. 87–101, hier: S. 93/94; Jiří Spěvāček, *Frömmigkeit und Kirchentreue als Instrument der politischen Ideologie Karls IV.*, in: Evamaria Engel (Hrsg.), *Karl IV. Politik und Ideologie im 14. Jahrhundert*. Weimar 1982, S. 158–170; Bernd-Ulrich Hergemöller, *Heiltümer und Symbole im Zeitalter der Luxemburger. Reliquienkult und Bildersturm in Böhmen von Karl IV. bis zu den Hussiten*, in: Thomas Wünsch (Hrsg.), *Religion und Magie in Ostmitteleuropa. Spielräume theologischer Normierungsprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa, 8)*. Münster 2006, S. 63–83; Martin Bauch, *Öffentliche Frömmigkeit und Demut des Herrschers als Form politischer Kommunikation. Karl IV. und seine Italienaufenthalte als Beispiel*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 87 (2007), S. 109–138; Hans-Walter Stork, *Der pilgernde Kaiser. Karl IV. am Schrein der hl. Elisabeth von Thüringen*, in: Christa Bertelsmeier-Kierst (Hrsg.), *Elisabeth von Thüringen und die neue Frömmigkeit in Europa (Kulturgeschichtliche Beiträge zum Mittelalter und der frühen Neuzeit, 1)*. Frankfurt am Main 2008, S. 151–170.

⁸ Wolfgang Schmid, *Wallfahrt und Memoria. Die Luxemburger und das spätmittelalterliche Rheinland*, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 70 (2006), S. 155–214; Ders., *Vom Rheinland nach Böhmen. Studien zur Reliquienpolitik Kaiser Karls IV.*, in: Ulrike Hohensee / Mathias Lawo / Michael Lindner u. a. (Hrsg.), *Die Goldene Bulle. Politik – Wahrnehmung – Rezeption (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berichte und Abhandlungen, Sonderband 12)*. 2 Bände, Berlin 2009, Band 2, S. 431–464; Ders., *Von Konstantinopel über Prag nach Trier: Das Haupt der hl. Helena*, in: Jiří Fajt / Andrea Langer (Hrsg.), *Kunst als Herrschaftsinstrument unter den Luxemburgern. Böhmen und das Heilige Römische Reich unter den Luxemburgern im europäischen Kontext*. Berlin 2009, S. 309–319. Über Karls „Reliquienjagd am Oberrhein“ bereitet der Verfasser eine größere Studie vor.

renommierter Heiliger in seinen Besitz bringen. Die folgende Untersuchung versucht eine Fallstudie am anderen, am unteren Ende der Skala: Wie war die Situation bzw. das Ergebnis, wenn sich eine städtische Pfarrkirche um Reliquien bemühte? Eine Kirche, die zwar nur freundliche Bitten vortragen, die aber prominente Fürsprecher gewinnen konnte – was bekam eine solche Kirche an Reliquien, und vor allem, was machte sie damit?

Zehn Jahre vor König Karls spektakulärer Reliquienjagd am Oberrhein erhielt die Berner Pfarrkirche St. Vinzenz Reliquien von wenigstens 24 Klöstern am Bodensee und im Elsass. 1226 hatte der Deutsche Orden von den Augustiner-Chorherren die Kommende Könitz übernommen, die das Patronatsrecht über die erstmals 1236 erwähnte Berner Pfarrkirche besaß.⁹ Hauptpatronin der Kirche war Maria, aber seit 1255 ist ein Vinzenzpatrozinium belegt, wobei hervorzuheben ist, dass die Kirche einen eher bescheidenen Reliquienschatz besaß. Erst durch die hier näher zu untersuchende Sammelaktion von 1343 und den Raub des Vinzenzhauptes in Köln 1463 gelangte man an einen entsprechenden Heiltumsvorrat. Nach einer päpstlichen Bulle von 1418 begann 1421 der anspruchsvolle Neubau der Pfarrkirche, die auch ein Repräsentationsobjekt der aufstrebenden Berner Bürgergemeinde war, die zunehmend Einfluss auf die Pfarrkirche gewann. Konflikte mit dem Deutschen Orden gab es bereits im 14. Jahrhundert, als sich die Bettelorden, die breite Bevölkerungsschichten ansprachen, in Bern niederließen; der Deutsche Orden

⁹ Udo Arnold (Red.), *Kreuz und Schwert. Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland*, in: *der Schweiz und im Elsass*. Kat. Köln 1991; Bruno Häfliger, *Der Deutsche Orden in der Schweiz*, in: Hermann Brommer (Hrsg.), *Der Deutsche Orden und die Ballei Elsass-Burgund* (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., 63). Bühl 1996, S. 271–290; Roland Gerber, *Die geistlichen Niederlassungen*, in: Rainer C. Schwinges (Hrsg.), *Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt*. Bern 2003, S. 62–74, hier: S. 65/66; Kathrin Utz Tremp / Daniel Gutscher, *Die Pfarrkirche St. Vinzenz und das Deutschordenshaus in Bern*, in: Ebd., S. 389–397; Armand Baeriswyl, *Die Deutschordenskommende in Könitz bei Bern. Mit einigen Überlegungen zu Form und Funktion von Konventsanlagen im Deutschen Reich*, in: Thomas Biller (Red.), *Burgen kirchlicher Bauherren* (Forschungen zu Burgen und Schlössern, 6). München 2001, S. 193–202; Ders., *Die Ritterorden – Gemeinschaften zwischen Mönchtum und Ritteradel*, in: Schwinges (Hrsg.), *Berns mutige Zeit*, S. 317–327; Ders., *Bern (Brüder)*, in: Petra Zimmer (Hrsg.), *Die Serviten, die Pauliner-Eremiten, die Lazariter und Lazariterinnen, die Templer, die Johanniter und der Deutsche Orden in der Schweiz* (*Helvetia Sacra*, IV/7,2). Basel 2006, S. 621–649; Helmut Klezl, *Die Übertragung von Augustiner-Chorherrenstiften an den Deutschen Orden zwischen 1220 und 1323. Ursachen, Verlauf, Entwicklungen* (Deutsche Hochschuledition, 66), Neuried 1996, S. 61–106.

hatte seinen Rückhalt eher bei den vermögenden Bürgern und dem Adel der Region.

1463 gelangte das Haupt des hl. Vinzenz nach Bern, das ein professioneller Reliquienräuber aus dem heiligen Köln entwendet hatte und der Berner Kirche schenkte.¹⁰ Noch 1499 berichtet die Kölner Koelhoff'sche Chronik entrüstet von einem Reliquiendiebstahl, der immer noch die Gemüter der Kölner erhitzte. Aus der Vinzenzkapelle der Pfarrkirche St. Laurenz, einer Stiftung des Patriziers Hilger von der Stessen, war „*sent Vincentius heuft ... durch ein paffen overmitz ein subtilen anslach*“ entwendet worden. Nach einer Tradition des 18. Jahrhunderts hatte der Patrizier Hilger von der Stessen († 1338) die Reliquie nach seiner Teilnahme am Italienzug Ludwigs des Bayern – also 1327 bis 1330 – nach Köln gebracht. Näheres über die Herkunft wird nicht erwähnt. Anhand der Kölner Briefbücher und der Berner Quellen lassen sich weitere Einzelheiten ermitteln: Danach hat der Reliquienräuber Johann Bäli bereits im Juni 1462 dem Berner Rat das Haupt des hl. Vinzenz angeboten und dieses dann im Dezember in Köln entwendet. Mit der Reliquie reiste er zunächst nach Rom, wo er von Kardinal Nikolaus von Kues Absolution und einen Ablass erhielt, und schließlich nach Bern, wo das Haupt am 25. Mai 1463 mit großem Aufwand ins Münster überführt und in einem Reliquiar geborgen wurde.

¹⁰ Ernst Alfred Stückelberg, *Geschichte der Reliquien in der Schweiz* (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1). 2 Bände, Zürich 1902, Band 1, S. 324–340; Hans von Greyerz, *Studien zur Kulturgeschichte der Stadt Bern am Ende des Mittelalters*, in: *Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern* 35 (1940), S. 175–491, hier: S. 239–243; Urs Martin Zahnd, *Die Bildungsverhältnisse in den bernischen Ratsgeschlechtern im ausgehenden Mittelalter. Verbreitung, Charakter und Funktion der Bildung in der politischen Führungsschicht einer spätmittelalterlichen Stadt* (Schriften der Berner Burgerbibliothek, 14). Bern 1979, S. 50, 69, 73, 82–84, 175, 184, 212, 247, 267, 273; Ders., *Die autobiographischen Aufzeichnungen Ludwig von Diesbachs. Studien zur spätmittelalterlichen Selbstdarstellung im oberdeutschen und schweizerischen Raume* (Schriften der Berner Burgerbibliothek, 17). Bern 1986, S. 186/187; Wolfgang Schmid, *Stifter und Auftraggeber im spätmittelalterlichen Köln* (Veröffentlichungen des Kölnischen Stadtmuseums, 11). Köln 1994, S. 226/227; Beat Immenhauser, Hans Bäli – Schulmeister, Diplomat und Reliquienvermittler, in: Ellen J. Beer / Norberto Gramaccini / Charlotte Gutscher-Schmid u. a. (Hrsg.), *Berns grosse Zeit. Das 15. Jahrhundert neu entdeckt*. Bern 1999, S. 157; Ders., *Johannes Bäli entwendet in Köln die Schädelreliquie des hl. Vinzenz und bringt sie nach Bern*, in: Cécile Dupeux / Peter Jezler / Jan Wirth (Hrsg.), *Bildersturm. Wahnsinn oder Gottes Wille? Kat. Bern* 2000, S. 107; Wolfgang Schmid, *Die Jagd nach dem verborgenen Schatz. Ein Schlüsselmotiv in der Geschichte des Mittelalters?*, in: Dietrich Ebeling / Volker Henn / Rudolf Holbach u. a. (Hrsg.), *Landesgeschichte als multidisziplinäre Wissenschaft. Festsage für Franz Irsigler zum 60. Geburtstag*. Trier 2001, S. 347–400, hier: S. 370–372.

Im August 1463 hatte man in Köln vom Verbleib der Reliquie erfahren und schrieb einen geharnischten Protestbrief: „*Mit groesser byttherheytt und bedroeffnis unser hertzen*“ verwies man nicht nur auf die Tatsache, dass das Haupt seit 200 Jahren in Köln verehrt würde, bevor es „*heimlich und dieblich*“ geraubt worden sei. Die Antwort der Eidgenossen dürfte die Kölner kaum besänftigt haben: Sie baten im Oktober 1463 um Verzeihung, dass sie die Reliquie nicht zurückgeben könnten, aber sie sei ihnen schließlich geschenkt worden, und sie sei womöglich durch göttliche Schickung nach Bern gelangt: Hätten die Kölner nämlich den Heiligen angemessen verehrt, dann hätte er sich nicht so einfach stehlen lassen. Mit juristischem Scharfsinn belehrte man dann die Berner auch noch über den Unterschied zwischen Überführung, Entfremdung und Diebstahl („*differentiam inter translationem, alienationem et furtum*“) und kam zu dem keineswegs überraschenden Ergebnis: „*Es ist nit gestoln.*“ Dieser Meinung konnten sich die Vertreter des heiligen Köln natürlich nicht anschließen und wiesen im Dezember 1463 darauf hin, man habe in Köln den Heiligen durchaus verehrt, das Haupt sei schließlich in einer köstlich geschmückten und mit einem Aufwand von mehr als 6000 Gulden errichteten Kapelle aufbewahrt worden.

Ob die Überführung des Vinzenzhauptes nach Bern zu einer intensivierten Verehrung des Kirchenpatrons geführt hat, wissen wir nicht. Aber 1484 gelang es dem Berner Rat in einer handstreichartigen Aktion den Deutschen Orden aus der Stadt zu drängen und St. Vinzenz in ein Kollegiatstift umzuwandeln, auf welches die Stadt weitgehenden Einfluss ausübte. 1515 wurde der Vinzenz-Teppich in Auftrag gegeben, der im Chor der Kirche die Legende des Heiligen erzählte. Nach der Reformation wurde das Stift 1528 aufgelöst, das Kopfreliquiar des hl. Vinzenz eingeschmolzen und der Teppich mit der Legende des Heiligen eingerollt.¹¹

¹¹ Guy P. Marchal, St. Vinzenz in Bern, in: Ders. (Hrsg.), Die weltlichen Kollegiatstifte der deutsch- und französischsprachigen Schweiz (Helvetia Sacra, II/2). Bern 1977, S. 151–161; Luc Mojon, Das Berner Münster (Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, 4). Basel 1960; Kathrin Tremp-Utz, Das Kollegiatstift St. Vinzenz in Bern von der Gründung 1484/85 bis zur Aufhebung 1528 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 69). Bern 1985; Dies., Gottesdienst, Ablasswesen und Predigt am Vinzenzstift in Bern (1484/85–1528), in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 80 (1986), S. 31–98; Basilius Niederberger, Die Verehrung des Märtyrerdiacons Vinzenz von Bern, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 1 (1907), S. 283–300; Anna Rapp Buri / Monica Stucky-Schürer, Leben und Tod des heiligen Vinzenz. Vier Chorbehänge von 1515 aus dem Berner Münster. Kat. Bern 2000.

Im Sommer 1343 wandten sich der Provinzial des Deutschen Ordens für Burgund und das Elsass sowie das Haus des Deutschen Ordens in Bern an eine Reihe von Klöstern und Stiften am Bodensee und am Oberrhein und erbaten Reliquien für das Berner Münster.¹² Von 24 Klöstern sind die Antworten erhalten, Briefe der Äbte, Prioren und Pröpste. Womöglich wurden sie in Bern zu einem Konvolut zusammengebunden, da sie die Echtheit der zahlreichen Reliquien beglaubigten, und blieben so erhalten. Womöglich könnte dies ein zumindest schwaches Indiz dafür sein, dass alle Urkunden der Klöster, die Reliquien schickten, überliefert sind. Von den Anschreiben ist keines überliefert, auch ihre Zahl ist unbekannt. Aus den erhaltenen Antworten lässt sich erschließen, dass die Berner Kirche sich verpflichtete, die Reliquien zu Gottes Lob zu verehren und die Ehre der Heiligen zu vermehren, indem für jede Reliquie in der Berner Kirche ein eigenes Bild mit einem ewigen Licht angebracht werden sollte.

Fast alle Klöster und Stifte lagen in der alten Diözese Straßburg, die zur Ballei Elsass-Burgund gehörte und wo der Deutsche Orden – wie die genannten Urkunden erkennen lassen – gute Beziehungen zu Bischof Berthold von Bucheck und zu seinem Kaplan sowie mehrere Niederlassungen (Weissenburg, Dahn, Straßburg, Andlau, Kaysersberg, Guebwiller, Mulhouse, Rixheim, Rouffach) hatte; freilich traten diese allesamt nicht als Reliquienschenker hervor, ebenso wenig die Bischofskirche, das Straßburger Münster.¹³ Zwei Kirchen lagen im Oberelsass, 17 im Unterelsass, drei im rechtsrheinischen Teil des Bistums. Zeitlich und geografisch

¹² Ein vorzüglicher Überblick zur Kloostergeschichte der Region bei Sönke Lorenz, Zur Genese kirchlich bestimmter Strukturen und geistlicher Kräftezentren am Oberrhein im Mittelalter, in: Peter Kurmann / Thomas Zotz (Hrsg.), Historische Landschaft – Kunstlandschaft? Der Oberrhein im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen, 68). Ostfildern 2008, S. 113–248. Zur elsässischen Kirchengeschichte vgl. Francis Rapp, De la réforme grégorienne à la contre-réforme, in: Ders. (Hrsg.), Le Diocèse de Strasbourg (Histoire des Diocèses de France, 14). Paris 1982, S. 35–84; Charles Munier, L'Antiquité Chrétienne et le Moyen Âge, in: René Epp (Hrsg.), Histoire de l'Église catholique en Alsace des origines à nos jours. Rom 2003, S. 11–193, hier: S. 123–193.

¹³ Pierre-Paul Faust, Der Deutsche Orden im Elsass. Geschichte und Spuren der elsässischen Ordensniederlassungen, besonders der Kommende Rouffach-Suntheim, in: Brommer (Hrsg.), Der Deutsche Orden, S. 245–270. Vgl. auch Bernhart Jähni, Der Deutsche Orden und Karl IV., in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 114 (1978), S. 103–149; Peter Conradin von Planta, Adel, Deutscher Orden und Königtum im Elsass des 13. Jahrhunderts. Unter Berücksichtigung der Johanniter (Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte, 8). Frankfurt am Main 1997, zu den Beziehungen zum Adel S. 136–153.

aus dem Rahmen fallen die Abtei Reichenau, die bereits am 16. Februar 1343 eine stattliche Zahl von Reliquien übersandte¹⁴, und die ebenfalls am Bodensee gelegene Abtei Petershausen, die am 24. Juli 1344 als letztes Kloster mehrere namentlich nicht genannte Reliquien nach Bern schickte.¹⁵ Ob es weitere Anschreiben an Klöster anderer Diözesen gab oder auch Absagen, wissen wir nicht. Eine ganze Reihe bedeutender Klöster und Stifte fehlt jedenfalls.

Den Auftakt machte am 16. Februar 1343 die Abtei Reichenau mit Abt Eberhard von Brandis.¹⁶ Aus dem Schreiben erfahren wir zunächst, dass die Bittsteller sein Bruder Mangold, Provinzial des Deutschen Ordens, außerdem der Pleban Theobald und Ulrich genannt Browen waren.¹⁷ Die Abtei ließ sich nicht zweimal bitten und übergab dem Berner Münster die stattliche Zahl von 96 Reliquien, wobei festzuhalten ist, dass von den kostbaren Stücken wie dem Hl. Blut, der Marienmilch oder dem Evangelisten Markus – von denen Karl IV. Partikel erhielt – nichts darunter war, aber immerhin noch eine Reihe prominenter Stücke sowie eine Vielzahl kleinerer Partikel von regionalen Heiligen, aber auch von z. T. wenig bekannten Glaubenszeugen. So übersandte man an das Berner Münster

¹⁴ Druck bei: *Fontes rerum Bernensium*. Berns Geschichtsquellen. Band 6, Bern 1891, Nr. 743, 770a–w; Regesten bei Stüchelberg, *Reliquien*, Band 1, Nr. 228–249; Medard Barth, *Reliquien aus elsässischen Kirchen für das Münster in Bern 1343*, in: *Archiv für Elsassische Kirchengeschichte* 9 (1934), S. 123–135.

¹⁵ Druck bei: *Fontes rerum Bernensium*. Berns Geschichtsquellen. Band 7, Bern 1893, Nr. 49.

¹⁶ Zur Reichenau vgl. den instruktiven Überblick von Heinz Quarthal, *Reichenau*, in: Ders., (Bearb.), *Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg* (*Germania Benedictina*, 5). Augsburg 1975, S. 503–548; Ursula Begrich, *Reichenau D*, *Benediktiner*, in: Elsanne Gilomen-Schenkel (Hrsg.), *Frühe Klöster, die Benediktiner und Benediktinerinnen in der Schweiz* (*Helvetia Sacra*, III/1). Bern 1986, S. 1059–1100. Immer noch die beste Übersicht zur Liturgie und Hagiografie bieten Peter A. Manser / Konrad Beyerle, *Aus dem liturgischen Leben der Reichenau*, in: *Die Kultur der Abtei Reichenau. Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724–1924*. München 1925, Band 1, S. 316–437; Theodor Klüppel, *Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno* (Reichenau-Bücherei). Sigmaringen 1980. Zur Klostergeschichte im Spätmittelalter vgl. Thomas Kreuzer, *Verblichener Glanz. Adel und Reform in der Abtei Reichenau im Spätmittelalter* (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 168). Stuttgart 2008, S. 278/279; Utz Tremp / Gutscher, *Pfarrkirche St. Vinzenz*, S. 396/397.

¹⁷ Kreuzer, *Abtei Reichenau*, S. 278/279; Utz Tremp / Gutscher, *Pfarrkirche St. Vinzenz*, S. 396/397. Druck der Urkunde bei *Fontes rerum Bernensium*, Band 6, Nr. 743. Die Auflistung lässt gegenüber den anderen Urkunden große Sorgfalt erkennen, auch wenn mehrere Doppelungen vorkommen. Eine Systematik ist nicht zu erkennen, die alphabetische Ordnung wurde vom Bearbeiter vorgenommen.

Partikel vom Marienkleid („*de vestimentis sancte Marie*“) sowie Teile der Apostel Barnabas, Bartholomäus, Jakobus, Simon und Juda. Hinzu kamen Reliquien von Albina, Amandus, Anastasia („*De dextra manu Anastasia*“), nochmals Anastasia, Antonius Abbas, Auferus, Aureus, Basilissa, Basilius, „*Birminii episcopi*“ (Verballhornt für den Klostergründer Pirmin? Oder der hl. Bischof Birinus / Berinus?), Bonifatius, Briccius, Brigida, „*Brochi*“ (Briocus? Brocardus?), Cäcilia, Caesarius, Carposorius (Carpophorius), Cassiodor, Chrysanthus, Columba, Cosmas, Crispina, Cyprian, Cyrinus, Damian, Emerentia, Epimachus, Euphemia, Euprepie, Fabian und Sebastian, Felicianus, Firmi, Firminus, Flodaldus(?), Fortunata, Gallus, Georg, Germanus, Gordinan, Gotthard, Hermes, Hilaria, Januarius, die Märtyrer Johannes und Paulus(?), Justa, vom Kleid der hl. Katharina, Kilian, Laurentius und Asche von Laurentius, Leo, Leodegar, Leonis, Libertinus, Magnus, Maria Magdalena (von den Haaren, die ihre Blöße bedeckt haben), Martin, Mauritius, Maximin, Meinrad, Melanus, Modestus, Nikolaus, Odilia, Oswald, Othmar, Pantaleon, Pelagius, Prisca, Regina, Remigius, Restituta, Richard, Robert, Ruprecht (Rupert), Saturnius, zweimal Secundus, Servatius, Severin, Stephanus, Thomas, Ulrich, natürlich auch von den Gefährtinnen der hl. Ursula („*De ossibus undecim milium martyrum*“), Viktor, Viktoria und Zenon. Besonders gefreut haben dürften sich die Berner über gleich zwei Partikel ihres Kirchenpatrons St. Vinzenz („*reliquias Vincencii martyris*“ bzw. „*reliquias Vincencii martyris*“). Die zahlreichen Reliquien wurden nicht als Päckchen verschickt, sondern von dem „*confrater*“ des Konvents, dem „*dominus*“ „*Nicolaus de Gössikon*“ offiziell überführt und in Bern von „*clerus*“ und „*populus*“ feierlich empfangen.¹⁸

Es lohnt sich, zunächst einen Blick auf die beteiligten Personen zu werfen. Abt auf der Reichenau war von 1343 bis 1379 Eberhard von Brandis. Seine Familie hatte ihren Stammsitz auf Burg Brandis im Emmental im Berner Landgebiet. Im 14. Jahrhundert ließ sich der weit verzweigte und streitbare Familienclan, der u. a. mit den einflussreichen Nellenburgern

¹⁸ Nikolaus von Gösigen stammt aus einer edelfreien Familie aus der Gegend von Solothurn und ist von 1328 bis 1347 als Konventuale auf der Reichenau nachweisbar, Kreutzer, Abtei Reichenau, S. 120, 251, 293–295.

¹⁹ Placid Bütler, Die Freiherren von Brandis, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 36 (1911), S. 1–151, zu Eberhard S. 27–32; Anselm Schubiger, Heinrich III. von Brandis, Abt zu

und Kyrburgern verwandt war, auf der Reichenau nieder und besetzte eine ganze Reihe von Schaltstellen mit Familienangehörigen.¹⁹ Eberhards Bruder Heinrich III. von Brandis war von 1348 bis 1357 Abt von St. Gallen, danach wurde er Bischof von Konstanz, ein Jahr später machte er seinen Bruder Wolfram zum Generalvikar. Zu nennen ist noch die Schwester Agnes, die Äbtissin in Säckingen war. Bereits ihre Tante war hier Nonne, ihre Nichte Anna zunächst Nonne in Säckingen, dann Äbtissin von Masmünster im Elsass. Wir haben also einen bedeutenden Familienclan vor uns, dessen Aktivitäten sich auf den Bodenseeraum konzentrierten, aber auch in die Schweiz und ins Elsass reichten. Nicht nur über den Deutschen Orden dürften sie enge Kontakte zu Berthold von Buheck besessen haben, sie verfügten auch über hervorragende Beziehungen zu König Karl IV., der seine Kontakte zu dem Familienverband wiederum dazu nutzte, in Konstanz, St. Gallen, Säckingen und auf der Reichenau Reliquien zu erwerben.

Zwei weitere Brüder aus dem Brandis-Clan hatten als Deutschordensritter Karriere gemacht: Werner von Brandis war für den Hochmeister in Preußen tätig und leitete ab 1357 die schweizerische Kommende Sumiswald, 1374 Tannenfels, 1375 Hitzkirch und wurde 1378 Landkomtur für das Elsass, Schwaben, Aargau und Burgund. 1390 verzichtete er auf die Leitung der Häuser Tannenfels und Sumiswald.²⁰ Sein Bruder Mangold wurde 1342 bis 1350 und 1356 bis 1358 als Nachfolger seines Onkels Wolfram von Nellenburg Landkomtur der Ballei Elsass-Burgund; 1354/55 war er Landkomtur der Ballei Franken. Zudem leitete er die Kommenden Hitzkirch und Beuggen.²¹ Merkwürdigerweise gelang es den beiden Brüdern nicht, auf der Mainau, wo der Orden seit 1271 eine Niederlassung besaß, Fuß zu fassen. Dafür erwarb

Einsiedeln und Bischof zu Constanz, und seine Zeit. Freiburg 1879, S. 24; Eckart Conrad Lutz, *Spiritualis Fornicatio*. Heinrich Wittenwiler, seine Welt und sein „Ring“ (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 32). Sigmaringen 1990, S. 39–50; Kreutzer, Abtei Reichenau, S. 283.

²⁰ Schubiger, Heinrich von Brandis, S. 24; Bütler, Freiherren von Brandis, S. 39/40.

²¹ Johann Klentschi / Eugen Zeller, *Das Deutschordenshaus Beuggen einst und jetzt*. 1246–1894. Basel 1894, S. 106 Nr. 17; Schubiger, Heinrich von Brandis, S. 24; Bütler, Freiherren von Brandis, S. 38/39; Arnold (Red.), *Kreuz und Schwert*, S. 266/267; Peter Heim, *Beuggen (Rheinfelden D)*, *Deutscher Orden*, in: Petra Zimmer / Patrick Braun (Red.), *Die Johanniter, die Templer, der Deutsche Orden, die Lazariter und Lazariterinnen, die Pauliner und die Serviten in der Schweiz (Helvetia Sacra, IV/7)*. Basel 2006, S. 659–696, hier: S. 678; Stefan Jäggi, *Hitzkirch LU, Deutscher Orden*, in: Zimmer / Braun (Red.), *Johanniter*, S. 703–753, hier: S. 719/720.

ihr Bruder Wolfart 1351 das Berner Burgrecht²² und ein stattliches Wohnhaus in der Stadt.²³

Auch die anderen beiden Beteiligten lassen sich fassen: Der aus dem elsässischen Gebweiler / Guebwiller, wo der Deutsche Orden eine Niederlassung besaß, stammende Diebold Baselwind war von 1329 bis 1360 Pleban des Ordens und Leutpriester in Bern und spielte in der Geschichte der Pfarrkirche eine bedeutende Rolle; er ließ die aufwändige Stützmauer für den Friedhof errichten, legte ein Jahrzeitbuch an und trat durch seine Predigten und seinen Kampf gegen den Wucher hervor. 1339 zog er mit dem Sakrament in der Hand mit den Bernern in die Schlacht bei Laupen; nach deren Sieg wurden die Fahnen in der Pfarrkirche aufgehängt.²⁴

Auch „*Ulrich dictus Browen*“ ist kein Unbekannter. Der Deutschordensbruder Ulrich Bröwo stiftete 1331 dem Niedern Hospital in Bern zwei Häuser. Das Hospital sollte in jedem Haus 13 – nach der Zahl Christi und der Apostel – Frauen aufnehmen, die in der Krankenpflege tätig waren und die sich einen Beichtvater aus dem Deutschen Orden, keinesfalls aber aus dem Franziskanerkloster wählen sollten. Die Frauen in den beiden Beginenhäusern nahmen die Regel und das Habit des Deutschen Ordens an. Eines der Häuser bewahrte als Bröwenhaus den Namen des Stifters, das andere wurde nach dem Stadtarzt Meister Jordan benannt.²⁵

²² Zu den Berner Burgrechtsverträgen vgl. Urs Martin Zahnd, Berns Bündnis- und Territorialpolitik in der Mitte des 14. Jahrhunderts, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 53 (1991) S. 21–59, hier S. 30–34.

²³ Büttler, Freiherren von Brandis, S. 26; Peter Heim, Die Deutschordenskommande Beuggen und die Anfänge der Ballei Elsass-Burgund. Von ihrer Entstehung bis zur Reformationszeit (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 32). Bonn 1977, S. 171; Roland Gerber, Gott ist Bürger zu Bern. Eine spätmittelalterliche Stadtgesellschaft zwischen Herrschaftsbildung und sozialem Ausgleich (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, 39). Weimar 2001, S. 407/408, 416/417, 444/445.

²⁴ Abraham Emanuel Fröhlich, Diebold Baselwind (des Deutschen Ordens), der Berner Leutpriester in der Laupen-Schlacht. Ein Tafelspruch. Aarau 1849, S. 7–20; Baeriswyl, Bern (Brüder), S. 641/642; Utz Tremp / Gutscher, Pfarrkirche St. Vinzenz, S. 396; Kathrin Utz Tremp, Der Berner Deutschordensleutpriester Diebold Baselwind im Kampf gegen den Wucher, in: Schwinges (Hrsg.), Berns mutige Zeit, S. 397; Häfliger, Deutscher Orden, S. 284.

²⁵ Kathrin Utz-Tremp, Schwestern im Bröwenhaus oder Weisse Schwestern, in: Cécile Sommer-Ramer (Red.), Die Beginnen und Begarden in der Schweiz (Helvetia Sacra, IX/2), Basel / Frankfurt am Main 1995, S. 283–295; Dies., Jordanhaus, in: Ebd., S. 295–297; vgl. auch Dies., Schwestern am Pfarrkirchhof, in: Ebd., S. 274–280 (hier war eine Nichte Ulrich Bröwos Nonne, der Konvent wurde 1342 unter Mitwirkung von Mangold von Brandis und Diebold Baselwind dem Deutschen Orden inkorporiert). Vgl. weiter Utz Tremp / Gutscher, Pfarrkirche St. Vinzenz, S. 396; Dies., Spitäler und Beginenhäuser, in: Schwinges (Hrsg.), Berns mutige Zeit, S. 410–416, hier S. 412; Gerber, Die geistlichen Niederlassungen, S. 71; Ders., Bürger zu Bern, S. 229, 231.

Schließlich ist ein Blick auf den Straßburger Bischof Berthold von Interesse. Er stammt aus der schweizerischen Familie der Grafen von Bucheck, die die Landgrafschaft Burgund im schweizerischen Mittelland besaß. Hugo II. von Bucheck war im Dienst König Albrechts I. und Kaiser Heinrichs VII. tätig. Als Belohnung für geleistete Reichsdienste erhielt er den Reichszoll der Stadt Bern und das Schultheißenamt in Solothurn. 1335 wurde er wie Mangold Brandis Bürger der Stadt Bern; er starb 1335. Hugo II. hielt sich längere Zeit am Hof Papst Johannes XXII. auf, wo er die Karrieren seiner Geschwister förderte: Die Schwester Judenta war von 1326 bis 1327 und von 1338 bis 1348 Äbtissin des bei Bern gelegenen Zisterzienserinnenklosters Fraubrunnen, das von Berner Bürgern und vom Adel der Region intensiv gefördert wurde.²⁶ Ihr Bruder, der Benediktinermönch Matthias von Bucheck, wurde Erzbischof von Mainz (1323 bis 1328).²⁷ Berthold von Bucheck war Deutschordensritter. Er war 1297/98 Konventuale in Beuggen, 1302 Komtur von Sumiswald, von 1305 bis 1311 Komtur in Beuggen sowie von 1305 bis 1321 Landkomtur der Ballei Elsass-Burgund. 1324 war er Landkomtur der Ballei Koblenz.²⁸ 1328 ernannte ihn Papst Johannes XXII. zum Bischof von Speyer, doch im gleichen Jahr wählte ihn das Straßburger Domkapitel zum Bischof, ein Amt, das er bis zu seinem Tod 1353 bekleidete. Seine Reformversuche führten zu erheblichen Spannungen mit dem Domkapitel, das ihn gefangen setzte.²⁹ Im

²⁶ Emil A. Erdin, Fraubrunnen BE, Zisterzienserinnen, in: Cécile Sommer-Ramer / Patrick Braun (Red.), Die Zisterzienser und Zisterzienserinnen, die reformierten Bernhardinerinnen, die Trappisten und Trappistinnen und die Wilhelmiten in der Schweiz (Helvetia Sacra, III/3). Bern 1982, S. 696–708, hier: S. 703/704. 1345 stiftete sie mit ihrem Bruder Hugo hier eine Messe, *Fontes rerum Bernensium*, Band 7, Nr. 115; Jürg Leuzinger, Das Zisterzienserinnenkloster Fraubrunnen. Von der Gründung bis zur Reformation. 1246–1528 (Europäische Hochschulschriften, 3,1028). Frankfurt am Main 2008, S. 152, 235.

²⁷ Erwin Gatz (Hrsg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches. 1198 bis 1448. Berlin 2001, S. 407/408.

²⁸ Armand Baeriswyl, Einleitung, Deutscher Orden, in: Zimmer / Braun (Red.), Johanniter, S. 559–587, hier: S. 575; Heim, Beuggen, S. 676, Armand Baeriswyl, Sumiswald BE, Deutscher Orden, in: Zimmer / Braun (Red.), Johanniter, S. 781–803, hier: S. 794/795.

²⁹ Edward Leupold, Berthold von Buchegg, Bischof von Strassburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsass und des Reichs im XIV. Jahrhundert. Diss. phil. Straßburg 1882, insbes. S. 15–17; Klentschi / Zeller, Deutschordenshaus Beuggen, S. 106 Nr. 11; Heim, Deutschordenskommende Beuggen, S. 166/167; Gottfried Boesch, *Ordo Teutonicus Sanctae Mariae in Jerusalem*. Das Jahrzeitbuch der Deutschordenskommende Hitzkirch aus dem Jahre 1432/33 mit dem Fragment A von 1399 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 31). Bonn 1972, S. 283, 297; Manfred Krebs, Berthold II. von Buchegg, Bischof von Mainz, in: *Neue Deutsche Biographie* 2 (1955), S. 158; Gatz (Hrsg.), *Bischöfe*, S. 758/759.

Straßburger Münster errichtete er ab 1331 die Katharinenkapelle, eines der bedeutendsten Bauwerke seiner Zeit.³⁰ Wir haben also einen weiteren adeligen Familienclan vor uns, der ebenfalls weiträumige Beziehungen im geistlichen wie im weltlichen Bereich besaß und der über das Berner Burgrecht und den Deutschen Orden enge Kontakte zu den Brandis besessen haben dürfte.

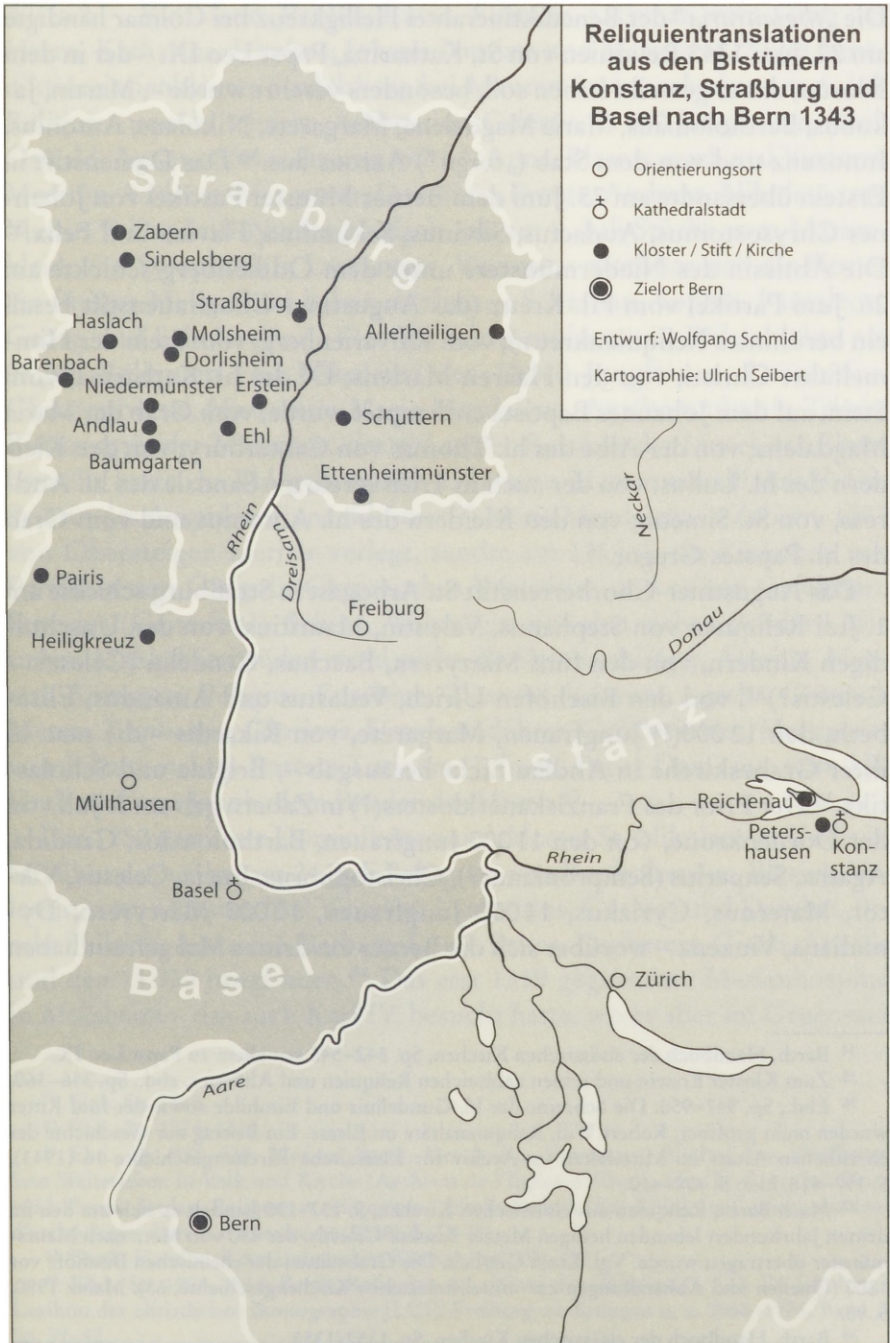
Gehen wir die Liste der aus dem Elsass nach Bern abgegebenen Reliquien einmal kurz durch.³¹ Der Abt Johann der Zisterzienserabtei Pairis schenkte am 10. Juni 1343 auf Bitten des Straßburger Bischofs Berthold von Bucheck und seines Kaplans, des aus der Schweiz stammenden Deutschordensritters Konrad von Guksberg (Gugsperg, Guggisberg), Reliquien von Johannes Baptist, der Päpste Gregor, Urban und Innozenz, der Märtyrer Pankratius, Ursus, Gangolf, König Sigismund, Bischof Paulin von Trier und Christina.³² Die Äbtissin des Damenstifts Andlau schickte am 15. Juni auf Bitten des Bischofskaplans Lazarus- und Gallusreliquien sowie Heiltümer von Christina und den 10 000 Märtyrern.³³

³⁰ Anton Legner (Hrsg.), *Die Parler und der Schöne Stil. 1350–1400. Europäische Kunst unter den Luxemburgern*. Kat. 5 Bände, Köln 1978–1980, Band 1, S. 278; Michel Zehnacker, *La cathédrale de Strasbourg. Comme un manteau de pierre sur les épaules de Notre Dame*. Paris 1993, S. 365–367; Benoit van den Bossche, *Straßburg. Das Münster (Monumente der Gotik, 1)*. Regensburg 2001, S. 161–164.

³¹ Eine systematische Untersuchung ist im Rahmen dieser Studie nicht möglich. Auch auf ein Verzeichnis der Literatur zu den einzelnen Kulturen sei verzichtet. Stückelberg hat zwar einen großen Teil der Heiligen identifiziert, seine Regesten enthalten aber erhebliche Lücken und neue Fehler. Barth hat einzelne Fehler korrigiert, aber leider die Urkunden nicht systematisch bearbeitet. In vielen Fällen stößt man allein schon aufgrund der Schreibweise in den Urkunden auf erhebliche Probleme, wobei man sich fragt, ob denn die Äbte, Prioren und Thesaurare ihre Heiltümer nicht kannten. Für viele der genannten Heiligen gibt es mehrere Identifizierungsmöglichkeiten, oft aber auch keine auch nur ähnlich klingenden Namen. Auch eine Unterscheidung zwischen weiblichen und männlichen Heiligen wirft gelegentlich Probleme auf.

³² Zum Kloster, seinen Altären und Reliquien s. Medard Barth, *Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter* (*Archives de l'Eglise d'Alsace*, 27/29 = N. S. 11/13). Straßburg 1960, Nachdruck Brüssel 1980, Sp. 1057–1059. Zu Guggisberg Ders., *Reliquien aus elsässischen Kirchen*, S. 124 Anm. 3. 1334 beurkundet ein „*frater Chūno de Guggesberg mit Uolrich Brewo und Ulricus de Guggesberg*“ eine Urkunde, in der Diebold Baselwind die Stiftung eines Jahrtags im Deutschordenshaus Könitz bestätigt, *Fontes rerum Bernensium*, Band 6, Nr. 139.

³³ Barth, *Handbuch der elsässischen Kirchen*, Sp. 64–71; Ders., *Die heilige Kaiserin Richardis und ihr Kult*, in: *Festschrift zur Neunhundertjahrfeier der Weihe der Stiftskirche von Andlau und der Heiligsprechung von St. Richardis durch Papst Leo IX. 1049–1949*. Sélestat 1949, S. 11–100; Heinrich Büttner, *Kaiserin Richgard und die Abtei Andlau*, in: Ders., *Geschichte des Elsass I. Politische Geschichte des Landes von der Landnahmezeit bis zum Tode Ottos III. und Ausgewählte Aufsätze zur Geschichte des Elsass im Früh- und Hochmittelalter*. Berlin 1991, S. 295–301.



Die „*thesauraria*“ der Benediktinerabtei Heiligkreuz bei Colmar händigte am 22. Juni 1343 Reliquien von St. Katharina, Papst Leo IX. – der in dem Kloster, das er geweiht haben soll, besonders verehrt wurde –, Martin, Jakobus, Bartholomäus, Maria Magdalena, Margarete, Nikolaus, Antonius, Innozenz und von dem Stab („*virga*“) Aarons aus.³⁴ Das Damenstift in Erstein übersandte am 25. Juni dem Berner Münster Partikel von Johannes Chrysostomus, Audactus, Silvinus, Sekundina, Flavian und Felix.³⁵ Die Äbtissin des Niedermünsters unter dem Odilienberg schickte am 26. Juni Partikel vom Hl. Kreuz (das Augustiner-Chorfrauenstift besaß ein berühmtes Reliquienkreuz); vom Kalvarienberg; vom Stein der Himmelfahrt Christi; von den Haaren Mariens; Öl der hl. Katharina; vom Stein, auf dem Johannes Baptista enthauptet wurde; vom Grab der Maria Magdalena; von der Albe des hl. Thomas von Canterbury; von den Kleidern des hl. Lullus; von der auch in Trier verehrten Sandale des hl. Andreas, von St. Simeon; von den Kleidern des hl. Antonius und vom Grab des hl. Papstes Gregor.³⁶

Das Augustiner-Chorherrenstift St. Arbogast in Straßburg schickte am 1. Juli Reliquien von Stephanus, Valentin, Mauritius, von den Unschuldigen Kindern, von den fünf Märtyrern, Bacchus, Cendelin (Celestin / Celestis?)³⁷, von den Bischöfen Ulrich, Vedastus und Amandus, Elisabeth, den 12 000(!) Jungfrauen, Margarete, von Rikardis – die man in ihrer Grabeskirche in Andlau nicht herausgab –, Brigida und Scholastika.³⁸ Der Prior des Franziskanerklosters(?) in Zabern gab am 3. Juli von der Dornenkrone, von den 11 000 Jungfrauen, Bartholomäus, Candida, Agatha, Senperius (Sempronianus?), Christophorus, Lucia, Celestis, Viktor, Maternus, Cyriakus, 11 000 Jungfrauen, 10 000 Märtyrern, Dymidiana, Vinzenz – worüber sich die Berner ein drittes Mal gefreut haben

³⁴ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 542–545 vor allem zu Papst Leo IX.

³⁵ Zum Kloster Erstein und seinen zahlreichen Reliquien und Altären s. ebd., Sp. 356–360.

³⁶ Ebd., Sp. 947–950. Die Schreine der hl. Gundelinis und Eimhilde sowie der fünf Ritter wurden nicht geöffnet, Robert Will, Reliquienaltäre im Elsass: Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Altars im Mittelalter, in: Archiv für Elsässische Kirchengeschichte 16 (1943), S. 397–418, hier: S. 408–410.

³⁷ Nach Barth, Reliquien aus elsässischen Kirchen, S. 137–138 handelt es sich um den dritten Jahrhundert lebenden heiligen Metzzer Bischof Celestis, der 830 von Metz nach Maursmünster übertragen wurde. Vgl. Ernst Gierlich, Die Grabstätten der rheinischen Bischöfe vor 1200 (Quellen und Abhandlungen zur mittelhheinischen Kirchengeschichte, 65). Mainz 1990, S. 95.

³⁸ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 1352/1353.

dürften –, Pantaleon, Paulus, Lucia, Eustasia, Othmar, vom Grab des Herrn, Katharina, Jakobus, Johann Baptista und Margarete.³⁹ Das Benediktinerinnenkloster Sindelsberg bei Maursmünster schickte am 4. Juli Reliquien vom hl. Quirin, Ambrosius, Celestis, 11 000 Jungfrauen, Paul, Oswald, Agnes, „*Unser Frowen milch*“, Anna, Blasius, noch mal Vinzenz, Mositus, Andreas, Margarete, Dorothea, Petrus, Andreas, Nikolaus und Martin.⁴⁰ Das Stift Nieder-Haslach gab am 8. Juli Stücke vom Marienkleid, von Symphorian, Laurentius, Vinzenz – worüber sich die Berner ein fünftes Mal gefreut haben dürften –, Sebastian, Sophia, Pantaleon, Georg und Scholastika.⁴¹ Das Wilhelmitenkloster in Ehl schickte am 9. Juli Reliquien von Nikolaus, den 11 000 Jungfrauen, Laurentius, Christophorus, Haare von Maria Magdalena, Agatha und vom Trierer Bistumsgründer Maternus, der auf seiner Reise an die Mosel das Elsass besucht hatte; in Ehl gab es seit 1387 eine Maternuswallfahrt.⁴² Die Priorin des Augustinerinnenklosters(?) Maria Magdalena in Zabern, 1303 von Obersteigen hierher verlegt, sandte am 13. Juli ein Päckchen mit Partikeln von Gangolf, Chrysanthus, Mauritius und seinen Gefährten, Senesius (Genesius?), Sabina, Walpurgis, von den sieben Brüdern (die sieben Makkabäerbrüder, wohl nicht die Siebenschläfer), Alexius, Magnus, Romanus, Pelagius, Eusebius, Clemens, Valerius, Agatha, Gertrud, Menna, Euphemia, Gloriosa, Ursula und ihren Gefährtinnen, Margarete, von Johannes ante Portam Latinam, Juliana, Papst Damasus, vom Hl. Grab und von Jakob, dem Bruder des Herrn.⁴³

Das 1252 gestiftete Dominikanerinnenkloster St. Nikolaus in Undis in Straßburg schenkte am 24. Juli Reliquien von Bartholomäus, Blasius, Valentin, zum sechsten Mal Vinzenz, Laurentius, Cosmas und Damian, Bischof Ulrich, Antonius, Barbara, Lucia, Prisca, Euphemia, Gisela, Aurelia und den 11 000 Jungfrauen.⁴⁴ Das erst 1319 gegründete Marienhospital in Molsheim – das auch Karl IV. besucht hatte, wo er aber im Gegensatz

³⁹ Ebd., Sp. 1818.

⁴⁰ Ebd., Sp. 1314–1316.

⁴¹ Ebd., Sp. 935–938; Medard Barth, Der heilige Florentius, Bischof von Straßburg. Sein Weiterleben in Volk und Kirche (Archives de l'Eglise d'Alsace, 20 = N. S. 4). Straßburg 1952; Benoît Jordan, Reliques et reliquaires à Niederhaslach (Bas-Rhin), in: Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire 49 (2006), S. 73–90.

⁴² Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 329–332.

⁴³ Ebd., Sp. 1005, 1815; Barth, Reliquien aus elsässischen Kirchen, S. 131. Zu Jakob vgl. Lexikon der christlichen Ikonographie [LCI]. Freiburg im Breisgau u. a. 1968–1976, Band 7, Sp. 39–42.

zu Andlau, Erstein und Haslach kein Heiltum erhielt – besaß eine bedeutende Ausstattung an Reliquien, für deren Verehrung bereits 1323 ein Ablass verliehen wurde. Nach Bern gab man am 28. Juli ab: Reliquien von Barbara, Cordula, Bischof Ulrich; vom Stein, wo das Kreuz stand; Milch von Maria; vom Stein, wo der Satan den Herrn versuchte; vom Hl. Grab, von Papst Sylvester, von Aurelia, Felix, Agatha und Odilie.⁴⁵ Die Johannerkomturei Dorlisheim gab am 1. August Reliquien von Jakobus; vom Tuch, mit dem die Seitenwunde berührt wurde; von Mauritius, Christophorus, zum siebten Mal Vinzenz, Georg, von der Tunika des Herrn, Crispin und Crispinian sowie Paul.⁴⁶

Das 1239 von Hagenau nach Straßburg verlegte Klarissenkloster St. Klara auf dem Wörth schickte am 9. August auf Bitte des Straßburger Bischofs und eines Petrus genannt Schlegel Reliquien von St. Matthias, Felix und Nabor, Felicissimus und Agapius, Papias und Maurus, Celestis, Ambrosius, Nikolaus, Conom, Walpurgis, Rufina und von dem Tuch, auf dem die hl. Klara lag.⁴⁷ Die Pfarrkirche in Barenbach im Breuschtal gab am 24. August Reliquien von Bartholomäus, Thomas von Canterbury, Barnabas, Urban und Gereon.⁴⁸ Die Zisterzienserinnen in Baumgarten übersandten am 7. September eine Vielzahl von Reliquien, deren Identifizierung in mehreren Fällen Schwierigkeiten aufwirft: St. Barbara, Pignosa (Benignosa?), Benedikt, Apostel Thomas, Valentin, Gregor von Nazianz, Marcellus, Tiburtius, dem Propheten Joel, Eusebius, Alexander, Sabina, Rufus (Rufinus?), Justinian, Prominensis, Firminus, Aviacus, Theumata,

⁴⁴ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 1386–1388; Sigrid Schmitt, Geistliche Frauen und städtische Welt. Kanonissen – Nonnen – Beginen und ihre Umwelt am Beispiel der Stadt Straßburg im Spätmittelalter (1250–1525). (Habilitationsschrift Mainz, im Druck), S. 492–505; Francis Rapp, Die Mendikanten und die Straßburger Gesellschaft am Ende des Mittelalters, in: Kaspar Elm (Hrsg.), Stellung und Wirksamkeit der Bettelorden in der städtischen Gesellschaft (Berliner Historische Studien, 3 = Ordensstudien, 11). Berlin 1981, S. 85–102; Andreas Rüther, Bettelorden in Stadt und Land. Die Straßburger Mendikantenkonvente und das Elsass im Spätmittelalter (Berliner Historische Forschungen, 26 = Ordensstudien, 11). Berlin 1997.

⁴⁵ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 853–855; Grégory Oswald, Deux siècles de vie religieuse d’hôpital des pauvres de Molsheim (1316–1550), in: Revue d’Alsace 122 (1996), S. 149–157.

⁴⁶ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 290–292. Nicht bei Bernhard Schmitt, „Heilige Röcke“ anderswo. Die außerhalb der Trierer Domkirche vorkommenden so genannten „Tuniken“ Christi, in: Erich Aretz (Hrsg.), Der Heilige Rock zu Trier. Studien zur Geschichte und Verehrung der Tunika Christi. Trier 1995, S. 549–605.

⁴⁷ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Nachtrag S. 333, nicht zu verwechseln mit St. Klara auf dem Rossmarkt, ebd., Sp. 1392/1393; Schmitt, Geistliche Frauen, S. 437–442.

⁴⁸ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 97–99.

Escencia (Crescentia?), Eufasine (Euphrosine?), Marsilius⁴⁹, Majolus, Bargine, Jagundus (Jucundus?), Gerald und von den 11 000 Jungfrauen.⁵⁰

Die reich ausgestatteten Dominikanerinnen von St. Agnes in Straßburg übersandten am 14. September: Vom Stein des Hl. Grabes, Marienmilch, vom Grab der hl. Anna, Paulus, Stephanus, von den Unschuldigen Kindern, Dionysius, von den 10 000 Märtyrern und von den Gefährten des hl. Mauritius – das sind beides die Angehörigen der Thebäischen Legion –, Clemens, Alban, Polycarp, Petrus Martyr, Remigius, Gregor, von den 11 000 Jungfrauen, Cäcilia, Cordula und Maria Magdalena.⁵¹ Die rechtsrheinisch gelegene, aber zur Straßburger Diözese gehörige Benediktinerabtei Schuttern, 746/753 gegründet, gab am 21. September vom Kreuz des hl. Andreas, Gebeine der hl. Helena, der Mutter Kaiser Konstantins, von Gervasius und Protasius, von der Geißelsäule; vom Stein, auf dem der Engel bei der Auferstehung saß; von Bartholomäus und Walbert, der in einer anhängenden Urkunde als Abt von Luxeuil bezeichnet wird. Das ebenfalls rechtsrheinisch gelegene, um 1195 gegründete reichsunmittelbare Prämonstratenser-Chorherrenstift Allerheiligen im Schwarzwald gehörte ebenfalls zum Bistum Straßburg. Von hier erhielt man am 29. September Partikel vom Stuhl Mariens, auf dem sie saß, als der Engel der Verkündigung sie besuchte; von Kellina, Kacedonis, vom Marienkleid, von St. Ulrich, Innozenz, Georg, Martin, Sigismund, 11 000 Jungfrauen, Dionysius, vom Stein der Himmelfahrt, Gotthard, vom Hl. Rock⁵², Clemens, Bischof Anno von Köln, Georg, Katharina, Elisabeth und Katedonis(!)⁵³

Das um 1225 gegründete, reich ausgestattete Straßburger Dominikanerinnenkloster St. Markus besaß einen bedeutenden Reliquienschatz, wie auch Ablassbriefe von 1295 und 1318 erkennen lassen. Nach Bern schickte man am 11. Oktober Reliquien vom Hl. Kreuz, von den Haaren und vom Kleid der hl. Jungfrau Maria, vom Kleid von Margarete, von den Haaren von Maria Magdalena, Martin, von der Tunika des Franz von Assisi, den 10 000 Märtyrern, den 11 000 Jungfrauen, von der Erde, aus der Adam geschaffen wurde, vom Kleid der hl. Agnes sowie von Schleier

⁴⁹ Nicht zu identifizieren, der legendäre Gründer der Stadt Köln?

⁵⁰ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 108–111.

⁵¹ Ebd., Sp. 1369–1371; Schmitt, Geistliche Frauen, S. 443–452.

⁵² Nicht bei Schmitt, „Heilige Röcke“.

⁵³ Nicht bei Stückelberg, Reliquien. Bearbeitet nach Fontes rerum Bernensium, Band 6, Nr. 770 und Barth, Reliquien aus elsässischen Kirchen, S. 134.

und Tuch der hl. Klara und schließlich vom Stein und vom Stab („*virga*“) des Moses.⁵⁴ Die rechtsrheinisch gelegene, am Grab des hl. Landelin erbaute alte Bendiktinerabtei Ettenheimmünster schickte als Letztes am 31. Oktober Basilides, Cyrinus, Nabor, Nazarius, Walpurgis, Euphraxe, Petronella, Vigilus, Eutropius, Julian, Valerius, Paulus, Fundanus, Potentian, Trinpenti⁵⁵, Aldegund, Dorothea, Linus, Stephan, Maria Ägyptiaca und Johannes Chrysostomus. Ein Nachzügler war schließlich das vor Konstanz gelegene Bodenseekloster Petershausen, das am 24. Juli 1344 leider nicht näher genannte Reliquien an Nikolaus von Überlingen, Pleban des Deutschen Ordens in Könitz, nach Bern sandte.⁵⁶

Es lässt sich feststellen, dass die beiden Deutschordensritter bei ihrer Sammelaktion für das Berner Münster in 24 Kirchen Erfolg hatten: 22 im Elsass bzw. im Schwarzwald – davon fünf in Straßburg und drei im rechtsrheinischen Teil des Bistums – und zwei am Bodensee, im Bistum Konstanz. Niederlassungen des Deutschen Ordens waren darunter nicht vertreten, dafür eine Johanniterkommende. Ob weitere Klöster gefragt wurden, aber die Abgabe von Reliquien ablehnten, wissen wir nicht. Eine ganze Reihe bedeutender Klöster und Stifte des Elsass fehlt jedenfalls. Bei den Schenkgebern finden sich drei alte Stifte, sieben Benediktiner- und zwei Zisterzienserklöster mit großen Reliquienschatzen, aber auch bemerkenswert viele Niederlassungen der Bettelorden: Drei Dominikaner-, ein Franziskaner-, ein Klarissen- und ein Augustinerkloster, aber auch eine Pfarrkirche und ein Hospital sind vertreten. Sieben der genannten Kirchen gaben wenige Jahre später auch an Karl IV. Reliquien ab. Der König war auf große Stücke von prominenten Heiligen aus; die Deutschordensritter erhielten dagegen zahllose Partikel, aber nicht immer von den Hauptheiligen eines Klosters. Stattdessen bekamen sie sieben

⁵⁴ Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen, Sp. 1384–1388; Schmitt, Geistliche Frauen, S. 479–491.

⁵⁵ Nach Barth, Reliquien aus elsässischen Kirchen, S. 138 der hl. Trutpert.

⁵⁶ Zur Person Baeriswyl, Deutschordenskommende in Könitz, S. 757, 764 Anm. 32. Zum Kloster vgl. Gebhard Spahr / Anneliese Müller, Petershausen, in: Franz Quarthal (Bearb.), Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (Germania Benedictina, 5). Augsburg 1975, S. 484–502; Manfred Krebs, Petershausen, in: Gilomen-Schenkel (Hrsg.), Frühe Klöster, S. 966–979; Sibylle Appuhn-Radtke / Annelis Schwarzmann (Hrsg.), 1000 Jahre Kloster Petershausen. Beiträge zu Kunst und Geschichte der Benediktinerabtei Petershausen in Konstanz. Konstanz 1983; Ilse Juliane Miscoll-Reckert, Kloster Petershausen als bischöflich-konstanzer Eigenkloster. Studien über das Verhältnis zu Bischof, Adel und Reform vom 10. bis 12. Jahrhundert (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 18). Sigmaringen 1973.

Mal Reliquien des hl. Vinzenz, eine stattliche Zahl kostbarer Christus-, Marien- und Apostelreliquien sowie eine umfangreiche Kollektion von Überresten männlicher und weiblicher Heiliger.⁵⁷

Betrachtet man die Liste in ihrer Gesamtheit, dann lassen sich 409 Reliquien zählen, die von rund 200 Heiligen stammen. An der Spitze standen die Ursulagefährtninnen (12) und Marienreliquien (11), dann kommen die Thebäer, Bartholomäus und Vinzenz, mit jeweils fünf Reliquien folgen Katharina, Margarete, Maria Magdalena, Nikolaus und Ulrich sowie mit vier Reliquien Agatha, Celestis, Christus, Georg, Jakobus und Laurentius. Der weitaus größte Teil der Heiligen war nur mit einem Partikel vertreten.

Die 409 Reliquien stammen aus 24 Klöstern und Stiften. An der Spitze stand aus besonderen Gründen die Reichenau mit 96 Partikeln. Über 20 Reliquien schickten Baumgarten (27), die Augustinerinnen und die Franziskanerinnen in Zabern (je 26) sowie Ettenheimmünster (21), zehn Klöster übersandten bis zu 20 Reliquien und acht weniger als 10; am zurückhaltendsten waren das Stift Erstein (6), die Pfarrkirche in Barenbach (5) und das Stift Andlau (4). Es lässt sich als gemeinsamer Nenner festhalten, dass kein Kloster nur ein oder zwei Partikel schickte, sondern in der Regel ein ganzes Päckchen und dass bei den Heiligen eine sehr breite Streuung zu beobachten ist. Mit ihrer Vielzahl entsteht ein anschauliches Bild der Kulturlandschaft Elsass mit ihren Verbindungen nach Köln und Trier, aber auch nach Lothringen, zum Mittelrhein und zum Bodensee.⁵⁸

⁵⁷ Zur Sammlung und Verwendung von Reliquien in Frauenstiften vgl. Christian Popp, *Der Schatz der Kanonissen. Heilige und Reliquien im Frauenstift Gandersheim* (Studien zum Frauenstift Gandersheim und seinen Eigenklöstern, 3). Regensburg 2010.

⁵⁸ Leider ist die Forschung hier mit Medard Barth und seiner Generation weitgehend abgebrochen. Neben einer Erforschung der einzelnen Kulte wären auch systematische und kartografische Analysen zu wünschen, wie sie z. B. für das Rheinland durchgeführt wurden, Matthias Zender, *Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Die Heiligen des mittleren Maaslandes und der Rheinlande in Kultgeschichte und Kultverbreitung*. Köln 21959. Vgl. auch Schmid, *Wallfahrtslandschaft Rheinland. Zum Elsass als Wallfahrtslandschaft* vgl. Joseph Levy, *Die Wallfahrten der Heiligen im Elsass*. Schlettstadt 1926. Francis Rapp, *Les pèlerinages dans la vie religieuse de l'Occident médiéval aux XI^{ve} et XV^e siècles*, in: Freddy Raphael u. a. (Hrsg.), *Les pèlerinages de l'antiquité biblique et classique à l'Occident médiéval* (Études d'histoire des religions, 1). Paris 1973 S. 119–160, hier: S. 139–160. Ders., *Zwischen Spätmittelalter und Neuzeit: Wallfahrten der ländlichen Bevölkerung im Elsass*, in: Schreiner (Hrsg.), *Laienfrömmigkeit*, S. 127–136; Hedwig Röckelein / Gottfried Wendling, *Wege und Spuren der Santiago-Pilger im Oberrheintal*, in: Robert Plötz (Hrsg.), *Europäische Wege der Santiago-Pilgerfahrt* (Jakobus-Studien, 2). Tübingen 21993, S. 83–117; Peter Rückert, *Pilgerfahrten auf dem Oberrhein im späteren Mittelalter*, in: Ders., / Robert Plötz (Hrsg.), *Jakobuskult im Rheinland* (Jakobus-Studien, 13). Tübingen 2004, S. 33–54.

Besonders häufig wurden Reliquien der 10 000 Märtyrer und der 11 000 Gefährtinnen der hl. Ursula abgegeben. St. Mauritius, aber auch St. Geleon und St. Viktor galten als Anführer der Thebäischen Legion, deren Angehörige um 290 in Agaunum im Wallis hingerichtet worden sein sollen, weil sie sich geweigert hatten, dem Kaiser zu opfern. Neben Saint-Maurice im Wallis beanspruchen auch Trier, Bonn und Xanten, aber auch zahlreiche andere Städte, der Ort ihres Martyriums zu sein.⁵⁹ Noch viel populärer war die britische Königstochter St. Ursula, die mit ihren 11 000 Gefährtinnen eine Pilgerfahrt nach Rom unternahm und dann auf der Rückreise in Basel erfuhr, dass sie im Jahre 383 durch die Hunnen vor Köln ihr Martyrium erleiden sollte.

Seit 1106 waren beim Bau der Stadtmauer auf einem römischen Gräberfeld im Norden Kölns zahlreiche Skelette gefunden worden, die man als die der Gefährtinnen der hl. Ursula identifizierte. Der Schatz an Reliquien war so groß, dass man sie an auswärtige Kirchen verschenken konnte. 1181 ist die Abgabe von sieben Leibern an Mönche des französischen Klosters Grammont belegt, die Abtei St. Trond erhielt 1270/72 sogar 130 Häupter, die Abtei Kamp am Niederrhein besaß 167 Häupter, in den Trierer Kirchen wurden 1514 mindestens 89 Häupter und drei Arme verwahrt. Die Zahl der Ursulareliquien war im 13./14. Jahrhundert so groß, dass eine angemessene Aufbewahrung in Reliquiaren nicht mehr zu finanzieren war. Man entwickelte die aus Holz geschnitzten, bemalten, vergoldeten und stets lächelnden Ursulabüsten, von denen noch heute in

⁵⁹ Gottfried Kentenich, *Der Kult der Thebäer am Niederrhein. Ein Beitrag zur Heiligengeographie*, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 1 (1931), S. 339–350; Wilfried Ehbrecht, *Maria, Mauritius, Auctor und die Gemeinschaft der Heiligen des Bundes und der Städte*, in: Ellen Widder / Merk Mersiowsky / Maria-Theresia Leuker (Hrsg.), *Manipulus florum. Aus Mittelalter, Landesgeschichte, Literatur und Historiographie. Festschrift für Peter Johaneck zum 60. Geburtstag*. Münster 2000, S. 197–249; Ders., *Cyriak, Quirin, Reinold und ihre Konsorten. Der Ritterheilige als Schutz und Mitte von Bürgern und Einwohnern*, in: Thomas Schilp / Beate Weifenbach (Hrsg.), *Die mittelalterliche Stadt und ihr heiliger Patron. Reinoldus und die Dortmunder Bürgergemeinde (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Dortmund, 15)*. Essen 2000, S. 11–23; Ingo Runde, *Xanten im frühen und hohen Mittelalter: Sagentradition – Stiftsgeschichte – Stadtwerdung* (Rheinisches Archiv, 147). Köln 2003, S. 169–183; Otto Wermelinger / Philippe Bruggisser / Beat Näf u. a. (Hrsg.), *Mauritius und die Thebäische Legion (Paradosis, 49)*. Fribourg 2005; Thomas Maissen, *Die Stadtpatrone Felix und Regula. Das Fortleben der Thebäerlegende im reformierten Zürich*, in: Bauer / Herbers / Signori (Hrsg.), *Patriotische Heilige*, S. 211–228.

der goldenen Kammer in St. Ursula – freilich in barocker Inszenierung – neben 700 Schädeln 122 Büstenreliquiare ausgestellt sind.⁶⁰

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die Kultbelege für die Ursulaverehrung am Oberrhein zusammenzustellen, denn überall hinterließ sie ihre Spuren: Basel, wo die Rheinfahrt ihren Ausgangspunkt genommen hatte und wo sich der legendäre Basler Bischof Pantalus der Märtyrerschar anschloss, war ein bedeutendes Zentrum des Ursulakults. 1254 gelangte gar das „*caput sancte Ursula*“ als Geschenk des Kölner Domkapitels an das Baseler Münster. Um 1500 zählte man im Münster 80 Ursulahäupter und in den anderen Kirchen der Stadt noch weitere 238; erhalten ist davon nur ein Einziges.⁶¹ In Straßburg erkrankte die hl. Aurelia, eine ihrer Gefährtinnen, an Fieber und starb. Obwohl sie kein Martyrium erlitten hatte, wurde sie als Heilige verehrt; an ihrer Grabstätte in der Krypta der Straßburger Aurelienkirche sollen sich zahlreiche Wunder ereignet haben.⁶² Ebenfalls in Straßburg wurden drei weitere Gefährtinnen der hl. Ursula verehrt: Embede, Warbede und Willebede blieben zur Pflege der hl. Aurelia zurück, starben hier und wurden in Alt-St. Peter begraben. Hier gab es spätestens seit 1454 einen Einbethaltar. 1501 waren die drei Mädchen mit den drei Trierer Gründerbischöfen Eucharius, Valerius und dem mit dem Petrusstab wiedererweckten Maternus an dem spätgotischen Hochaltar der Kirche dargestellt.⁶³ Auch nach der Reformation residierten in Alt-St. Peter noch vier katholische Stiftsherren. 1646 wurden die Gebeine von Embede, Warbede und Willebede sowie die des

⁶⁰ Legner, Kölner Heilige und Heiligtümer, S. 200–233; Frank Günter Zehnder, Sankt Ursula. Legende Verehrung Bilderwelt. Köln 1985; Winfried Schmitz / Eckhard Wirbelauer, Auf antiken Spuren? Theoderich, das Benediktinerkloster in Köln-Deutz und die Legende der heiligen Ursula, in: *Colonia Romanica* 14 (1999), S. 67–76; Guido Wagner, Vom Knochenfund zum Martyrium der 11 000 Jungfrauen. Wurzeln und Entwicklung der Ursula-Legende und ihre Bedeutung für Köln als „*Sacrarium Agrippinae*“, in: *Geschichte in Köln* 48 (2001), S. 11–44; Regina Urbanek, Die Goldene Kammer von St. Ursula in Köln. Diss. phil. Bonn 2007; Scott B. Montgomery, *St. Ursula and the eleven thousand virgins of Cologne. Relics, reliquaries and the visual culture of group sanctity in late medieval Europe*. Oxford 2010.

⁶¹ Legner, Kölner Heilige und Heiligtümer, S. 361, 367, 375; Brigitte Meles (Red.), *Der Basler Münsterschatz. Romanische und gotische Goldschmiedewerke*. Kat. Basel 2001, Nr. 16.

⁶² LCI, Band 5, Sp. 292; Josef Gruss, *Die Heiligen des Elsasses (Forschungen zur Kirchengeschichte des Elsass, N. S. 2)*. Colmar 1931, S. 31–33; Medard Barth, *Der Kult der hl. drei Straßburger Jungfrauen Einbeth, Worbeth und Vilbeth*, in: *Archiv für Elsässische Kirchengeschichte* 29 (1962/1963), S. 57–106; Ders., *Handbuch der elsässischen Kirchen*, Sp. 1356–1361.

⁶³ Ebd., Sp. 1342–1350. Zur Euchariuslegende zuletzt Thomas Bauer, *Lotharingen als historischer Raum (Rheinisches Archiv, 136)*. Köln 1997, S. 405–465.

hl. Amandus und mehrerer heiliger Äbte erhoben. Dies berichtet 1647 der Kölner Ursulahistoriker Hermann Crombach SJ.⁶⁴

Ein weiteres Zentrum der Verehrung von Embede, Warbede und Wilbede war Worms. Hier befand sich im Bergkloster St. Maria Magdalena vor dem Andreastor ein um 1430 entstandenes spätgotisches Relief, vielleicht der Rest eines vorgeblichen Heiligengrabes, das die drei Jungfrauen mit Büchern und Märtyrerpalmen(!) zeigt und heute in der Nikolauskapelle des Wormser Doms aufbewahrt wird. Von Straßburg wurden mehrfach Reliquien der drei Jungfrauen abgegeben, vielleicht bestanden auch Beziehungen zwischen den Reuerinnenklöstern der beiden Städte.⁶⁵ In Straßburg verehrte man außerdem die Ursulagefährtnnen Arthemia, Mitherta und Ymma, in Weissenburg Blichtildis, Corona, Fides, Palmatia, Querela und Salva. Im Mainz schließlich soll der Bräutigam der hl. Ursula, der hl. Ätherius, getauft worden sein, der der Jungfrauenschar nachgereist war, um sein Martyrium zu erleiden.

Ganz im Gegensatz zu den an Karl IV. übergebenen Reliquien findet man bei den nach Bern geschickten Partikeln eine ganze Reihe von Heiligen, deren Identifizierung Schwierigkeiten bereitet. Auch wenn die einschlägigen Lexika nicht sämtliche Gefährtinnen der hl. Ursula und alle Mitstreiter von St. Mauritius nennen, so ist die große Zahl unbekannter und verballhornter Namen doch bemerkenswert. Womöglich trennten sich die Klöster lieber von unbedeutenden Stücken unbekannter, um nicht zu sagen zweifelhafter Heiliger, zumal sie keine große Gegenleistung für ihre Gabe erwarten konnten. Dies steht in merkwürdigem Gegensatz zu der Sorgfalt, mit der sonst Kalendare angelegt und „*cedulae*“ beschriftet wurden, um den Überblick über das zahlreiche Heiltum zu behalten. Freilich muss man diesen Befund dann doch wieder relativieren: Auf eine freundlich vorgetragene und mit prominenten Fürsprechern unterstützte Bitte reagierten die Äbte und Prioren doch mit einer Vielzahl von teilweise auch recht prominenten Stücken. Immerhin hatte das Berner Müns-

⁶⁴ Hermann Crombach, *Vita Et Martyrium S. Ursulae et Sociarum undecim millium Virginum etc.* Köln 1647, S. 371/372, 508/509 (zur „*inventio*“), 852–854 (zu einem weiteren Kultzentrum in der Straßburger Kartause), 932–934; Barth, *Drei Straßburger Jungfrauen*, S. 67–70.

⁶⁵ Ebd., S. 75/76, 88/89; Walter Hotz, *Der Dom zu Worms*. Darmstadt 1981, S. 144, 146; Dethard von Winterfeld, *Der Dom zu Worms*. Königstein ²1989, S. 22, 73; Rüdiger Fuchs, *Die Inschriften der Stadt Worms (Die Deutschen Inschriften, 29)*. Wiesbaden 1991, Nr. 222 (mit guter Übersicht zu der reichlich obskuren Deutungsgeschichte, vgl. dazu auch die einschlägigen Bemerkungen bei Barth, *Drei Strassburger Jungfrauen*).

ter versprochen, die Heiligen zu verehren, was wiederum auf die Schenkgeber zurückfiel.

Nicht nur die Reliquien, auch die Methoden sind von Interesse: Für das Münster in Bern wurden – anders als für König Karl IV. – keine Sarkophage und keine Reliquienschreine aufgebrochen. Die Abgabe erfolgte freiwillig, ohne politischen Zwang. Von Tränen, Zerknirschung, Bestechung und Gewaltandrohung ist nicht die Rede.⁶⁶ Hier entsteht ein etwas anderes Bild von der frommen Sammeltätigkeit als bei unserem königlichen Reliquienräuber; es beleuchtet sozusagen das andere, das untere Ende der Skala.

Auch wenn man ganze Körper, Häupter, Arme und Beine oder große Stücke von kleinen Partikeln unterscheiden kann, so blieb ihre Heilskraft doch dieselbe; ein Heiliger konnte an seinem Grab Gebete erhören, aber auch an jedem Altar, in dem eine noch so kleine Reliquie von ihm geborgen war. Es bedurfte auch nicht unbedingt einer materiell fassbaren Reliquie, um einen Heiligen zur Hilfe zu bewegen. Freilich entwickelte das System zumindest für moderne Zeitgenossen befremdlich anmutende Züge: Hatte man im frühen und hohen Mittelalter in einer Kirche einen oder zwei Heilige verehrt, deren „*corpora*“ man besaß, gab es im hohen und späten Mittelalter, wie die Analyse von Domschatzinventaren, Pilgerführern und Weisungsverzeichnissen zeigt, eine richtiggehende Reliquieninflation. Bedeutende Wallfahrts-, Stifts- und Kathedralkirchen besaßen einen unermesslichen Heilsschatz, von dem sie Pilgern nur noch eine Auswahl vorzeigen konnten.⁶⁷ Woher diese im 13., 14. und 15. Jahrhundert sprunghaft wachsenden Reliquienschatze kamen, ist bisher ungeklärt; Urkunden über Stiftungen sind außerordentlich selten.⁶⁸ Wenn man keine plumpen Fälschungen unterstellen möchte, dann handelt es

⁶⁶ Machilek, *Privatfrömmigkeit*, S. 93.

⁶⁷ Vgl. z. B. für Trier und Köln Michael Embach / Wolfgang Schmid (Hrsg.), *Die Medulla Gestorum Treverensium des Johann Enen. Ein Trierer Heilumsdruck von 1514. Faksimileausgabe und Kommentar (Armarium Trevirense. Studien und Quellen zur Geschichte des Erzbistums Trier, 2)*. Trier 2004, zur Auswertung Schmid, *Wallfahrtslandschaft Rheinland. Zu den rheinischen Domschatzkammern im Barock* Wolfgang Schmid, *Graphische Medien und katholische Reform. Reliquienverehrung, Goldschmiedekunst und Wallfahrt in rheinischen Städten nach dem Dreißigjährigen Krieg (Mitteilungen und Verzeichnisse aus der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars zu Trier, 25)*. Trier 2008.

⁶⁸ Vgl. z. B. Petra Janke, „Dat werde leve hiltom“. *Zur Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien am Altenberger Dom (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, 29)*. Berlin 2009; Popp, *Schatz*.

sich bei den zahlreich belegten Stücken vom Grab des Herrn, vom Berg Golgatha oder vom Abendmahlstisch vielleicht um Sekundärreliquien, die Pilger aus dem Heiligen Land mitgebracht hatten und die ihre Erben später einer Kirche stifteten. Laurentiusasche, Unschuldige Kinder, Gefährtinnen der hl. Ursula oder Angehörige der Thebäischen Legion konnte man in nahezu jeder Kirche verehren. Was die Gläubigen nur in wenigen Fällen störte, war, wenn man etwa das Haupt des hl. Matthias in Trier, Kobern-Gondorf, Padua und Rom zur Verehrung ausstellte.⁶⁹

Die Reliquienwanderungen, die Karl IV., Albrecht von Brandenburg und Friedrich der Weise, aber auch das Berner Münster angestoßen haben, vergrößerten das Problem noch: Am Ende war jeder Heilige in jeder Kirche präsent. Köln und Trier, Prag und Bern, Wittenberg und Halle besaßen Reliquien von Christus und Maria, von sämtlichen Aposteln und von allen Heiligen. Bei den aus dem Elsass nach Bern abgegebenen Reliquien lassen sich in vielen Fällen die Herkunftsorte benennen, z. B. Köln, Trier, Mainz, Konstanz, St. Gallen und die Reichenau. Die Filiation der dortigen Kulte setzte sich in Form von Unterfiliationen ins Unendliche fort, so dass Heiltümer von der Reichenau schließlich überall präsent waren, während Reliquien aus nahezu allen genannten Orten in Prag, Wien, Halle und Wittenberg verehrt wurden.

Aber was hatten die Bürger von Bern von dem Geschenk? Ihre Pfarrkirche erhielt 1343/44 insgesamt 409 Reliquien, darunter sieben Partikel des Kirchenpatrons, manche prominente und viele weniger bedeutende Stücke. Dass jede einzelne davon in einem Altar oder einem Werk der Schatzkunst geborgen wurde, ist unwahrscheinlich. Selbst wenn man die Gefährtinnen von St. Ursula und die Vinzenzreliquien zusammengeführt hat, hätte man noch ca. 200 Bilder malen und ewige Lichter stiften müssen. Auf der anderen Seite entspricht die Zahl von 409 Reliquien einem gewissen Trend zum massenhaften, der sich in vielen Bereichen spätmittelalterlicher Frömmigkeit beobachten lässt: Immer mehr Messen wurden an immer mehr Altären gestiftet, immer mehr Wallfahrten mit immer mehr Ablässen ausgestattet. Quantitäten garantierten zwar nicht das Seelenheil, aber sie vermittelten die Gewissheit, zumindest viel getan zu haben.

Auch wenn es sich bei unseren 409 Reliquien nur um eher unbedeutende Stücke handelte, stellt sich zum Abschluss die Frage, welche Posi-

⁶⁹ Udo Liessem / Alexander Thon, Niederburg und Oberburg Koborn mit Matthiaskapelle (Führungsheft Burgen, Schlösser, Altertümer Rheinland-Pfalz, 26). Regensburg 2008, S. 36.

tion die durchaus mit großem Aufwand betriebene Bettelaktion des Jahres 1343 im Rahmen der Berner Stadt- und Kirchengeschichte einnimmt. Die Bedeutung dieser Aktion machten nicht zuletzt auch das prosopografisch-diplomatische Netzwerk zwischen Bürgerschaft, Pfarrei, dem Deutschem Orden und den Berner Beginenkonventen, zwischen der Stadt Bern, den Adelsfamilien Brandis und Bucheck sowie der Klosterfamilie am Oberrhein deutlich. Die angeblich 1191 gegründete Zähringerstadt Bern wurde 1218 eine königliche Stadt; nach Auseinandersetzungen mit den Kyrburgern als Nachfolger der Zähringer wurde dies 1274 ausdrücklich bestätigt. Durch den Sieg im Laupenkrieg im Kampf gegen den Adel der Region konnte sich Bern als Stadtstaat etablieren. Bündnisse mit den innerschweizerischen Waldstädten von 1323 und 1341 mündeten 1353 in die Mitgliedschaft in der Eidgenossenschaft. Vor diesem Hintergrund kann man die Versuche von Deutschem Orden und Pfarrei verstehen, durch einen Reliquienerwerb den kultischen Stellenwert von St. Vinzenz zu steigern, der längst über den einer Pfarrkirche hinausging. Dass hier einer Bischofskirche Konkurrenz gemacht werden sollte, macht der Neubau ab 1421 deutlich, durch das Vinzenzhaupt erhielt dieser 1463 einen zugkräftigen Heiligenkult, und 1484 erfolgte die Umwandlung der Pfarrkirche in ein Stift. Ähnliche Prozesse lassen sich auch beim Wiener Stephansdom beobachten, bei dem ein Jahrhundert zuvor dem eifrigen Reliquiensammler Rudolf dem Stifter, dem Schwiegersohn Karls IV., eine Schlüsselposition zukam.⁷⁰

Wir erhalten aus den 24 Urkunden wichtige Einblicke in die Regeln eines geschlossenen Denksystems, das modernen Betrachtern Schwierigkeiten bereitet, das aber den Zeitgenossen durchaus plausibel erschien und zudem für alle Beteiligten, die schenkenden Klöster, die Angehörigen des Deutschen Ordens, die Berner Kirche sowie deren Pfarrkinder bestimmte Aufgaben erfüllte und eigentlich nur Vorteile brachte. Kritische Stimmen sind selten, auch wenn das System – wie gezeigt – die Gefahr barg, ins Absurde abzugleiten sowie „Fälschungen“ Tor und Tür zu öffnen.

⁷⁰ Wilhelm Baum, Rudolf IV. der Stifter. Seine Welt und seine Zeit. Graz 1996, S. 35–49, 176–194, insbes. S. 188; Hans Josef Böker, Der Wiener Stephansdom. Architektur als Sinnbild für das Haus Österreich. Salzburg 2007, S. 55–95. Die Untersuchung entstand während eines Gastsemesters an der Universität Konstanz. Dank sage ich neben den Kolleginnen und Kollegen sowie den Mitarbeitern der Bibliothek Bernhard Metz (Straßburg), Hartmut Kühne (Berlin), Rainer C. Schwinges (Bern) sowie Katharina Simon-Muscheid und Kathrin Utz-Tremp (Fribourg) sowie Marie Graeff (Trier) und Sylvie Tritz (Saarbrücken).

Aus dem privaten Alltag eines badischen Dorfpfarrers im Krisenjahr 1815

Von Hans-Josef Wollasch

Bei den Forschungen zur Geschichte der Pfarrei St. Blasius in Freiburg-Zähringen standen von Anfang an Schwerpunktbereiche im Mittelpunkt¹: Die Biografie der Pfarrer, deren pastoraler und liturgischer Dienst für die Gemeinde, die verschiedenen Kirchenbauten und ihre Ausstattung, der Pfarrhof als Wohn- und Dienstsitz, Kirchhof/Friedhof und Jahrzeitstiftung als Orte der memoria, nicht zuletzt der kirchliche und weltliche Alltag der Menschen, die eine Gemeinde bildeten. Eine solche lokale „*Kirchengeschichte von unten*“, wie es Wolfgang Hug klassifiziert hat, ist im Falle des bis in die zweite Hälfte des 19. Jh. durchweg katholischen Dorfes Zähringen in weiten Teilen zugleich Sozial- und Milieugeschichte.²

Gelingen hier vielfältige Einblicke in Lebensbedingungen und Todesursachen der Menschen, so gilt dies nicht für den Pfarrer. Die Seelsorger früherer Jahrhunderte geben uns gelegentlich Auskunft über ihre familiäre Herkunft, erhalten häufig Konturen durch Angaben über ihre Dienstausbildung in Gottesdienst, Katechese und Pfarramtsverwaltung; ihr persönlicher Lebensbereich jedoch, ihr individueller Alltag bleibt eine Unbekannte. Hierzu verraten die sonst so ergiebigen Quellen wie Standsbücher, Kirchenrechnungen, Verkündbücher, Pfarrchronik oder Visitationsberichte nichts. Eine einzige Ausnahme gibt es, entdeckt an völlig unerwarteter Stelle, betreffend Wilhelm Schwarz, Pfarrer an St. Blasius

1 Die Ergebnisse dieser Forschungen liegen in Buchform vor: Hans-Josef Wollasch, *St. Blasius in Zähringen. Der Weg einer Pfarrgemeinde durch acht Jahrhunderte*. Freiburg 2008.

2 Wolfgang Hug, *Kirchengeschichte von unten*, in: *Konradsblatt. Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg*, Nr. 13/2009, S. 33.

von 1809 bis 1837. Bevor wir uns diesem Fund zuwenden, sei die Persönlichkeit von Wilhelm Schwarz kurz vorgestellt.³

Geboren war er am 10. Mai 1778 als Sohn des „*dominus*“ Johann Georg Schwarz, Sekretär des Amtmanns im pfälzischen Winnweiler/Grafschaft Falkenstein, und dessen Frau Susanna. 1793 musste die Familie vor den Franzosen auf rechtsrheinisches Gebiet fliehen, wo sie „*von ihren alda befindlichen Stiftungsgefällen leben*“ musste. Zum Priester geweiht am 21. September 1801, erhielt der Vierundzwanzigjährige am 2. Juni 1802 die Stelle eines Königspräbendners („*vicarius regius*“) an der Domkirche zu Speyer übertragen. Von 1803 bis 1807 entwickelte sich ein heftiger Zwist zwischen der Kurfürstlich Baden'schen Katholischen Kirchenkommission in Bruchsal und dem „*praebendatus regius*“ Schwarz. Letzterer weigerte sich beharrlich, als „*Meßleser*“ auszuhelfen oder gar eine Pfarrei zu übernehmen, weswegen das Kurfürstlich Geheime Ratskollegium von der „*Unwürdigkeit eines zum Dienst der Kirche berufenen, aber blos dem Müßiggang zu fröhnen entschlossenen Priesters*“ sprach. Bestätigt sogar durch eine Anordnung Kaiser Franz' II. von 1805, erhielt Schwarz dennoch am 20. November 1809 die Pfarrei Zähringen übertragen, wobei uns über Gründe dieser Entwicklung leider nichts überliefert ist.

Wider Erwarten, so möchte man angesichts der Vorgeschichte sagen, erwies sich der am 7. November 1811 proklamierte neue Zähringer Pfarrer hoch motiviert und engagiert. Dies lässt sich vor allem aus dem so genannten Verkündbuch ablesen, das sein Vorgänger Mathias Schweri erstmals für 1809 angelegt hatte und das Wilhelm Schwarz weiterführte.⁴ „*Alles, was im Jahre hindurch von der Kanzel verkündet wird*“, sollte nach der Verordnung des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg im Verkündbuch aufgezeichnet werden.⁵ So spiegelt sich in dieser Überlieferung vieles von gottesdienstlichem und gesellschaftlichem Leben:

- Die straffere Umsetzung von Kinderlehre, Christenlehre und allgemeinem Schulunterricht.
- Die Aufwertung des sonntäglichen Amtes durch Hereinnahme von Predigt und Kommunion.

³ Ausführliche Darstellung in: Wollasch, St. Blasius (wie Anm. 1), S. 116–137.

⁴ Pfarrarchiv Zähringen, Bücher 7. Verkündbuch Bd. 1 (1809–1814).

⁵ „Bischöfliche Ordinariats-Verordnung (wegen Aufbewahrung der amtlichen Akten bey jeder Pfarre oder sonstigen Pfründe)“, in: Sammlung Hirtenbriefe, Zweyte Fortsetzung, Konstanz 1810, S. 101–104.

– Die stärkere Beteiligung der Gemeinde bei Gebet und Gesang im Gottesdienst (z. B. deutsche Vesper, dauerhafte Einrichtung eines Chores ab 1809).

– Detaillierte Beichtordnung und Verpflichtung zur Osterkommunion in der Pfarrkirche.

– Abhaltung der Fronleichnamsprozession und der verschiedenen Bittprozessionen.

In die Amtszeit von Pfarrer Schwarz fiel auch der Neubau der klassizistischen Pfarrkirche durch den Großherzoglich Badischen Kreisbaumeister Christoph Arnold 1822–1824 mit dem Abbruch der Vorgängerkirche auf dem Friedhof. Weiter begegnen uns die Auswirkungen der Blatternepidemie 1811–1814 sowie von Teuerung und Hungersnot 1816/17.

In diese schweren Jahre ordnet sich nun auch der Quellenfund zur Lebenshaltung des Seelsorgers ein, von dem eingangs die Rede war. Als Pfründe erhielt der Pfarrer 400 Gulden, weitere 300 waren für die Nutzung des großen Pfarrgartens angerechnet. Das Wohnen im Pfarrhaus war kostenfrei. Wobei der große Pfarrhof von 1726/27 dringend reparaturbedürftig war: Ein einziges Zimmer war für den Pfarrer bewohnbar, ein zweites stand tagsüber dem Hauspersonal zur Verfügung, in einem dritten sollte durch Aufstellung einer spanischen Wand Wohnmöglichkeit für die Mutter geschaffen werden. Mutter Schwarz besorgte Haushalt und Einkäufe, wofür sie von Fall zu Fall das Geld erhielt. – Über diese seine private Haushaltsführung hat Wilhelm Schwarz über einen unbekanntem Zeitraum hinweg ein „*Ausgabs- und Einnahms Buch*“ geführt. Erhalten sind die Monate Juli 1815 bis Februar 1816 in einem Oktavbändchen, das er anschließend aus Sparsamkeitsgründen als „*Verkündbuch*“ 1817–1822 weiterschrieb.⁶ Im Folgeband 1822–1827 geschah dies auf gleiche Weise, doch leider sind darin die ersten drei Blätter mit den entsprechenden privaten Notizen herausgeschnitten.

Auch wenn nur acht Monate dokumentiert sind, lernen wir eine ganze Menge an Einzelheiten der persönlichen Lebensgewohnheiten des Zähringer Pfarrers kennen. Von seinen vier Schwestern unterstützte Margarete die Mutter im Haushalt; Barbara und Babette im Heimatort Winnweiler erhielten von ihrem geistlichen Bruder jeweils einmal eine verhältnismäßig hohe Beihilfe von 300 Gulden; gelegentliche Klein-

⁶ Pfarrarchiv Zähringen, Bücher 7. Verkündbuch Bd. 3 (1817–1822).

beträge bekamen Cäcilia sowie eine Cousine Schumann in Bruchsal. Als Personal dienten dem Pfarrer Knecht und Magd, Lohnarbeit vergab er an Mäher, Fuhrmann, Drescher, Holzmacher, Küfer, Kartoffelernter, selbst kümmerte er sich um die Bienenstände, beschaffte sich Hobelbank und Schreinerwerkzeug. Für die Pfarramtsverwaltung notierte er Ausgaben für Siegellack, Schreib- und Stempelpapier, Briefporto, Buchhandlung und Buchbinder. Er trug einen Rock nach Maß, Hose, Weste, Unterhals-tuch, Kappe, Stiefel, eine silberne Sackuhr und ein Federmesser. Zur Körperpflege benutzte er Seifenkugel und -schale, Rasiermesser und Abzieh-riemen, er ging zum Haarschneiden und beschäftigte den Perückenma-cher. Er verzehrte Brot, Käse, Bier und Wein, gönnte sich zu Weihnachten Makronen und Lebkuchen, genoss Rauch- und Kautabak, und er kehrte gerne im Gasthaus ein: im „Bad“ im Glottertal, im „Bären“ und im „Engel“, beim „Wienerwirt“ in der Stadt. Nach einem dieser Besuche ver-traute er seinem Büchlein an: „verspielt“ 36 Kreuzer, wogegen sich sechs Kreuzer „Almosen“ bescheiden ausnahmen.

<i>Ausgabs- und Einnahms Buch.</i>	<i>Einnahm</i>	<i>Ausgab</i>
<i>1815 Monat Juli</i>	<i>f xr</i>	<i>f xr⁷</i>
<i>19ten Für ein paar Stiefeln</i>		10
<i>für ein paar Stiefelhölzer</i>		2 24
<i>20ten dem Kaufmann Krebs für Staab⁸</i>		9 54
<i>Camelot zu einem Rock à 1 f 48</i>		
<i>zu 5 ½ Staab</i>		
<i>für denselben zu machen</i>		2 12
<i>für Seiden und Faaden</i>		30
<i>für Canafaß[?]</i>		1 48
<i>für Knöpf</i>		1 12
<i>für Hooßen und West dem Kaufmann Geeß bez[ahlt]</i>		6 22
<i>Der Schwester Babara[!] nach Winweiler geschickt</i>		300
<i>Der Baaß Schumännin nach Bruchsal</i>		11
<i>Für die silberne Sack- und Stockuhr zu machen</i>		6

⁷ Ein f (florenus/Gulden) = 60 xr/kr (Kreuzer); Ursula Huggle / Norbert Ohler, Maße, Gewichte und Münzen. Historische Angaben zum Breisgau und zu angrenzenden Gebieten (Themen der Landeskunde, 9), Bühl/Baden 1998, S. 67.

⁸ Ein Stab = sechs Ellen = ca. 3,24 m; Huggle / Ohler, Maße (wie Anm. 7), S. 18.

<i>Ausgabs- und Einnahms Buch.</i>	<i>Einnahm</i>		<i>Ausgab</i>	
	<i>f</i>	<i>xr</i>	<i>f</i>	<i>xr</i>
<i>Dem Herr Doct[or] Pfoſt Deservit[en]</i> ⁹			33	
<i>Dem Fuhrman Joſeph Tritſcheler</i>			13	
21. <i>Der Schwester Margaret</i>			16	12
<i>Der Schwester Caecillia[!]</i>			2	42
<i>für Tanen nach Manheim[!]</i>			9	14
22. <i>Der Mutter auf den Markt</i>			4	42
25. <i>Verspielt</i>				36
26. <i>für eine Seifenkugel</i>				30
<i>Dem Schneider für 3 Weſtchen zu reparieren à 20 xr</i>			1	
<i>für Rauchtack</i>				12
<i>beym Bärenwirth für Bier und Brod</i>				23
29. <i>Der Mutter gegeb[en]</i>			5	24
<i>für Stempelpapier</i>				24
<i>für eine hl. Meß</i>	24			
<i>für ein Nachttischen[!]</i>			4	
<i>Trinkgeld</i>				12
<i>Für Begräbnis und 3 Opfer der Ottilia Scherer,</i>				
<i>ver[heiratete? witwete?] Ganter</i>	1	16		
<i>für ein Kind zu begraben</i>				12
<i>Für das erste Jahrzeit der Ottilia Scherer</i>				24
<i>Für ein Schoppen Wein</i>				12
<i>Für die Aufgebothe der Elisabetha Müller</i>				30
30. <i>für ein Kind zu taufen des Michael Merz</i>				24
<i>d[it]o des Nikolaus Dambach</i>				24
<i>Dem Schuster Dillberger</i>				19
31. <i>Im Glotterthal Trinkgeld der Magd</i>				1
<i>Verzehrt im Baad</i>				1
<i>Allmosen</i>				18
				6

⁹ Deserviten = Amts-, Anwaltsgebühren; Karl E. Demandt, *Laterculus Notarum. Lateinisch-deutsche Interpretationshilfen für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Archivalien* (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, 7), 6. Auflage, Marburg 1994, S. 74.

<i>Ausgabs- und Einnahms Buch.</i>	<i>Einnahm</i>	<i>Ausgab</i>
	<i>f xr</i>	<i>f xr</i>
<i>August</i>		
1. <i>Der Mutter für Trinkgeld</i>		9
2. <i>Für Brief Porto</i>		2 34
<i>Der Baaß Schumann</i>		5 24
<i>Postschein</i>		4
5. <i>Der Mutter</i>		2 42
<i>Der Schwester Margaretha</i>		21 36
7. <i>Dem Dreyer¹⁰ für eine Seifenbüchse</i>		24
8. <i>Der Schwester Caecilie</i>		5 24
9. <i>Dem Advokat Manz in Rastad[!]</i>		11
<i>Für Brief Porto von Winweil[er] die Schwester</i>		
<i>Margareth betreffend</i>		2 32
<i>für Käß</i>		18
<i>Verzehrt im Engel</i>		1 12
<i>für Weck</i>		9
<i>für eine Hobelbank</i>		10
<i>für verschiedenes Handwerkszeug</i>		8 24
<i>6 Paar Bände samt Nägel à 24 kr</i>		2 24
12. <i>Der Mutter</i>		2 42
<i>Der Schwester Caecil[!]</i>		21 36
13. <i>Der Mutter</i>		2 42
14. <i>für 1 Maaß Bier</i>		8
19. <i>Der Mutter</i>		6 24
26. <i>Der Mutter</i>		4
<i>für Taback</i>		52
<i>für Käß</i>		28
<i>für Rauchtaback</i>		10
<i>für ½ Pf[und] Zucker</i>		22
31. <i>Der Mutter</i>		2 42
 <i>Sept.</i>		
<i>1ten Dem Paruckenmacher</i>		24
<i>für Frösche</i>		10

¹⁰ Dreyer = Dreher, Drechsler.

<i>Ausgabs- und Einnahms Buch.</i>	<i>Einnahm</i>	<i>Ausgab</i>
	<i>f</i> <i>xr</i>	<i>f</i> <i>xr</i>
<i>für Käß</i>		14
<i>für Taback</i>		10
2. <i>Der Mutter</i>		3 42
9. <i>Der Mutter</i>		5
12. <i>für 4 Bücher einzubinden</i>		1 36
<i>für die Zinkmatten¹¹ zu mähen</i>		1 18
<i>aus der Oberverwaltung auf meine Besoldung</i>	44	
<i>für Unterhalstücher</i>		5 24
<i>für eine Kappe</i>		2 24
<i>Der Mutter</i>		2 45
13. <i>Von der Obereinnehmerey auf meine</i>		
<i>Besoldungs Zuschuß</i>	80 34	
14. <i>Der Mutter</i>		2 45
<i>der Buchhandlung</i>		22
<i>Dem Schreiner für eine kleine Seeg</i>		54
<i>für ein Wetzstein</i>		18
<i>für eine Raßpel</i>		20
<i>für ein Winkelmaaß</i>		12
<i>für 2 ½ Taglohn</i>		1 30
15. <i>Der Mutter für Bleicherlohn</i>		4 11
<i>Trinkgeld</i>		18
<i>für Nägel</i>		25
16. <i>Der Mutter</i>		5 24
18. <i>für Käß</i>		14
19. <i>Verzehrt im Glotterthal</i>		5 42
20. <i>Dem Schreiner für 3 Bohrer</i>		1 12
22. <i>Ververzehrt[!] in Freyburg</i>		1 36
<i>für 2 Rasiermesser zu schleifen und ein Streichriemen</i>		1 24
23. <i>Der Mutter gegeben</i>		8 6
25. <i>für Brief Porto</i>		33
26. <i>für Accis¹²</i>		1 55

¹¹ Zinkmatten = Widumgut der Pfarrei im nördlichen Brühl. Heute Zinkmattenstraße westlich der Zähringerstraße.

¹² Accis = Akzise, Steuer.

<i>Ausgabs- und Einnahms Buch.</i>	<i>Einnahm</i>	<i>Ausgab</i>
	<i>f xr</i>	<i>f xr</i>
<i>für Fleiß</i>		47
<i>für Seiden</i>		2 42
<i>Der Mutter</i>		1 21
<i>Verzehrt in Freyburg</i>		1 6
<i>Trinkgeld dem Kiefer¹³</i>		1 21
<i>Weggeld</i>		2
<i>Von der Oberverwaltung Besold[ung]</i>	56	
<i>28. Verzehrt beym Wienerwirth</i>		1 4
<i>30. Der Mutter</i>		5 24
 <i>Octob.</i>		
<i>1. für Leichenbegängniß der N. Lang</i>	1 16	
<i>für Taglohn</i>		1 26
<i>Meherlohn</i>		1 12
<i>Erdäpfel auszumachen</i>		1 36
 <i>7. December</i>		
<i>für Stempel Papier</i>		48
<i>für Schreibpapier</i>		1 49
<i>für Tabak</i>		57
<i>für ein Pilt[?]</i>		18
<i>für Siggellack[!]</i>		12
<i>für 2 Federmesser zu schleifen</i>		4
<i>Der Mutter</i>		27
<i>Brief Porto für übergebens Geld</i>		1 16
<i>10. Der Mutter</i>		2 48
<i>für ½ und ¼[?] Saum und ¼ Bier</i>		4 24
<i>11. für 6 Faßchen Bier</i>		23 26
<i>für Porto einer Kiste, welche mit Weißzeug der Schwester Margarath[!] angefüllt war</i>		14 57
<i>für Makronen und Lebkuchen</i>		1 23
<i>12. Der Mutter</i>		2
<i>Der Schwester Babet[!]</i>		300

¹³ Kiefer = Küfer.

<i>Ausgabs- und Einnahms Buch.</i>	<i>Einnahm</i>	<i>Ausgab</i>
	<i>f</i> <i>xr</i>	<i>f</i> <i>xr</i>
13. Derselben		2 24
14. für Brief Porto		30
15. Dem Kapittels Bott seinen Lohn	1	12
19. Der Mutter	4	
22. Der Mutter	4	
dem Joseph Tritscheler Fuhrlohn	12	30
30. Der Mutter	4	
 1816		
<i>Jener</i>		
2. Dem Schumacher in Freyburg für einen Stiefeln zu solen in Flecke		54
3. Der Magd des H. Pfarrer in Glotterthal Tragerlohn für die Risen ¹⁴		24
Der Magd fürs Neue Jahr		24
Dem Blasius Müller für Tröschen und Bottengang		36
4. Der Mutter	2	42
5. Derselben	3	12
6. Dem Weber für ein Caffee Servietten dem Knecht Trinkgeld	5	8 24
13. Der Mutter	2	
15. derselben	1	21
18. Dem Wehrle für Immenfässer ¹⁵ für Haar zu schneiden	6	12 24
20. Der Mutter	2	30
26. für Rasiermesser abzuziehen für eine Uhr-Glocke und Uhr repariren		24 28 48
27. Der Mutter	2	
dem Johannis Feeser Holzmacherlohn dem Weber	8	48 2 50

¹⁴ Risen = Reiser, Zweige; Matthias Lexers Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 29. Auflage, Stuttgart 1959, S. 169.

¹⁵ Immenfässer = Bienenstände.

<i>Ausgabs- und Einnahms Buch.</i>	<i>Einnahm</i>		<i>Ausgab</i>	
	<i>f</i>	<i>xr</i>	<i>f</i>	<i>xr</i>
<i>Hornung</i> ¹⁶				
4. <i>Der Mutter</i>			5	30
7. <i>Derselben</i>				30

Wilhelm Schwarz hatte sich in 28 Dienstjahren als Pfarrer von St. Blasius jede Mühe gegeben, seine Gemeinde zu Gottesdienstfeier, Sakramentspendung und Verkündigung zusammenzuführen, hatte mit Strenge versucht, sie zur Annahme religiöser Unterweisung und zur Befolgung seiner Weisungen auch im Alltag zu bewegen. Ihn, der als junger Königspründner am Speyerer Dom jegliche Betätigung in einer Pfarrei konsequent abgewehrt hatte, scheint die Arbeit in Zähringen erfüllt, aber auch belastet zu haben. Am 15. Juli 1837 bat er in einer 19 Seiten füllenden Darlegung das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg „*um Lossprechung von allen Pfarrverrichtungen und Entlassung von seiner Pfarrey zum Behuf der Herstellung seiner Gesundheit*“; er schloss seine Eingabe mit der düsteren Selbsteinschätzung: „*Ich bin zwar erst 60 [richtig: 59] Jahre alt, allein meine zerrüttete Gesundheit wird mich wohl schneller dem Grabe zuführen als manchen mit 90 Jahren.*“¹⁷ Die von ihm für den 10. August des Jahres angekündigte Pfarrvisitation hat er wohl noch im Amt erlebt.¹⁸ Am 19. November ging er in den Ruhestand, nun wieder im Besitz der vollen Pension von 1500 Gulden, die sich der ehemalige Königspründner am Speyerer Dom in jahrelangem Rechtsstreit mit dem Großherzoglichen Fiskus erkämpft hatte.¹⁹ Der Pensionär Wilhelm Schwarz siedelte nach Freiburg um, wo ihm wohl seine Schwester Cäcilia den Haushalt führte. Sie war es nämlich, die im Juni 1839 von Freiburg aus „*als Schwester und Miterbin des Verstorbenen [Pfarrer Schwarz] und im Namen der abwesenden Geschwister*“ das Finanzministerium in Karls-

¹⁶ Hornung = Februar.

¹⁷ EAF, B22/6546, Pfarrer Schwarz an Erzb. Ordinariat, 15. Juli 1837.

¹⁸ Pfarrarchiv Zähringen, Bücher 7. Verkündbuch Bd. 6 (1832–1837). – Ebenda Akten 8, Alte Registratur XVII a, Bericht des Dekans Schneider von Neuershäusen vom 8. Nov. 1837 über die erfolgte Visitation.

¹⁹ Hierüber informiert ein umfangreicher Aktenfaszikel: „Sustentation der Mitglieder des Domstifts, insbesondere des praebendarius regius Wilhelm Schwarz, nunmehr Pfarrer zu Zähringen“ (GLA 133/491, 1808–1839).

ruhe „um gütige Anweisung des vertragsmäßigen Sterbquartals“ bat.²⁰ Tatsächlich hatte der pensionierte Zähringer Pfarrer und Definitor Wilhelm Schwarz seine Pension nicht lange genießen können: Zum 24. April 1839 ist im Totenbuch der St. Martinspfarre in Freiburg sein Tod eingetragen, die Beerdigung nahm Pfarrer Markus Alois Bayer am 26. April vor, wobei er als Zeugen den Sattlermeister Joseph Lang und den Strumpfweber Johann Heilig benennt.²¹ Die Beisetzung erfolgte auf dem Friedhof der Stadt Freiburg (heute: Alter Friedhof), belegt im „Begräbniß Buch von Todengräber Joseph Anton Kuhn“ zum 26. April: „Schwarz Pfarherr.“²² Im Verzeichnis der Grabstätten des Alten Friedhofs von 1904 ist das Grab des Zähringer Pfarrers Wilhelm Schwarz nicht mehr aufgeführt.²³

²⁰ Cäcilia Schwarz an Finanzministerium in Karlsruhe, Freiburg 12. Juni 1839 (GLA 133/491, 1808–1839).

²¹ Standesbuch der St. Martinspfarre Freiburg 1838–1844, S. 299.

²² Stadtarchiv Freiburg, B 5 (P) XXV. Nr. 1: „Begräbniß Buch von Todengräber Joseph Anton Kuhn des Mänlichen und Weiblichen Geschlecht Begraben hat vom 2ten September 1811. Freyburg“.

²³ Stadtarchiv Freiburg, Alphabetisches Namenregister zu: „Die Toten des Alten Friedhofs zu Freiburg im Breisgau. Aufgenommen nach dem Stande vom 1. Januar 1904 durch Berthold Stoehr, Rechtspraktikant. Winter 1903–1904.“

**Seit einhundert Jahren auf dem Weg.
Zur Entstehungsgeschichte des Mädchenschutzverbandes
in der Erzdiözese Freiburg**

Von Christoph Schmider

Mit einem von der Freiburger Mädchenkantorei musikalisch umrahmten Festgottesdienst im Freiburger Münster, zelebriert von Weihbischof Dr. Bernd Uhl, und einem anschließenden Festakt in der Katholischen Akademie feierte der Freiburger Diözesanverband von IN VIA am 7. Oktober 2009 sein einhundertjähriges Bestehen. Aus den eher bescheidenen Anfängen, die sich zunächst weitgehend auf den „Mädchenschutz“ in Form der Bahnhofsmision konzentriert hatten, hat sich im Verlauf des seither vergangenen Jahrhunderts ein angesehener und bedeutender Verband der Wohlfahrtspflege – der katholischen Caritas also – entwickelt, dessen Aktivitäten längst nicht mehr darauf beschränkt sind, Mädchen vom Land den Start ins Berufsleben zu erleichtern und sie vor den Gefahren der Städte zu schützen. Heute gehören junge Männer ebenso ganz selbstverständlich zur Klientel von IN VIA wie Menschen mit Migrationshintergrund, und die Betreuungsaufgaben umfassen das gesamte weite Feld der Integration jener Menschen in unsere Gesellschaft, die hierbei Hilfe benötigen. Aus dem stets ein wenig „gönnerhaft“ wirkenden „Bemuttern“ junger Frauen und Mädchen ist ein ganzheitlicher Ansatz geworden, der wesentlich auf dem Konzept des „Gender-Mainstreaming“ basiert und ohne Berührungängste moderne Ideen der Öffentlichkeitsarbeit mit einbezieht – ein sprechendes Beispiel hierfür ist der Einsatz der Mountainbike-Olympiasiegerin Sabine Spitz als „Botschafterin“ für die Arbeit und den Auftrag von IN VIA.

Die Ausgangssituation und die Rahmenbedingungen für die „Mädchenschutzarbeit“ waren vor 100 Jahren, im noch jungen 20. Jahrhundert, ganz andere als heute. Im folgenden Beitrag, der als – leicht verspätete – Abrundung der Aktivitäten des Jubiläumsjahrs verstanden sein will, sol-

len vorrangig die Voraussetzungen und Umstände der Gründung des Diözesanverbandes im Jahr 1909 sowie seine Arbeit in den Anfangsjahren dargestellt werden.¹ Die noch ausstehende gründliche historisch-kritische Beschäftigung mit dem „Mädchenschutz“ im Erzbistum Freiburg kann dies freilich nicht ersetzen.

Gründung und Vorgeschichte

Am 3. Dezember 1909 berichtete der Erzbischöfliche Hofkaplan Augustin Nopp in einem ausführlichen Schreiben dem Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg über die „*Gründung des Diözesanverbandes der katholischen Mädchenschutzvereine*“, die am 1. Dezember 1909 im Freiburger St. Annastift stattgefunden hatte.² Damit erstattete Nopp Bericht über die Erfüllung eines Auftrags, der ihm knapp einen Monat zuvor zuteilgeworden war. Erzbischof Thomas Nörber hatte ihn am 5. November 1909 „*unter Ernennung zum Diözesanpräses des kathol[ischen] Mädchenschutzvereins*“ aufgefordert, „*in allen grösseren Städten unseres Landes, wo Mädchenschutzvereine noch nicht bestehen, die Gründung solcher im Benehmen mit der Ortsgeistlichkeit anzuregen, sämtliche Mädchenschutzvereine der Erzdiözese Freiburg [...] zu einem Diözesanverband zusammenzuschließen u[nd] überhaupt den kathol[ischen] Mädchenschutz in der Erzdiözese zu organisieren*“.³ Bei der Gründung des Diözesanverbandes sollte Nopp sich an den Statuten orientieren, die vom in Frankfurt a. M. beheimateten „*Deutschen Nationalverband der kathol. Mädchenschutzvereine*“ herausgegeben worden waren. Im Anschluss an die Gründung und später nach jeder Generalversammlung des Verbandes sollte Nopp dem Erzbischöflichen Ordinariat über „*den Stand der Sache*“ berichten.⁴

Der heutige IN-VIA-Verband – seinerzeit freilich noch nicht unter diesem Namen – war anfänglich sehr überschaubar, denn an der Gründungsversammlung hatten lediglich Vertreter der „*seither bestehenden lokalen Mädchenschutzvereine von Karlsruhe, Freiburg und Konstanz*“

¹ Der Aufsatz war ursprünglich als Beitrag zu einer – dann nicht verwirklichten – „Geschichte“ des Freiburger IN-VIA-Verbandes gedacht.

² EAF, B2-55-111, Nopp an Erzb. Ordinariat, 3. 12. 1909.

³ EAF, B2-55-111, Erzb. Ordinariat an Nopp, 5. 11. 1909.

⁴ Ebd.

teilgenommen.⁵ Der bei dieser Versammlung gewählte Vorstand erscheint mit vier Funktionären und fünf Beisitzern opulent bestückt, wobei er zunächst ganz auf Freiburg und Karlsruhe zentriert war. In diesem Gremium stellten Frauen mit fünf zu vier zwar die Mehrheit, doch durch die vier geistlichen Beisitzer und den übergeordneten Diözesanpräses war das klerikale Element keineswegs unterrepräsentiert, zumal die Geistlichen im Vorstand allesamt profilierte Führungspersönlichkeiten waren, denen es nicht an Selbstbewusstsein mangelte und die es gewohnt waren, Entscheidungen zu treffen und durchzusetzen: Anton Knörzer⁶, Pfarrer der Karlsruher Stephanspfarre, war nach dem Tod von Erzbischof Johannes Christian Roos als möglicher neuer Erzbischof hoch gehandelt worden, Joseph Schofer⁷ hatte sich schon seit geraumer Zeit als Politiker und Schriftsteller einen Namen gemacht, Dompfarrer Konstantin Brettle⁸ war einer der profiliertesten und einflussreichsten Freiburger Geistlichen, und Lorenz Werthmann⁹, der 1897 den Deutschen Caritasverband gegründet hatte, war ein mit allen Wassern gewaschener Verbandsfunktionär. Diesen vier Priestern hatten die fünf Vorstandsdamen – Ida Kuenzer¹⁰, Sara Schinzingler, Margareta Kinkel und Helene Schuster aus Freiburg sowie Betty Orff aus Karlsruhe –, so könnte man annehmen, wenig entgegenzusetzen. Umgekehrt freilich war es für den Verband sicherlich nicht von Nachteil, profilierte Geistliche im Vorstand zu haben, die über beste Kontakte zu kirchlichen, staatlichen und kommunalen Stellen in Freiburg und Karlsruhe verfügten.

Der Freiburger Mädchenschutzverband fiel also im Jahr 1909 nicht vom Himmel, und die Probleme, derer er sich annehmen sollte, waren auch nicht erst in den unmittelbar vorausgehenden Jahren entstanden. Neu war nicht, dass von katholischer Seite versucht wurde, eines zunehmend als drängend empfundenen sozialen Problems Herr zu werden, neu war allenfalls die Art und Weise, wie es angegangen werden sollte. Und neu war vor allem die Tatsache, dass sich in bisher kaum dagewesenem Umfang Frauen engagierten und versuchten, innerhalb der Kirche Gehör zu finden. Für die Aufgabe „Mädchenschutz“ gab es Gründe, und zu-

⁵ EAF, B2-55-111, Nopp an Erzb. Ordinariat, 3. 12. 1909.

⁶ Vgl. Badische Biographien, Neue Folge 2, S. 167.

⁷ Vgl. Badische Biographien, Neue Folge 3, S. 244.

⁸ Vgl. Badische Biographien, Neue Folge 1, S. 82.

⁹ Vgl. Badische Biographien, Neue Folge 1, S. 270.

¹⁰ Vgl. Badische Biographien, Neue Folge 5, S. 163.

gleich hatte der Mädchenschutzverband historische Vorläufer, von denen die Initiatorinnen bewusst oder unbewusst gelernt hatten.

Der Anfang liegt ein paar Jahre weiter zurück. In einem auf den 17. November 1905 datierten Brief, „den kath. Mädchenschutz der Erzdiözese Freiburg betr[effend]“, richten Ida Kuenzer als Vorsitzende und H. Schaedlich als Schriftführerin im Namen des „Nationalverbandes der kath. Mädchenschutzvereine“ die Bitte an den Erzbischof, „den hochwürdigen Pfarrclerus auf die katholischen Mädchenheime des In- und Auslandes aufmerksam zu machen und gütigst veranlassen zu wollen, daß ein Verzeichnis dieser Schutzstellen an den Türen der Pfarrkirchen befestigt werde“.¹¹

Dieses Plakat verzeichnet nicht nur eine ganze Reihe von Mädchenheimen in Deutschland und seinen Nachbarländern, darunter mit Baden-Baden, Bruchsal, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Offenburg, Pforzheim und Säckingen einige größere Städte der Erzdiözese, sondern es gibt auch Hinweise auf den Hintergrund des Betriebs solcher Einrichtungen und einige Verhaltensmaßregeln, die die Mädchen unterwegs beachten sollten: Auf keinen Fall sollten sie die Reise antreten, „bevor man auf Grund genauer Erkundigungen eine Stelle bei einer zuverlässigen Familie ihnen verschafft hat, da sonst bittere Enttäuschungen, oft der Verlust von Ehre und gutem Namen die traurigen Folgen sind [...] Auf der Reise sollen die Mädchen gegen unbekannte Personen und deren Ratschläge die strengste Zurückhaltung bewahren, da diese oft Böses im Schilde führen“. In den genannten Mädchenheimen sollten katholische Mädchen, so die Ankündigung des Plakats, jederzeit bei „Stellenlosigkeit und auf der Reise [...] Wohnung, Rat und Hilfe“ finden. Doch das Betreuungsnetz des Mädchenschutzes war zu diesem Zeitpunkt sogar bereits noch dichter geknüpft, denn es gab in vielen Orten Vertrauenspersonen, deren Adressen über den „Charitasverband für das kath. Deutschland in Freiburg i. Br.“ zu erfahren waren, und schließlich fanden sich an größeren Bahnhöfen „zur Hilfeleistung für reisende Mädchen Vertreterinnen der kathol. Bahnhofsmision, kenntlich an der gelb-weißen Schleife“.

Bis zur Industrialisierung und dem damit einhergehenden Bevölkerungszuwachs hatten die hergebrachten sozialen Sicherungssysteme –

¹¹ EAF, B2-55-111, Schreiben an das Erzb. Ordinariat vom 17. November 1905. Ein Exemplar des im Folgenden zitierten Plakats findet sich in der Akte.

z. B. Familien oder Dorfgemeinschaften – meist ausgereicht. Spätestens im Verlauf des 19. Jahrhunderts aber gerieten sie an ihre Grenzen, waren sie doch grundsätzlich nicht in der Lage, die Herausforderungen zu meistern, die die Entstehung eines städtischen Proletariats mit sich brachte. Es ging ja nicht nur um materielle Hilfe, sondern ebenso darum, heimatlos gewordenen, orientierungslosen Menschen bei der Bewältigung des alltäglichen Lebens zu helfen. Der Staat und die Kommunen konnten bei Weitem nicht alles leisten, was nötig gewesen wäre. Es galt also, neue Wege zu gehen – auch bei den Organisationsformen waren innovative Ansätze dringend erforderlich. Eine im 19. Jahrhundert zunehmend populär werdende Möglichkeit, Einzelinitiativen zu bündeln und größere Durchsetzungskraft zu erreichen, war der Verein, und so entstanden rasch zahlreiche Vereine für die unterschiedlichsten Zielsetzungen, nicht zuletzt auf sozialem Gebiet.¹²

Gerade die Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert brachte auch dem deutschen Katholizismus einen erheblichen Organisationschub. Nach dem Ende des Kulturkampfes, der dem organisierten Katholizismus durch eine Fülle von restriktiven Maßnahmen schwer zugezogen, ihn zugleich aber auch beflügelt hatte – den Katholiken war auf drastische Art und Weise begreiflich gemacht worden, dass sie dem Staat nur dann etwas entgegenzusetzen hatten, wenn sie einig und organisiert waren –, kam es seit den 1890er-Jahren zu einem rasch wachsenden Selbstbewusstsein der katholischen Laien. Lokal und regional hatte der „Vereinskatholizismus“ schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr an Boden gewonnen, doch nun begannen die Vereine sich zu Dachverbänden zusammenzuschließen, die ihrerseits durch Zweigvereine wiederum die Organisierung der Katholiken auch da förderten, wo sie bis dato nicht oder in nur bescheidenem Maße stattgefunden hatte.

Die Bündelung der Kräfte, die die Effektivität der Mädchenschutzarbeit steigern sollte und in der Gründung des Freiburger Diözesanverbandes ihren sichtbaren Ausdruck fand, führte schließlich zum heutigen IN-VIA-Verband. Eigentlicher Grund dafür, dass „Mädchenschutz“ überhaupt notwendig wurde, war aber die industrielle Entwicklung, die

¹² Winfrid Halder, *Katholische Vereine in Baden und Württemberg 1848–1914. Ein Beitrag zur Organisationsgeschichte des südwestdeutschen Katholizismus im Rahmen der Entstehung der modernen Industriegesellschaft*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1995 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Forschungen, Bd. 64).

einen rasch wachsenden Bedarf an weiblichen Arbeitskräften hervorrief, aus dem wiederum eine zunehmende Mobilität der jungen Frauen resultierte. Vereinsmäßig organisierter „Mädchenschutz“ war nicht nötig gewesen, solange der gewöhnliche Lebensweg einer jungen Frau die Bindung an das Elternhaus vorsah, die erst durch die Heirat und eine ähnlich sichere Bindung an die neue Familie gelöst wurde.

Das Problem war also schon viel länger virulent, und es war keineswegs so, dass der Freiburger Mädchenschutzverband mit seinen Aktivitäten Neuland betreten hätte. Im deutschen und europäischen Vergleich war er sogar ein Nachzügler, was zwanglos aus der in Baden vergleichsweise spät einsetzenden Industrialisierung zu erklären ist. Doch gab es schon seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts Industriebetriebe, in denen vor allem Frauen und Mädchen beschäftigt waren. Die Probleme und Gefahren, die im Jahr 1909 zur Verbandsgründung führten, bestanden also vereinzelt schon früher, und ebenso gab es schon Jahrzehnte zuvor Versuche, die sittlich-moralischen Gefährdungen der jungen Arbeiterinnen zu beseitigen. Ein Pionier des Mädchenschutzes ist beispielsweise der Freiburger Politiker, Unternehmer und „Weltverbesserer“ Carl Mez.¹³ Bei allen Unterschieden im Detail, die es zwischen den Initiativen des Fabrikanten und Sozialreformers Mez und der Praxis des katholischen Mädchenschutzes gab, fallen doch viele Gemeinsamkeiten ins Auge. Geradezu identisch ist vor allem der Ansatz, die Mädchen möglichst umfassend vor den Gefahren zu schützen, die das Arbeitsleben und die Städte mit sich brachten.

Die ersten Jahre

Über die Arbeit des Diözesanverbandes in den ersten Jahren sind wir recht genau durch den ersten „*Tätigkeits- und Rechenschaftsbericht*“ informiert, den Diözesanpräses Nopp im Frühjahr 1912 dem Erzbischöflichen Ordinariat erstattete.¹⁴ Zugleich werden die Schwierigkeiten, mit denen er von Anfang an zu kämpfen hatte, sehr schön deutlich:

„Um für den Diözesanverband zahlende Mitglieder und so das für die Tätigkeit und Propaganda nötige Geld zu erhalten, wandte ich mich im

¹³ Vgl. Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Band 19, S. 292.

¹⁴ EAF, B2-55-111, Nopp an Erzb. Ordinariat, 23. März 1912. Die folgenden Zitate entstammen, soweit nicht anders angegeben, diesem Bericht.

Dezember 1909 [...] an sämtliche Pfarrämter der Erzdiözese mit der Bitte, die religiösen, caritativen und sozialen Vereine durch Zahlung eines Mindestbeitrages von fünf Mark [...] dem Diözesanverband anzugliedern. Der Erfolg war für den Anfang wenigstens befriedigend [...] Durch das freundliche Entgegenkommen der Pfarrgeistlichkeit war es möglich, zu den damals schon vorhandenen Mädchenschutzvereinen [...] neue Vereine [...] zu gründen [...] Sollte der Klerus auf dem Lande in erfolgreicher Weise für den Mädchenschutz als Hilfsmittel der modernen Seelsorge interessiert werden, so blieb nichts anderes übrig, als durch mündliche Aussprache mit demselben in Fühlung zu treten. Zu diesem Zwecke hielt der Unterzeichnete im Spätjahr 1911 und im Februar 1912 an 14 Orten der Erzdiözese Konferenzen mit einzelnen Herren, besonders Schulinspektoren, aus sämtlichen Landkapiteln ab. Bei diesen Besprechungen wurden die Gefahren nebst den Wegen dazu, denen die Landmädchen in den grossen Städten so leicht unterliegen [...] geschildert, der Mädchenschutz als pastorelles Hilfsmittel empfohlen, seine Organisation und Tätigkeit beschrieben.“

Auch über die Tätigkeit der einzelnen Ortsvereine berichtet der Diözesanpräses in einer Art und Weise, die einen Eindruck davon vermitteln kann, wie der „Mädchenschutz“ in den Anfangsjahren vor sich ging:

„Die Tätigkeit dieser Vereine besteht der Hauptsache nach [...] vorläufig darin, dass sie die fremd ankommenden Mädchen auf den Bahnhöfen in Empfang nehmen, sie in die Heime oder, wenn sie bereits Stellen haben, in diese geleiten, für passende Stellen sorgen und sie bei den Präsiden der Standesvereine anmelden. Jedes abgeholte Mädchen wird in eine Liste eingetragen [...]; erst wenn die Rubrik ‚Welchem Verein zugeführt?‘ ausgefüllt werden kann, hört die Schutztätigkeit auf. Um die übernommenen Aufgaben erfüllen zu können, hat jeder lokale Mädchenschutzverein der Erzdiözese die Bahnhofsmision eingeführt; alle stehen in enger Verbindung mit den katholischen Stellenvermittlungen, Heimen und Standesorganisationen. Vorstandsdamen der letzteren, sowie die Stellenvermittlungsschwestern, gehören meistens auch dem Komitee des Mädchenschutzes an. Die Geschäftsstellen befinden sich in den Dienstbotenheimen [...] Die Bahnhofsmisionärinnen werden in den grösseren Städten alle 1–2 Monate von den geistlichen Beiräten zu einer Instruktionsstunde zusammengerufen. Durch das Entgegenkommen der Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen dürfen dieselben jederzeit, wenn sie die gelb-weiße Achselschleife tragen, unentgeltlich den Bahnsteig betreten

[...] Im ganzen sind 113 Bahnhofsmisionärinnen in der Erzdiözese tätig, in Freiburg und Karlsruhe je 20, in Heidelberg 16, in Mannheim und Pforzheim je 12, in Rastatt 10, in Offenburg 7, in Baden[-Baden] und Bruchsal je 6, in Konstanz 4. Die Missionärinnen holen jederzeit auf vorherige Anmeldung hin die Mädchen an der Bahn ab. Ohne diese Anmeldung sind die Missionärinnen an folgenden Tagen, falls kein Sonn- oder Feiertag darauffällt, an den Bahnhöfen anwesend: in Freiburg am 1., 2., 15. und letzten jeden Monats, in Konstanz am 15. und letzten j[eden] M[onats], in den Sommermonaten fast täglich, in Heidelberg und Mannheim am 1., 15. und letzten j. M., in Karlsruhe am 1. und 15. j. M., in Baden[-Baden] am 1., 2., 15., 16. j. M., in Pforzheim am 1. und letzten j. M., in Bruchsal, Offenburg und Rastatt am 1. April, 1. Juli und 1. Oktober. Im ganzen wurden c. 500 Mädchen an den Bahnhöfen abgeholt und in c. 1000 Fällen Hilfe geleistet [...] Einzelne Mädchenschutzvereine üben noch eine besondere Tätigkeit aus, so Baden[-Baden] und Rastatt, welche in Ermangelung von Fürsorgevereinen sich gegebenenfalls auch um gefallene Mädchen annehmen, der Verein Karlsruhe, welcher Kinder und Fabrikmädchen aus Italiener-Familien wöchentlich versammelt, der Verein Heidelberg, der sich der schulentlassenen Mädchen annimmt, sie zum Beusch [sic!] der Christenlehre und zum Empfang der heiligen Sakramente anhält, ihnen Sonntags Unterhaltung bietet und auch Lehrstellen vermittelt. Ausser dieser Tätigkeit in der Heimat unterhält der Diözesanverband durch Geldmittel die ständige Bahnhofsmision auf dem badi-schen Bahnhof zu Basel.“

Zurechtgerückt wird diese erfolgreiche Bilanz jedoch dadurch, dass Nopp zugestehen muss, es gelinge dem Verband längst nicht, alle zur Arbeit vom Land in fremde Städte reisenden katholischen Mädchen zu erreichen: „Von den lokalen Vereinen gingen im Jahre 1910 Klagen ein, dass sie eigentlich nichts zu tun hätten: die Landmädchen wollten gar nicht beschützt werden, der ‚Mädchenschutz‘ schein ihnen ganz und gar unbekannt zu sein; selten würden dieselben sich an die Missionärinnen wenden, die meisten Mädchen gingen ihnen geflissentlich aus dem Weg.“

Aufgaben und Ziele

In einem Fachvortrag auf der Generalversammlung des Diözesanverbandes, die am 23. Juni 1913 stattfand, stellte Diözesanpräses Nopp dar,

was geschehen könne, wenn die jungen Mädchen nicht hinreichend geschützt würden: *„Viele, viele Mädchen vom Land, welche mit dem Weißen Sonntag im Herzen die Heimat verließen, liegen begraben in den großen Massengräbern, auf denen geschrieben steht: Abfall von der Kirche, Verlust der Unschuld, schlechte Ehe, Prostitution!“*¹⁵

Sehr viel ausführlicher schilderte etwa zur gleichen Zeit Lorenz Werthmann in einem Referat die Gefahren, die den Mädchen drohten. Den größten Teil seines Referats verwendete er darauf, die „Schutzbefohlenen“ des Mädchenschutzes zu klassifizieren, für jede „Klasse“ die ihr speziell drohenden Gefahren zusammenzustellen und schließlich „Charitative Hilfsmittel“, also Vorbeuge- und Schutzmaßnahmen zu nennen. Die zwölf Klassen Werthmanns beginnen beim „arme[n] Mädchen vor der Schulpflicht“ und führen über „das verwahrloste und gefährdete Mädchen“ sowie „das beruflich beschäftigte Mädchen außerhalb der Familie“ bis hin zur „Berufsarbeiterin in Krankheit und Alter“ und schließlich gar zum „Mädchen im sittlichen Unglück und im Gefängnis“.¹⁶

Den noch nicht schulpflichtigen Mädchen aus armen Familien drohen, so Werthmann, „ungenügende Aufsicht [und] Mangel an körperlicher und geistiger Pflege, weil [die] Eltern an der Arbeit [sind]“. Noch schlimmer ist es freilich um „elternlose Mädchen“ bestellt, die in Gefahr sind, der „Verwahrlosung in Glaube und Sitte“ anheimzufallen. Für schulentlassene Mädchen aus Arbeiterfamilien, so Werthmann, sind die freien, also nicht mehr mit Christenlehre verplanten Sonntagnachmittage gefährlich, für Landmädchen insbesondere „männliche Dienstboten“, und für „die Töchter besserer Stände“ schließlich immerhin noch „Langeweile, Tändelei, Mangel an Kenntnis und Interesse für die Nöte des Volkes [und] Mangel an praktischer Ausbildung für die Leitung eines Haushalts“.

Richtig gefährdet seien freilich nicht die Mädchen, die noch in mehr oder weniger intakten Familien ihre Heimat haben, sondern jene, die berufstätig sind und nicht mehr im Elternhaus wohnen. Ihnen allen gemeinsam seien Gefahren durch „Glaubenslose Umgebung, Vergnügungen, Freundschaften, Gefährliche Lektüre, Vergnügungsvereine [sowie] liberale und sozialdemokratische Standesvereine“, was vor allem durch die „Loslösung von der Familie und Heimat“, durch Ungebundenheit und

¹⁵ EAF, B2-55-111.

¹⁶ EAF, B2-55-111.

schwachen Willen bedingt sei. Darüber hinaus seien die Mädchen je nach ihrer Tätigkeit noch weiteren spezifischen Gefahren ausgesetzt. Dienstboten, so Werthmann, seien besonders bedroht durch „*Leichtsinn im Wechsel der Herrschaft*“, durch fehlenden Familienanschluss und durch „*männliche Dienstboten*“. Für Fabrikarbeiterinnen stellten demnach die freien Abende und Sonntage allein schon eine Gefahr dar, darüber hinaus drohe ihnen eine „*Verflachung des Gemüts und des Verstandes durch Maschinenarbeit und Arbeitsteilung*“. Ladengehilfinnen seien unter anderem bedroht durch das „*Zusammensein mit männlichen Personen*“, durch niedrige Löhne, „*Eitelkeit*“ und „*Kleiderpracht*“, Erzieherinnen durch „*Stellenlosigkeit*“ und „*Alter*“, und Kellnerinnen schließlich insbesondere durch „*Verführung*“ und „*Prostitution*“.

Aus heutiger Sicht ist kaum abzuschätzen, wie groß diese Gefahren tatsächlich waren. Werthmanns Ausführungen sind jedoch gut dazu geeignet, ein Sittenbild jener Zeit zu zeichnen. Wichtig ist dabei vor allem, für wie gefährdet man die Mädchen hielt. Manche der seinerzeit befürchteten Gefahren betrachtet man heute möglicherweise als Chance für die Persönlichkeitsentwicklung, umgekehrt wären heutzutage, je nach Perspektive, manche der „*Hilfsmittel*“ selbst als Gefahren anzusehen.

Zugleich zeigen Werthmanns Ausführungen auch sehr schön, welches Menschenbild hinter vielen der sozialen und caritativen Bestrebungen der Zeit um 1900 gesteckt haben dürfte. Überspitzt ließe es sich vielleicht so zusammenfassen: Mädchen sind ungebildet, leichtsinnig und schutzlos, Männer hingegen führen stets Böses im Schilde – sofern sie nicht Seelsorger oder sonstige Autoritätspersonen sind.¹⁷

Öffentlichkeitsarbeit und Finanzierung

Die Mädchenschutzarbeit wurde von Anfang an auf mehreren Wegen publizistisch unterstützt. Auf Bahnhöfen hingen Plakate, an allein reisende Frauen und Mädchen wurden Handzettel, Flugblätter und „*freundliche Einladungen*“ verteilt, sich in den entsprechenden Heimen um Aufnahme zu bemühen oder sich den jeweiligen Standesvereinen anzuschlie-

¹⁷ Freilich sollte man nicht die heutige Sichtweise zum Maßstab nehmen und folglich Werthmann, Nopp und all ihre Mitstreiter für reaktionär halten, denn dies wäre nicht nur unhistorisch, sondern würde ihnen und ihren Motiven in keiner Weise gerecht.

ßen. Daneben versuchte der Mädchenschutzverband auch die Seelsorger zu erreichen. Ein erster Aufruf im „Anzeigebblatt der Erzdiözese Freiburg“ war anscheinend nur von mäßigem Erfolg gekrönt. Einige Zeit später, im Juni 1910, wandte sich der Verband mit einem Rundschreiben direkt an die Pfarrgeistlichen. Unter der Überschrift „Eine brennende und leicht zu lösende Frage der Seelsorge“ wurden sie direkt angesprochen, in kräftiger, bilderreicher Sprache:¹⁸

„Der Abschied von der Heimat ist für viele Mädchen der Abschied vom Weißen Sonntag des Lebens. Manchmal schon wenige Tage nach der Abreise, oft erst nach Wochen oder nach wenigen Jahren, ist der jungfräuliche Kranz der Unschuld und des Jugendglücks im Schmutz zertreten, das weiße Kleid befleckt und verschlissen. Frohgemut und voll Lebensfreude haben die Mädchen Heimat und Elternhaus verlassen; in kurzer Zeit waren sie eine Ruine an Körper und Geist. Die Eltern müssen eine ungeratene und tief unglückliche Tochter beweinen, und die vielen Mühen des Seelsorgers um sein Pfarrkind, das er getauft, durch Sakrament und Unterricht großgezogen, zur ersten heiligen Kommunion geführt, waren vergeblich [...] Den abwandernden Mädchen drohen Gefahren auf der Reise, im Eisenbahnwagen, bei der Ankunft auf dem Bahnhof, im Wartesaal, wo die Agenten schlechter Stellenvermittlungen (manchmal Frauen) oder elende Verführer (manchmal ältere und fein gekleidete Herren) sich an die Mädchen heranmachen und ihrer Unschuld und Unerfahrenheit Fallstricke legen.“¹⁹

Hinter der Sorge um jede einzelne junge Frau, die Hofkaplan Nopp, Ida Kuenzer und ihre Mitstreiterinnen hegten, stand die Sorge um das Wohl und die Zukunft der katholischen Kirche, der „eine zu wichtige Position verloren“ gehen könnte, wenn dem Mädchenschutz kein Erfolg beschieden wäre: „Denn, wenn Unglaube und sittliche Verdorbenheit gerade den Teil der weiblichen Jugend anstecken, welcher dem Handwerker- und Arbeiterstand die Frauen und Mütter stellt, dann ist das ein tief zu beklagender, kaum mehr gutzumachender Schaden für die Zukunft mit unberechenbaren Folgen.“²⁰ Nach diesem Verständnis war der Mädchenschutz also Teil einer viel größeren und wichtigeren Aufgabe, denn letztlich ging es um die Zukunft der Kirche insgesamt:

¹⁸ EAF, B2-55-111.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

„Ein Erfahrungssatz lautet: ‚Wer die Jugend hat, hat die Zukunft.‘ Ja, wer die weibliche Jugend hat, hat die künftigen Familien. Sagen wir nicht: es handelt sich beim Mädchenschutz ja bloß um Mädchen – nicht um Jünglinge, nicht um Männer – also braucht man sich nicht so ins Zeug zu legen [...] Der Einfluß der Frau ist nicht nur groß und bestimmend in gebildeten Kreisen, er ist ebenso groß und bestimmend in den mittleren und unteren Volkskreisen. Wollten wir an diesen Einfluß nicht mehr glauben, so müßten wir ja bei den heutigen öffentlichen Verhältnissen an der Zukunft unseres Volkes verzweifeln. Wenn wir aber an diesen Einfluß glauben, dann müssen wir der Schutz- und Bewahrarbeit an der weiblichen Jugend die größte Bedeutung zumessen. Die Mädchen, welche der Mädchenschutz beschützen und bewahren will, werden zu einem guten Teil die Frauen und Mütter in unsern Handwerker- und Arbeiterkreisen. Wenn wir diese Mädchen unsern katholischen Idealen, Gott und der Kirche und der Tugend verloren gehen lassen, so gehen uns nicht einzelne Seelen verloren, nein, ganze Familien und kommende Geschlechter.“²¹

Die Konzeption des Mädchenschutzes basierte von Anfang an auf einem idealistischen Ansatz, auf Freiwilligkeit und Ehrenamtlichkeit. Dennoch benötigte der Verband Geld: Plakate mussten gedruckt werden, um auf Bahnhöfen und in Hotels auf die Existenz und die Tätigkeit des Verbandes aufmerksam zu machen. Die Mitarbeiterinnen der Bahnhofsmision mussten als solche kenntlich sein und „Schleifen“ tragen – gelbweiße Armbinden, wie sie bis heute üblich sind. Durch den regen Schriftverkehr entstanden Portokosten, und für den Büroraum der Geschäftsstelle musste Miete bezahlt werden. In den Jahren 1910 bis 1912 beliefen sich die Ausgaben auf Beträge zwischen etwa eintausend und eintausendvierhundert Mark. Als Einnahmequelle standen insbesondere die Beiträge von Pfarrgemeinden zur Verfügung.

In der Tat überstiegen in den ersten Jahren die Einnahmen die Ausgaben, sodass der Verband schon nach drei Jahren Rücklagen in Höhe von mehr als 600 Mark hatte bilden können. Die Anfänge waren also vielversprechend: Der Aufbau eines Netzes von „Bahnhofsmisionärinnen“ und Vertrauenspersonen war rasch und recht umfassend gelungen, die Finanzierung war fürs Erste gesichert, wenngleich sie nur gelingen konnte, weil die eigentliche Arbeit ehrenamtlich verrichtet wurde.

²¹ EAF, B2-55-111, Tätigkeitsbericht von Hofkaplan Nopp für die Generalversammlung 1913.

Probleme in der Praxis

Und doch – so recht zufrieden konnte niemand sein, denn für eine wirklich sinnvolle und ergiebige Tätigkeit fehlte dem Mädchenschutz das Wesentliche: Die Klientel. Hofkaplan Nopp verbalisierte diese enttäuschende Erfahrung in seinem Referat auf der Generalversammlung 1913: *„Wir haben nun im Mädchenschutz eine wunderschöne Organisation: eine Menge opferwilliger Kräfte ist geweckt – edle Frauenseelen, welche es verstanden haben, daß die Gottesliebe nicht Wort ist, sondern Tat, daß die echte Frömmigkeit handelt und Opfer bringt. Unsere Bahnhofsmisionärinnen stehen zum edlen Kampf auf den Bahnhöfen bereit, unsere Netze sind ausgespannt – aber siehe da, die Vögel fliegen über die Netze weg, die Mädchen vom Land gehen achtlos an unseren Missionärinnen vorüber oder weisen ihre Hilfe vielleicht noch mit barschen Worten ab.“*²²

Selbstverständlich konnte Nopp diesen Umstand erklären. Dass ein gewisser Teil der Mädchen von vornherein nichts mit den mitunter ältlichen *„Missionärinnen“* zu schaffen haben wollte war ihm durchaus klar – *„es sind die leichtsinnigen Naturen, welche die Gefahr lieben und suchen, welche in die Städte ziehen, um freier zu sein, um dem wachenden Auge der Mutter und des Seelsorgers zu entrinnen.“*²³ Mit diesen Mädchen wollte Nopp sich und dem Mädchenschutzverband nicht allzu viel unnütze Arbeit machen, wobei er als Seelsorger sich ihnen gegenüber natürlich nicht völlig verschließen durfte. Viel entscheidender, so Nopp, war es, sich derjenigen verstärkt anzunehmen, die *„die Einrichtungen des Mädchenschutzes ignoriert[en]“*, weil sie gar nichts von ihnen wussten.²⁴ Für Nopp war also eine zentrale Aufgabe der nächsten Jahre die Propaganda: *„Aufklärung, Orientierung über den Mädchenschutz gerade in den Kreisen der Landmädchen tut uns daher dringend not. Erst dann, wenn die Mädchen im kleinsten Dorf die gelb-weiße Schleife und Farbe kennen, wird unsere Tätigkeit vom erstrebten Erfolg begleitet sein.“*²⁵

Eine Schlüsselrolle sollte dabei den Seelsorgern zukommen, die *„die ersten und wichtigsten Bundesgenossen“* seien. Nopp ging sogar so weit, *„die Mitarbeit des Klerus“* zur *„Lebensfrage“* für den Mädchenschutz zu

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd.

erklären, da ohne diese Mithilfe die „Kräfte zur Hälfte lahmgelegt“ seien und „nur spärliche Früchte“ am Baum des Mädchenschutzes wachsen könnten.²⁶ Nopp stellte sich diese Mitarbeit folgendermaßen vor:

„Der Pfarrer muß die Mädchen seiner Gemeinde und deren Eltern über die Gefahren der Großstadt und über die Einrichtungen des Mädchenschutzes belehren. Er kann dies zunächst dadurch tun, daß er ein Plakat des Mädchenschutzes an der Kirchentüre anbringt, aber auch in anderen Lokalen, auf welche seine Macht oder sein Einfluß sich erstreckt [...] Eine weitere Gelegenheit, um den Mädchenschutz bekannt zu machen, bieten dem Seelsorger die Kanzel, die Krankenbesuche oder sonst der tägliche Verkehr [...] Den Eltern müssen unter vier Augen die Gefahren der Großstadt ohne jede Bemäntelung geschildert werden [...] Die Töchter selbst sind schon in den oberen Schulklassen, namentlich aber in der Christenlehre aufzuklären. Durch diese Aufklärung müssen ihnen die Vorurteile gegen den Mädchenschutz genommen, seine Notwendigkeit muß unter diskreter Darlegung der Gefahren geschildert, mit seinen Einrichtungen müssen die Mädchen bekannt gemacht werden [...] Alle Belehrungen werden jedoch nur dann Erfolg haben, wenn sie nicht bloß einmal im Jahre ergehen, sondern öfters bei gegebenen Gelegenheiten wiederholt werden. Hier ist einmal wirklich keinmal. Die Versammlungen des Müttervereins, der Jungfrauenkongregation geben dem Seelsorger ebenfalls willkommenen Anlaß, über den Mädchenschutz zu sprechen [...] Wenn in dieser Weise und fortgesetzt der Seelsorgeklerus sich um den Mädchenschutz interessieren und seine Aufgaben bekannt machen würde, dann wäre die Stunde nicht fern, wo unsere Bahnhofsmisionärinnen sich nicht mehr über zu wenig Arbeit, sondern über zu viele Arbeit beklagen müßten und wo die Arbeit der Fürsorgevereine nicht immer mehr zu-, sondern abnehmen würde. Dann könnten ohne Zweifel Hunderte und Tausende unsterblicher Seelen vor zeitlichem und ewigem Verderben bewahrt werden.“²⁷

Exkurs: Das Amt des Diözesanpräses

In den ersten Jahrzehnten kam dem Amt des geistlichen Leiters, des Präses, eine enorme Bedeutung zu. Er war es, der den Verband nach

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd.

außen vertrat, mit dem Erzbischöflichen Ordinariat verhandelte und Kontakte zu kommunalen und staatlichen Stellen auf angemessener protokollarischer Ebene pflegen konnte. Der Diözesanpräses war es auch, der bei den Generalversammlungen öffentlich Rechenschaft ablegte, in theoretisch-programmatischen Aufsätzen, Zeitungsartikeln und Vorträgen gewissermaßen ein Sprachrohr für den Verband darstellte, die inhaltliche Ausrichtung maßgeblich prägte und so etwas wie die „Richtlinienkompetenz“ besaß.

Die Tatsache, dass dieses Amt lange Zeit geradezu routinemäßig mit der Aufgabe als Erzbischöflicher Hofkaplan verknüpft war, zeigt, welchen Stellenwert man im Ordinariat dem Mädchenschutz beimaß. Der Hofkaplan gehörte nicht zur obersten Ebene der kirchlichen Hierarchie in der Erzdiözese – ein Domkapitular oder gar Weihbischof hätte dem Amt und somit auch dem Verband sicherlich mehr Gewicht verliehen. Andererseits war der Hofkaplan stets in unmittelbarer Nähe des Erzbischofs, sodass der Diözesanpräses auf informellem Wege möglicherweise mehr erreichen und bewegen konnte als ein höherrangiger Mitarbeiter der bischöflichen Kurie.

Der erste Präses, Augustin Hieronymus Franziskus Nopp, wurde am 31. Dezember 1869 in Philippsburg geboren und am 10. Januar 1870 getauft.²⁸ Seine Eltern waren der Kaufmann und spätere Philippsburger Bürgermeister Hieronymus Nopp und Katharina geb. Klein. Nachdem er bis zur achten Klasse die Volksschule in seiner Heimatstadt besucht hatte, kam er im Alter von elf Jahren auf das Gymnasium in Heidelberg, wo er im Juli 1888 die Reifeprüfung ablegte. Mit großer Offenheit beschreibt er im Lebenslauf, den er dem Antrag um Aufnahme ins Priesterseminar beilegen musste, auf welchen Wegen und Umwegen er zu seiner Berufung gefunden hatte:

„Schon als Knabe hegte ich den Gedanken, einstens Priester zu werden. In dem Jahre meiner ersten hl. Kommunion wurde dies zum festen Entschluß. Doch dieser Entschluß kam bald wieder ins Wanken. Erst in den beiden letzten Jahren, in Unter- und Oberprima kam eine solche Neigung zum geistlichen Stande, daß es mir klar wurde, von Gott dazu berufen zu sein. Ich begab mich daher zu Anfang des Wintersemesters 1888/89 zum Studium der Theologie nach Würzburg, wo durch das Studium selbst mein

²⁸ Vgl. zur folgenden Kurzbiografie EAF, Priesterkartei, sowie Personalakte Nopp († 1915).

Willensentschluß fester wurde. Da ich überzeugt bin, daß der liebe Gott mir Beruf zum Priester gegeben hat, so will ich mich ganz, meinen ganzen Willen, so lange ich lebe, in den Dienst Gottes und seiner hl. Kirche stellen.“

Die Priesterweihe empfing Nopp, der den größten Teil seines Studiums als Zögling des dortigen „*Clericalseminars*“ in Würzburg absolviert hatte, am 6. Juli 1892 und erhielt anschließend seine erste Vikarstelle in Baden-Baden. Im April 1894 wurde er Präfekt im Erzbischöflichen Knabenkonvikt Tauberbischofsheim. Dort verfestigte sich in ihm immer mehr der schon länger gehegte Wunsch, in den Benediktinerorden einzutreten. Er sei, schreibt er, „*nach zweijähriger reiflicher Überlegung und Prüfung*“ zu dem Ergebnis gekommen, „*von Gott zum Ordensstande berufen*“ zu sein. Vom Beuroner Erzabt hatte er sich bereits die Zusage geben lassen, jederzeit ins Noviziat eintreten zu können, und so richtete er am 29. Oktober 1895 das Gesuch an das Erzbischöfliche Ordinariat, „*ihm den Eintritt ins Kloster gestatten bzw. ihn seiner jetzigen Stellung entheben zu wollen*“.

Die Reaktion war sehr verhalten: „*Wir sind weit entfernt, einem von Gott kommenden Berufe Hindernisse in den Weg legen zu wollen. Aber z. Z. sind wir nicht in der Lage, Ihrem Gesuch entsprechen zu können. Sie müssen mindestens noch den Schluß dieses Studienjahres abwarten. Wenn Sie also etwa im Juni od. Juli 1896 Ihr Entlassungsgesuch wiederholen, hoffen wir, demselben entsprechen zu können.*“ Offenbar ist Nopp diesem Rat nicht gefolgt, denn er übernahm im September 1896 das Amt eines Repetitors im Priesterseminar St. Peter. Im Februar 1898 wurde er aus Gesundheitsgründen zunächst nur für einige Wochen beurlaubt, nahm jedoch seinen Dienst in St. Peter nie wieder auf. Stattdessen ernannte ihn der Ende September 1898 inthronisierte neue Erzbischof Thomas Nörber, der Nopp wohl schon während dessen Vikarszeit in Baden-Baden kennen gelernt hatte, zu seinem Hofkaplan. Kurz nach dem 45. Geburtstag, am 28. Januar 1915, erkrankte Nopp so schwer, dass er zunächst einmal bis Ende Juli 1915 beurlaubt wurde. Vom 30. März 1915 an lebte er im Haus seiner Schwester in Mannheim, ohne freilich jemals wieder zu genesen und in seine Ämter zurückzukehren. Sein Nachruf im „*Necrologium Friburgense*“ charakterisiert Nopp folgendermaßen:

„Ein freundliches, heiteres Wesen, verbunden mit angenehmen, verbindlichen Umgangsformen, zeichneten Hofkaplan A. H. Nopp schon in jungen Jahren aus. Neben den verschiedenen Aufgaben seines Amtes war

er mit besonderem Eifer und großer Liebe auf dem Felde der Caritas tätig. Mädchenschutz und Dienstbotenfürsorge waren seine Hauptarbeitsgebiete. Als Diözesanpräses der katholischen Mädchenschutzvereine der Erzdiözese Freiburg schuf er die große Organisation, die heute den Verein bis in die kleineren Orte Badens eingeführt und bekannt gemacht hat. Gerade die Aufklärung der ländlichen Bevölkerung durch die von ihm persönlich gewonnenen Vertrauenspersonen, der Schutz der reisenden Mädchen durch die katholische Bahnhofsmission und die fürsorgliche Unterbringung der Stellenlosen in katholischen Heimen lag ihm vor allem am Herzen [...] Seine gediegenen Vorträge [...] in den Vereinsversammlungen der Frauenorganisationen von Stadt und Land, auf mehreren Caritastagen und Mädchenschutzkongressen innerhalb und außerhalb der Erzdiözese zeigten ihn als geschätzten Fachmann und angenehmen Redner, der auch ernsten Dingen ein Körnchen goldenen Humors beizugeben wußte.“²⁹

Ein Diözesanpräses, der das Spiel auf den ihm zur Verfügung stehenden Instrumenten von Anfang an virtuos beherrschte und im Lauf seiner langjährigen Tätigkeit umfassendes Wissen erwerben und gezielt einsetzen konnte, war Friedrich Helm (1886–1963).³⁰ Helm, der aus einem gut situierten Elternhaus stammte, hatte materielle Not nie am eigenen Leib erfahren müssen. Seinen tief religiösen Eltern, die bei seiner Erziehung Wert auf gute Umgangsformen und sicheres Auftreten gelegt hatten, war es zugleich gelungen, ihm Ehrfurcht und Respekt vor jedem Menschen zu vermitteln, und sie hatten ihm ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen in die Nöte anderer mitgegeben. Alois Eckert charakterisierte ihn in einem sehr persönlich gehaltenen Nachruf folgendermaßen:

„Seinen Mitstudierenden im theol[ogischen] Konvikt ist er mit einer fast übertriebenen Höflichkeit begegnet. An dieser Vornehmheit hielt er bis zu seinem Tode fest. Es war nicht angelebte äußere Form (Etikette!). Es kam von seiner Hochachtung vor dem Christen-Bruder. Von besonderer innerer Hochachtung war Helm gegen den Vertreter der Kirche er-

²⁹ „Necrologium Friburgense“, in: FDA 44 (1916), S. 64.

³⁰ Vgl. EAF, Priesterkartei, sowie Personalakte Helm († 1963). Geboren am 10. März 1886 in Heidelberg, zum Priester geweiht am 2. Juli 1913 durch Erzbischof Thomas Nörber. Nach kurzer Vikarszeit Ende April 1915 Hofkaplan und persönlicher Sekretär der Erzbischöfe Thomas Nörber und Karl Fritz, 1931 Ordinariatsrat und Referent für Liturgie, die Erzbischöflichen Kinderheime sowie Mesner und Organisten. 1959 pensioniert, verstorben am 25. Juni 1963, wenige Tage vor dem goldenen Priesterjubiläum.

füllt und dies umso mehr, je höher der Rang war. Ich habe Helm nie ein geringschätziges Wort über einen Mitmenschen reden hören. Selbst offenkundige Schwächen und Fehler hat er entschuldigt und verständlich zu machen versucht. Angriffe auf die Kirche und deren Vertreter hat er entschieden zurückgewiesen. Über sie und auch ihre Vertreter wollte er nur das Gute hören und aussagen. Die Kirche ging Helm so sehr über alles, daß er das Menschliche an ihr und den Vertretern nicht sehen wollte [...] In seiner ehrerbietigen Haltung gegenüber den Vertretern der Kirche ließ sich Helm durch nichts und nie erschüttern. Er ließ sich auch nie eine Kränkung anmerken, obwohl er solches sehr spürte [...] Die beiden Spezialgebiete der Caritas, die geistliche Betreuung der Mädchenschutzvereine und der Bahnhofsmision sowie die Seelsorge für die Hotel-Angestellten hat Helm von 1915 an bis zu seinem Tod mit letzter Hingabe ausgeübt [...] Von seinen laufenden Einnahmen verwendete er alles, was er erübrigen konnte, für die Armen, die auch an sein Krankenbett kamen. Sein Auftreten war bei aller Vornehmheit seines Wesens sehr bescheiden, ja arm. Er gönnte sich keine Bequemlichkeiten und keine Ferien. Solange seine Schwester, die leidend war, lebte, ging er mit ihr in Ferien, aber nur ihretwegen. Als sie gestorben war, nahm er als Ferien Aushilfsstellen in der Diaspora.³¹

Maßgeblich gefördert worden war Helms soziales Bewusstsein wohl dadurch, dass er, abseits aller materiellen Not, dennoch erfahren hatte, was es heißt, existenziell bedroht zu sein, schien doch seine Berufung zum Priestertum zeitweilig schwer gefährdet: Nach dem Abitur, das er 1907 in seiner Heimatstadt Heidelberg abgelegt hatte, war ihm die Aufnahme ins Erzbischöfliche Theologische Konvikt mit dem Verweis auf seine schwache Gesundheit verwehrt worden. Erst 1909, nachdem er zunächst einige Semester Jura, Philosophie und Volkswirtschaftslehre studiert hatte, wurde er unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg aufgenommen. Nach der Ordination 1913 absolvierte er zwei Dienstjahre als Vikar. 1916 wurde er Diözesanpräses des Mädchenschutzverbandes und versah dieses Amt fast fünf Jahrzehnte lang mit viel Einsatz. Erst als er, kurze Zeit vor seinem Tod, aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage war, der Aufgabe wirklich gerecht zu werden, legte er sie in jüngere Hände.

³¹ EAF, Personalakte Helm († 1963). Vgl. auch den Nachruf im „Necrologium Friburgense“ in: FDA 89 (1969), S. 513–516.

Neue Aufgaben und Herausforderungen

In der Folgezeit wurde immer mehr deutlich, dass sich der Mädchenschutz nicht erlauben konnte, seine Aktivitäten auf die Bahnmissionsmission in den Großstädten – und nur an einzelnen Wochentagen – zu beschränken. Zunächst einmal aber stagnierte die Entwicklung, wobei sicherlich die Erkrankung von Diözesanpräses Nopp und sein überraschender Tod am 14. Juli 1915 eine wesentliche Rolle spielte. Erst knapp ein halbes Jahr später, am 22. Januar 1916, ernannte Erzbischof Thomas Nörber mit dem neuen Hofkaplan Friedrich Helm einen Nachfolger. An der Stagnation, die in den Aktivitäten des Mädchenschutzes seit 1913 eingetreten zu sein scheint, ändert freilich auch Helms Berufung zunächst nicht viel. Maßgeblich hierfür war vor allem der Erste Weltkrieg, der immer mehr den Alltag bestimmte. Auch auf den Mädchenschutz kamen ganz neue und schwierige Herausforderungen zu – erstaunlicherweise ist die schriftliche Überlieferung äußerst spärlich. Die wenigen in den Kriegsjahren aktenkundig gewordenen Aktivitäten gingen meist von Verbänden außerhalb der Erzdiözese Freiburg aus und betrafen fast ausschließlich die Bahnmissionsmission sowie die Wohnraum- und Stellenvermittlung.

In der ersten Generalversammlung nach dem Krieg, die am 2. Juli 1920 im St. Anastift in Freiburg stattfand, berichtete Präses Helm über die Tätigkeiten in den zurückliegenden Jahren, ohne freilich viel Konkretes zu benennen:³² Die Arbeit, so sagte er, habe vielfach umgestaltet werden müssen, um dem „dreifachen Zweck“ dienen zu können, nämlich „1) vor Abwanderung zu warnen, 2) auf der Reise behilflich zu sein, 3) beim Endziel der Reise eine Stelle und Anschluß an die Landesvereine zu vermitteln“.³³ Den Schwerpunkt der Arbeit bildete nach wie vor die Bahnmissionsmission, die durch „das Zurückströmen der Auslandsdeutschen zu Anfang des Krieges und nach Friedensschluß“ besonders gefordert war. Unterstützt wurden darüber hinaus insbesondere die „Elsässer Flüchtlinge“ und die „nach Warschau, nach Bukarest und Konstantinopel“ auswandernden Menschen. Innerhalb Badens sei es durch entsprechende Eingaben an die Direktion der Badischen Staatseisenbahn gelungen, „Mißstände, die sich während des Krieges herausgebildet hatten und unter denen die werktä-

³² EAF, B2-55-111.

³³ EAF, B2-55-111, Tätigkeitsbericht von Hofkaplan Helm für die Generalversammlung 1920.

tigen Frauen auf ihrer Fahrt zu und von der Arbeitsstätte zu leiden hatten“, abzustellen – welcher Art diese „Mißstände“ gewesen seien, sagte der Präses leider nicht.³⁴

Einen nicht nur in Helms Augen besonders wichtigen Erfolg hatte der Mädchenschutzverband „in Sachen der Fürsorge für die beim Militär beschäftigten weiblichen Hilfskräfte“ zu verzeichnen: „Die dem Mädchenschutzverein zugesandte Grundliste mit Angabe der Wohnung, Beschäftigungsart und Konfession der Arbeiterin verschaffte dem Verein in ganz Baden den gewünschten Zugang zu diesen Hilfskräften, doch konnte er weniger in sozialer als in religiöser Hinsicht günstig beeinflussen, namentlich durch Abhaltung von Exerzitienvorträgen in Freiburg und Mannheim.“³⁵

Wichtiger als die Rückschau war dem Mädchenschutzverband im Jahr 1920 jedoch der Blick nach vorn – in der Tat waren die Aufgaben, die auf ihn zukamen, größer denn je. Dazu bedurfte es nach wie vor eines tatkräftigen Vorstandes, einer hinreichenden finanziellen Grundlage, ideeller, publizistischer und auch materieller Hilfe durch all die kirchlichen und staatlichen Stellen, um deren Unterstützung man sich schon vor dem Krieg bemüht hatte. Der neu gewählte Vorstand, der den Verband in die Zukunft führen sollte, setzte sich zum großen Teil aus bewährten Kräften zusammen: Erste Vorsitzende war wieder Ida Kuenzer, Betty Orff und Margarethe Kinkel waren ebenso dabei wie Dompfarrer Brettle und Prälat Werthmann.³⁶ Außer diesen bewährten Kräften gehörten dem Vorstandsgremium noch an Frau Sträter, die Leiterin der Mannheimer Bahnhofsmision, Frau Mohr aus Konstanz, Maria Kuenzer, die das Amt der Schriftführerin innehatte, sowie die geistlichen Herren Rektor Dr. Bernhard Jauch, Dompräbendar Dr. Albert Kieser, Stadtpfarrer August Heinrich Stumpf aus Karlsruhe, St. Bernhard, und Caritassekretär Alois Eckert.

Finanziell stand der Verein scheinbar nicht schlecht da, hatten doch in den Jahren 1916 bis 1919 die Einnahmen die Ausgaben fast immer überstiegen. Dennoch war die Perspektive düster, da in der nächsten Zeit die Plakate neu gedruckt werden mussten. Allein für die an den Kirchentüren anzubringenden Exemplare sollten die Druckkosten rund 40 000 Mark

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd.

³⁶ Hierzu und zum Folgenden vgl. EAF, B2–55–111, Tätigkeitsbericht Helm sowie weitere Unterlagen zur Generalversammlung 1920.

betragen – diese Summe konnte der Verein ohne kräftige Unterstützung durch Spenden nicht aufbringen.

Auch auf anderen Wegen hatte der Verein in den letzten Jahren auf sich aufmerksam gemacht: Das Erzbischöfliche Ordinariat wies immer wieder im Amtsblatt auf die Bedeutung und die Aktivitäten des Mädchenschutzes hin. Zeitschriften wie „*Caritas*“ oder die „*Freiburger Vereinskorrespondenz*“ brachten „*aufklärende Aufsätze*“. Darüber hinaus wurden Flugblätter verteilt, Vorträge im Priesterseminar St. Peter, bei Caritaslehrgängen und an der Caritasschule gehalten und Tagungen in verschiedenen Städten durchgeführt. Ebenfalls der Werbung sollte schließlich die Zeitschrift „*Der Mädchenschutzverein*“ dienen, die der deutsche Nationalverband seit 1919 im Selbstverlag herausgab.

Teilweise noch Zukunftsmusik waren jene Projekte, über die auf der Generalversammlung 1920 berichtet wurde: Zum einen wollte sich der Verein, in enger Zusammenarbeit mit der Internationalen Zentrale in Fribourg, verstärkt jener Mädchen annehmen, die zur Arbeit in die Schweiz gingen. Dazu hatte man im April 1920 begonnen, „*die Adressen aller aus Baden einreisenden Mädchen dem schweizerischen Mädchenschutzverein sowie dem Heimatpfarramt der Ausgewanderten*“ mitzuteilen. Zugleich wollte man auf die auswandernden Mädchen dahingehend einwirken, dass sie versuchen sollten, in den katholischen Gegenden der Schweiz Arbeit zu finden.

Zum anderen hatte der Verband Ende des Jahres 1919 damit begonnen, sich fürsorglich der weiblichen Hotelangestellten anzunehmen. Auf diesem Gebiet gab es schon Vorbilder in zwei „*nichtkatholischen Organisationen*“ in Heidelberg und Stuttgart sowie in einzelnen Schweizer Städten. Im Dezember 1919 fanden in Erlenbad erstmals „*Exerzitien für weibliche Hotelangestellte*“ statt, in Freiburg, Heidelberg und Karlsruhe wurden Informationsveranstaltungen durchgeführt und in Konstanz schließlich „*fanden an drei aufeinanderfolgenden Tagen in der Fastenzeit religiöse Übungen für diese Kreise statt*“. Zu guter Letzt wurde dann noch, im Februar 1920, in Freiburg der „*Badische Landesausschuß für kath. Hotel- und Gasthofangestellten-Seelsorge*“ gegründet.

Auch der „*Verband caritativer Stellenvermittlungen in Baden*“, der „*durch Personal- und Finanzunion mit dem Mädchenschutz*“ vereinigt war, hatte seine Aktivitäten in der unmittelbaren Nachkriegszeit wieder verstärken können. Dabei wurden alle 13 Vermittlungsstellen, die es in den Städten Baden-Baden, Bruchsal, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe

(drei Stellen), Konstanz, Mannheim, Mosbach, Offenburg, Rastatt und Säckingen gab, „den neuzeitlichen Verhältnissen entsprechend einheitlich eingerichtet und mit Kartothekkasten und -Karten versehen, sodaß sie bürotechnisch den städtischen Arbeitsnachweisen voll und ganz ebenbürtig“ wurden. Eine bis ins jeweilige Gründungsjahr der einzelnen Stellen zurückreichende Gesamtstatistik ergab die beeindruckenden Zahlen von 259 378 anfragenden „Herrschaften“, 199 790 anfragenden „Dienstboten“ und 114 638 erfolgreichen Stellenvermittlungen.

In den Jahren nach 1920 baute der Mädchenschutzverein sein Angebot in mancherlei Hinsicht weiter aus, wie Präses Helm in seinem Rechenschaftsbericht vom September 1922 vermerkte.³⁷ Wichtigste Aufgabe war nach wie vor die Bahnhofsmission. Lorbeeren seien damit zwar kaum zu gewinnen, doch könne „edle Arbeit getan werden zur Rettung unsterblicher Seelen“, wie der Wiesbadener Stadtpfarrer Dr. Hüfner sagte, der als geistlicher Beirat des Nationalverbandes an der Versammlung in Karlsruhe teilnahm.³⁸ Damit die Bahnhofsmission wirklich erfolgreich sein könne, bedürfe sie „einer planvollen zielbewußten Organisation und dann vor allem des selbstlosen dienenden Geistes der christlichen Liebe“. Dies sei nur zu erreichen durch „eine gründliche fachliche und aszetische Schulung der Mitarbeiterinnen“, die außerdem „mit dem Geiste der Zeit völlig vertraut sein und vor allem die Menschen verstehen können“ sollten.

Weitere zwei Jahre später, bei der Anfang Oktober 1924 in Heidelberg stattfindenden Generalversammlung, musste Präses Helm neue Herausforderungen konstatieren, konnte aber auch Erfolge vermelden. In der Einleitung stellte er daher, nicht ohne Stolz, zunächst fest, „daß die schwere Zeit der allgemeinen Not den Verband in seinem Wirken nicht hatte hemmen können, daß sie vielmehr ihn noch weiter zu ernster Arbeit angespornt hat, zur Arbeit an der weiblichen Jugend, die durch unsere Zeit des Materialismus ganz besonders gefährdet ist“.³⁹

Unter den Erfolgen, die Helm hervorhob, war die Tatsache, dass sich die Reichsbahndirektion Karlsruhe zunächst versuchsweise dazu

³⁷ EAF, B2-55-111, Tätigkeitsbericht von Hofkaplan Helm für die Generalversammlung 1922.

³⁸ Hierzu und zum Folgenden vgl. EAF, B2-55-111, Tätigkeitsbericht Helm sowie weitere Unterlagen zur Generalversammlung 1922.

³⁹ EAF, B2-55-111, Tätigkeitsbericht von Hofkaplan Helm für die Generalversammlung 1924.

bereitgefunden hatte, „*eigene Abteile für die Arbeiterinnen in den Berufszügen*“ einzuführen. Der Zentrumsabgeordneten Clara Siebert⁴⁰ war es gelungen, den Badischen Landtag zur Bewilligung einer regelmäßigen finanziellen Unterstützung für die Bahnhofsmision zu bewegen. Die Städte Freiburg und Karlsruhe gewährten den „Missionärinnen“ neuerdings Freifahrkarten für die Straßenbahn. In Freiburg sollte die Bahnhofsmision endlich ein eigenes Zimmer erhalten, wie es ihr in anderen Städten schon länger zur Verfügung stand. Die bisher wenig befriedigende Zusammenarbeit mit den Schulen sollte dadurch zukünftig verbessert werden, dass mit „*Frl. Egetmeyer, Hauptlehrerin an der Mädchenfortbildungsschule in Freiburg*“ ein neues Mitglied in den Diözesanausschuss berufen wurde.

Ein besonderes Sorgenkind des Verbandes war schließlich „*die Sorge für die Obdachlosen, deren Zahl seit Kriegsende noch nie so groß war als in der Gegenwart*“. Allein in Freiburg sprächen täglich Hunderte von Frauen und Mädchen auf der Suche nach Stellen und Unterkunft bei den kommunalen, konfessionellen und privaten Stellenvermittlungen vor, doch nur den wenigsten könne geholfen werden. Die Situation werde dadurch noch verschärft, dass es auch in der Schweiz und in Holland kaum noch Stellen gebe und daher zahlreiche Mädchen von dort zurückkehrten. Wie dramatisch die Lage sei, könne man daraus ersehen, dass allein in der Stadt Freiburg Tag für Tag durchschnittlich vier bis zehn Mädchen „*wegen Bettel, Obdachlosigkeit und unter dem Verdacht sittlicher Vergehen*“ der Polizei vorgeführt werden müssten. Mit eigenen Mitteln konnte der Verband wenig tun, doch appellierte er immer wieder an „*alle dazu berufenen Instanzen in Staat, Stadt und Kreis*“, dafür zu sorgen, „*daß möglichst bald bestehende konfessionelle Heime erweitert oder neue errichtet werden*“. Immerhin sei dies, wie auch einzelne Politiker längst erkannt hatten, „*eine der dringendsten vorbeugenden Schutz- und Fürsorgeaufgaben von weitgehender Bedeutung für das Volksganze*“. Überaus wichtig aber sei, mahnte Helm zum wiederholten Male den Seelsorgsklerus, dass „*die Mädchen auf dem Lande aufs ernsteste vor unüberlegter und unvorbereiteter Zureise in die Stadt gewarnt werden*“.⁴¹

⁴⁰ Vgl. Badische Biographien, Neue Folge 3, S. 255; Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Band 22, S. 373.

⁴¹ EAF, B2-55-111, Tätigkeitsbericht von Hofkaplan Helm für die Generalversammlung 1924.

Vom Nationalverband initiiert, aber gleichwohl auch für den Diözesanverband von großer Bedeutung, war eine weitere Neuerung: Die Zeitschrift „*Mädchenschutz*“, die im Jahr 1924 erstmals erschien. Zur Jahreswende 1924/25 gab Monsignore Prof. Dr. Wilhelm Liese⁴² vom Deutschen Caritasverband der Zeitschrift in einem programmatischen Artikel seine besten Wünsche mit auf den Weg:

„Was braucht unsere neue Zeitschrift vor allem? Ein Herz. Wer bei der Jugend etwas erreichen will, muß sein Herz zum Pfande setzen. Wahrhaft Tiefes und Großes wird überhaupt nur erreicht, wo man mit dem Herzen dabei ist. Ich glaube, Frauen haben dafür von vornherein viel Verständnis – sie werden nicht glücklich bei grübelnder Verstandesarbeit, sondern nur, wenn das Gemüt mitsprechen kann. Daher ist dringend zu wünschen, daß recht viel mütterlich gesinnte Frauen an der neuen Zeitschrift mitarbeiten [...] Was will die neue Zeitschrift Besonderes geben? Vertrauen. Ohne Vertrauen kann man nicht seelsorgerlich arbeiten [...] Vertrauen auf Gott, der jeden guten Willen mit seiner Gnade segnet – Vertrauen auf Menschen [...] Immer wieder will der ‚Mädchenschutz‘ das Vertrauen hegen und fördern: Schwarzseher können wir in unserer Arbeit nicht gebrauchen. Freilich auch keine Schwärmer. Wir brauchen vertrauende Menschen: Menschen, die aus eigener Erfahrung noch wissen, wie viel man in der Jugend zu ringen hat mit Schwächen und Fehlern, wie gern man aber auch ausschaut nach ewigen Sternen [...] Und nun, lieber ‚Mädchenschutz‘, zieh fleißig hinaus, klopf an die ‚Herzen‘ der Frauen und bring ihnen ‚Vertrauen‘ zum Segen der treuen Arbeit an den vielen verlassenem Mädchen und Frauen!“

Im gleichen Heft war auch eine „*Lehrprobe für das letzte Schuljahr der Volksschule*“ von Christine Teusch abgedruckt, in der beispielhaft vorgeführt wurde, wie eine Lehrerin ihren Schülerinnen die wesentlichen Grundzüge des Mädchenschutzes vermitteln könnte.⁴³ Auch hier lag der Schwerpunkt auf der Bahnhofsmision – wobei der späteren Vorsitzenden des Nationalverbandes und Reichstagsabgeordneten Teusch sehr wohl bewusst war, dass es viel sinnvoller und effektiver wäre, die jungen Mädchen und Frauen so aufzuklären, dass sie erst gar nicht der Tätigkeit der Bahnhofsmision bedürften.

⁴² Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Liese

⁴³ Christine Teusch (1888–1968) in: Rudolf Morsey (Hrsg.), *Zeitgeschichte in Lebensbildern*, Band 2, S. 202–213.

In die gleiche Kerbe schlug zum wiederholten Male Diözesanpräses Helm mit seinem Aufsatz „*Wie fördern wir den katholischen Mädchenschutz?*“. Die Notwendigkeit der Arbeit ergebe sich „*aus der großen Zahl derjenigen Mädchen, die in den Städten alljährlich an Leib und Seele den größten Schaden leiden. Gibt es doch deutsche Städte, in denen auf 100 000 Einwohner im Jahre 300 wegen sittlichen Vergehens verhaftete weibliche Personen kommen, von denen 50% bereits erkrankt sind*“. Dabei stamme „*die größte Zahl der Schützlinge stets aus dem Kreise der Dienstmädchen*“, was freilich nicht „*dem Stande als solchem*“ zum Vorwurf gemacht werden dürfe. Aber die Gefahren für sie seien besonders groß und würden „*durch die von seiten der sozialdemokratischen Dienstmädchen-Organisationen neuerdings geforderte Erlaubnis zum Ausgang auch während der Nachtzeit fortgesetzt gesteigert*“. Seine größte Sorge müsse der Mädchenschutz allerdings jenen widmen, „*die trotz Warnungen sich nicht abhalten lassen, im Auslande ihr Verdienst zu suchen [...] Da der Friede von Versailles uns zu einem armen Volke gemacht hat, ist umso mehr Vorsicht geboten, damit deutsche Mädchen im Auslande nicht zu weißen Sklavinnen herabsinken*“.

Trotz aller Aktivitäten nahm die Arbeit in den Folgejahren immer mehr zu. Da aufgrund der nach wie vor düsteren wirtschaftlichen Lage die Aussichten, Arbeit zu finden, auf dem Land weiterhin besonders schlecht schienen, hielt der Zuzug in die größeren Städte der Erzdiözese unvermindert an. Hierdurch stiegen jedoch dort Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit beängstigend an. In Freiburg hätte der „*Verein St. Marienhaus*“ ein Anwesen erworben und „*zur Linderung der Obdachlosigkeit*“ ein Heim mit zunächst 22 Betten eröffnet, wie Friedrich Helm dem Erzbischöflichen Ordinariat in seinem Tätigkeitsbericht für 1925 mitteilen konnte. In Mannheim, Pforzheim und Heidelberg hingegen sei „*die Zahl der für katholische weibliche Obdachlose zur Verfügung stehenden Betten durchaus nicht genügend*“; sämtliche Versuche, die Situation zu verbessern seien an den fehlenden Finanzmitteln gescheitert.⁴⁴

Auf den Tätigkeitsbericht, den Helm im Februar 1926 dem Erzbischöflichen Ordinariat vorgelegt hatte, erhielt der Verband schon wenige Tage später eine ausführliche und sehr anerkennende Antwort: „*Aus dem diesjährigen Tätigkeitsbericht entnehmen wir mit Genugtuung und Dank,*

⁴⁴ EAF, B2-55-111.

daß die Mädchenschutzvereine der Erzdiözese und ihr Diözesanverband auch im verflossenen Berichtsjahr nach besten Kräften ihre stille, segensreiche Arbeit getätigt haben. Heute, bei der großen nationalen und internationalen Arbeitslosigkeit, ist es wichtiger denn je, Mädchen auf dem Lande vor Abwanderung in die Städte des In- und Auslandes abzuhalten [...] Besondere Anerkennung verdient die Sorge für die Obdachlosen, die in einzelnen Städten beherzt und mit Erfolg aufgegriffen wurde. Wir wünschen dringend, daß dieses edle Werk von Klerus und Laien wirksam unterstützt und allseits gefördert wird. Angesichts der vielen jungen unerfahrenen Menschen, die jedes Jahr in den großen Städten sittlich und religiös verloren gehen, ist es eine dringende Pflicht des Klerus und der Eltern, die heranwachsende Jugend auf das segensreiche Wirken der Mädchenschutzvereine immer wieder hinzuweisen [...] Die möglichst weitgehende Aufklärungsarbeit gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Mädchenschutzvereine.“

Mädchenschutzarbeit und „Zeitgeist“

In der gegen Ende der 1920er-Jahre zunehmend unübersichtlicher werdenden politischen Situation sah sich der katholische Mädchenschutz einer unerwarteten Bedrohung gegenüber, die umso gefährlicher wirkte, als sie von Organisationen ausging, die gleichfalls etwas Gutes für Mädchen und junge Frauen tun wollten – aber in der politisch „falschen“, der „sozialistischen“ Ecke standen. In einem ausführlichen Schreiben vom August 1928 schilderte Elisabeth Denis, Generalsekretärin des Deutschen Nationalverbandes, die Gefährdungen, denen gerade katholische Mädchen vom Lande durch die sozialistische Propaganda und die Hilfsangebote sozialdemokratischer und sozialistischer Wohlfahrtseinrichtungen ausgesetzt seien.⁴⁵ Damals, als Katholizismus und Sozialismus schier unversöhnbare Gegensätze waren, als es schlechterdings undenkbar war, katholisch und sozialdemokratisch zugleich zu sein, schienen sie realistisch. Eine Gefahr sah man darin, dass die „*Arbeiterwohlfahrt*“ den Anspruch erhoben hatte, sich gleichfalls an der Bahnhofsmission beteiligen zu wollen. Weiterhin fühlte man sich katholischerseits durch Bestrebun-

⁴⁵ EAF, B2–55–112.

gen bedroht, die Stellenvermittlung ausschließlich den Arbeitsämtern zu übertragen. Und schließlich machten, so Denis, neuerdings sozialistische Organisationen gezielt Werbung „in den Kreisen katholischer ortsfremder Mädchen“.

Wenn der Nationalverband weiterhin darüber klagt, dass einzelne Ortsvereine vor allem in größeren Diasporastädten Kontakt zu interkonfessionellen Verbänden wie dem Roten Kreuz aufgenommen hätten, weil sie allein nicht in der Lage seien, die erforderliche Arbeit zu leisten, wird daraus ganz deutlich, wie sehr der katholische Mädchenschutz eine missionarische Tätigkeit sein sollte: Natürlich ging es in erster Linie darum, hilfsbedürftigen Frauen und Mädchen beizustehen, und insofern wäre gegen die Arbeit anderer Wohltätigkeitsorganisationen nichts einzuwenden gewesen. Mindestens ebenso wichtig war es aber, dass die Hilfe von katholischer Seite kam und zugleich das Ziel hatte, die betreuten Menschen in der Kirche zu halten oder sie zurückzugewinnen. Die eindeutig katholische Ausrichtung der Mädchenschutzarbeit hatte von Anfang an nie zur Disposition gestanden. Neu hingegen war die seit Ende der 1920er-Jahre erkennbare immer stärker antisozialistische Ausrichtung, die in letzter Konsequenz sogar die eigenen Ziele gefährden konnte: Solange die Bahnhofsmision genügend gutkatholische Mitarbeiterinnen rekrutieren konnte, hatte sie in der Tat keinerlei Veranlassung, sich etwa von der Arbeiterwohlfahrt helfen zu lassen. Was aber, wenn es an eigenen Leuten und Mitteln fehlte? Müssten dann nicht weltanschauliche und religiöse Bedenken zurückgestellt werden hinter das Ziel, Hilfsbedürftigen zu helfen?

Um die Arbeit der Bahnhofsmissionen zu verbessern, fand vom 2. bis 4. Januar 1928 in Freiburg ein Kurs statt, an dem rund 40 Personen teilnahmen. Neben rein praktischen Inhalten – „Hygiene und Bahnhofsmision“, „Erste Hilfe bei Unglücksfällen“ – standen auch Fragen der weltanschaulichen und religiösen Ausrichtung auf dem Programm. Praktikerrinnen und Praktiker aus der Bahnhofsmision, von der Polizei und aus dem Gesundheitswesen referierten ebenso wie Theologen aus dem Erzbischöflichen Ordinariat und vom Caritasverband.⁴⁶

Im Jahr 1930 konnte der deutsche Nationalverband, der seinen Sitz mittlerweile in Freiburg hatte, sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen

⁴⁶ EAF, B2–55–112.

feiern. Aus diesem Anlass fand die Generalversammlung vom 19. bis 21. September 1930 in Freiburg statt. Den Umstand, dass Erzbischof Karl Fritz an den Feierlichkeiten teilnahm, interpretierte Diözesanpräses Helm, völlig zu Recht, als Anerkennung der Arbeit und Bekenntnis zu den Zielen des Verbandes, der seine Tätigkeitsfelder noch einmal ausgeweitet hatte: Im Jubiläumsjahr gab es in der Erzdiözese Freiburg bereits 24 sozial-caritative Stellenvermittlungen; hinzugekommen waren im Verlauf der letzten Jahre neue Stellen in den Städten Lahr, Rastatt und Singen; in Freiburg und Pforzheim gab es nunmehr zwei Vermittlungsstellen, und in Karlsruhe war gleichfalls eine weitere Stelle hinzugekommen.⁴⁷

Einschränkungen, Behinderungen und das vorläufige Ende – Mädchenschutz im Nationalsozialismus

Im Sommer des Jahres 1933, wenige Monate nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“, erschien eine umfangreiche Broschüre des deutschen Nationalverbandes mit dem ebenso umständlichen wie aussagekräftigen Titel: *„Man fragt: Ist die katholische Mädchenschutzarbeit notwendig? Wir antworten: Laßt die katholische Mädchenschutzarbeit selbst sprechen – ihre Jugendberatung, ihre vorbeugende Jugendhilfe.“* Dass der Zeitpunkt des Erscheinens, der aus heutiger Sicht recht eigenartig wirkt, schon damals Verwunderung ausgelöst haben dürfte, wird aus dem von Elisabeth Denis verfassten Vorwort deutlich:

„Die Veröffentlichung dieser Gedanken ist seit einem Jahre vorgesehen. Mitarbeiterinnen und Seelsorger, katholische Verbandskreise und öffentliche Behörden haben ein Recht auf ein eindeutiges und zuverlässiges Material über die Verbandsarbeit und ihre Linienführung. Immer wieder haben sie ihre Wünsche nach dieser Richtung zum Ausdruck gebracht; das ist umso verständlicher, als gerade auf diesem Gebiete der Caritas Aufbau und Aufgaben nicht ohne Weiteres durchsichtig sich darbieten. Nun erscheinen diese Darlegungen zu einem Zeitpunkt, da die allgemeine Entwicklung stark im Fluß ist. Mögen sie sich in die Pläne einer vertieften und geklärten Aufbauarbeit an unserm deutschen Vaterland harmonisch

⁴⁷ EAF, B2-55-112.

einfügen. Im Mittelpunkt dieses Aufbaus steht ja die Heranbildung unserer weiblichen Jugend zur deutschen Frau und Mutter, zur fraulich-mütterlichen Wirksamkeit in Familie und Volksgemeinschaft! Mögen die Darlegungen dazu dienen, die seelsorgliche Wirkmöglichkeit des katholischen Mädchenschutzes mehr und mehr im Sinn der katholischen Aktion zu gestalten und zu entfalten, damit unser bescheidenes Werk fruchtbar werde für Vaterland und Kirche!“

Diese in Frage-Antwort-Form aufgebaute Broschüre enthält sehr viel Material zu Aufgaben und Zielen des Mädchenschutzes, jedoch keine grundlegenden programmatischen Neuerungen – macht aber zugleich deutliche Zugeständnisse an den Zeitgeist des Jahres 1933. Etwa zur gleichen Zeit wurde in der Erzdiözese Freiburg versucht, einen Überblick über das katholische Vereinswesen zu gewinnen. Entgegen den Vorschriften des Reichskonkordats hatten nämlich NSDAP-Stellen mit der Gleichschaltung begonnen. Bevor aber Erzbischof und Ordinariat versuchen konnten, dem entgegenzutreten, wollten sie möglichst genau den tatsächlichen Zustand kennen. Für den Mädchenschutzverband übermittelte Diözesanpräses Helm mit Schreiben vom 24. August 1933 die erforderlichen Angaben.⁴⁸ An der Spitze stand demnach zu jenem Zeitpunkt die Schriftführerin und zweite Vorsitzende Maria Kuenzer, während der Posten der ersten Vorsitzenden vakant war. Es gab insgesamt 12 Ortsvereine, die als ihre wesentlichste Dienstleistung die Bahnhofsmision anboten, wenn auch in stark unterschiedlichem Umfang. Während beispielsweise in Baden-Baden oder Lörrach die Bahnhofsmision nur auf Anmeldung aktiv wurde, stand sie in Pforzheim, aber auch in Freiburg, regelmäßig zu bestimmten Uhrzeiten zur Verfügung. Und in den beiden größten Städten der Erzdiözese, in Karlsruhe und Mannheim, bot sie sogar einen Bereitschaftsdienst rund um die Uhr.

An der Spitze jedes Ortsvereins stand eine gewählte Vorsitzende, die gemeinsam mit dem Präses – in der Regel war es einer der Stadtpfarrer – die Geschicke des Vereins lenkte. Freiburger Vorsitzende war etwa die als Schriftführerin auch im Diözesanverband tätige Maria Kuenzer, und in Heidelberg leitete mit Maria Helm eine Verwandte des Diözesanpräses den Verein. In kleineren Städten oder Gemeinden – Buchen, Gottmadingen, Hechingen, Heitersheim, Immendingen, Meßkirch, Mosbach, Ra-

⁴⁸ EAF, B2-55-112.

dolfzell, Säckingen, Überlingen, Villingen und Waldshut – gab es Vertrauensstellen, die teils beim örtlichen Pfarramt, teils in Dienstboten- oder sonstigen Wohnheimen, teils unmittelbar bei einzelnen Frauen aus der Pfarrei angesiedelt waren.

Dem Mädchenschutzverband durch eine ähnliche Zielrichtung der Arbeit – und durch die Person des Präses – eng verwandt, aber doch in einem eigenen Verband organisiert, waren die insgesamt 20 caritativen Stellenvermittlungen, die zum Teil schon auf eine erheblich längere Wirkungsdauer zurückblicken konnten. Am ältesten war, Helms Angaben zufolge, die Vermittlungsstelle im Baden-Badener Marienheim, die schon 1880 gegründet worden war, am jüngsten diejenige im Elisabethenhaus zu Singen, die ihre Tätigkeit erst 1927 aufgenommen hatte. Alles in allem hatten bei diesen Vermittlungen bis zum Ende des Jahres 1932 rund 490 000 stellensuchende Hausmädchen und etwa 510 000 potenzielle Arbeitgeber angefragt – und immerhin rund 250 000 erfolgreiche Stellenvermittlungen waren zusammengekommen.

Zunächst also schien sich im nationalsozialistischen Staat an der Arbeit nichts Wesentliches zu ändern. Doch bald schon wurde deutlich, dass der Verband keineswegs auf Dauer von den politischen und gesellschaftlichen Veränderungen unter den braunen Machthabern unbehelligt bleiben würde. Bei der Generalversammlung im April 1933 äußerte sich Elisabeth Denis über *„Die Frage der Notwendigkeit unserer Mädchenschutzarbeit in der heutigen Zeit“*.⁴⁹ Schon in der Nachkriegszeit, als die gesamte öffentliche Wohlfahrtspflege *„umgestellt und neugestaltet“* wurde, sei es für die Mädchenschutzvereine nicht einfach gewesen, *„den richtigen Standort gegenüber diesen Einrichtungen der Zeit zu wählen“*. Daher komme es nun mehr denn je darauf an, den eigenen Standort und die Schwerpunkte der Arbeit zu definieren. Ziel müsse vor allem sein, die Mädchen und jungen Frauen schon im Voraus vor den ihnen drohenden Gefahren zu bewahren, während die Hilfe in konkreten Notsituationen, so notwendig und selbstverständlich sie sei, nur die zweitbeste Lösung sein könne. Daher müsse als *„wichtigste aller Hilfsmassnahmen [...] die Beratung gesehen werden“*. Allerdings werde der *„Wert gerade dieser Arbeit (...) von öffentlicher Seite zu wenig anerkannt“*, weshalb *„kaum irgendwelche Zuschüsse“* zu erhalten seien.

⁴⁹ EAF, B2–55–112.

Dass die in Elisabeth Denis' Äußerungen anklingende Skepsis nicht unbegründet war, sollte sich in der Folgezeit deutlich zeigen. Zunächst allerdings schien sich die Situation für den Mädchenschutz sogar zu verbessern. Am 25. Juli 1933 erkannte die Reichsregierung „*durch einen besondern Hoheitsakt*“ vier Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege an: Neben der NS-Volkswohlfahrt und dem Roten Kreuz noch die Innere Mission und den Deutschen Caritasverband. Diese Anerkennung erstreckte sich auch auf den Mädchenschutzverband, der als eigener Fachverband dem Deutschen Caritasverband angehörte und somit nunmehr auch unter dem besonderen Schutz durch das Reichskonkordat stand. Für die einzelnen im Mädchenschutz tätigen Personen bedeutete dies aber, dass sie ihre Zugehörigkeit „*zur behördlich anerkannten Caritas*“ fortan belegen können mussten – sie sollten künftig nicht nur eine als Ausweis dienende Mitgliedskarte bekommen, sondern auch über die „*Caritatarbeit im neuen Staate*“ genau Bescheid wissen und ein hierzu erarbeitetes Merkblatt aufbewahren und „*wiederholt lesen*“. Besonders hervorgehoben war darin ein Satz, der in der Rückschau fast prophetisch wirkt: „*Es wird in Zukunft mehr noch als früher Aufgabe der caritativen Organisationen sein, neben der materiellen Hilfe die geistig-seelische Hilfe auszubauen.*“⁵⁰

Zu grundsätzlichen Einschränkungen der Arbeit kam es vorerst nicht, wenngleich manche Tätigkeiten schon deswegen reduziert werden mussten, weil die staatlichen Zuschüsse immer weiter gekürzt wurden. Eine völlig neue Situation ergab sich dann aber im Frühjahr 1939, wie die Parteizeitung „*Der Führer*“ in ihrer Ausgabe vom 23. März 1939 meldete: „*Sechs NSV-Bahnhofsdienste in Baden. Eine neue Einrichtung der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt im Gau Baden.*“ Schon bisher hatte es auf großen Bahnhöfen zwei Bahnhofsmissionen, eine katholische und eine evangelische gegeben, die sich in aller Regel bei Bedarf gegenseitig unterstützten. Berührungsängste waren ob der guten Sache willen meist bald überwunden, und im Übrigen gab es zwischen beiden Konfessionen ohnehin viel mehr Verbindendes als Trennendes. Die nationalsozialistische „Bahnhofsmission“ allerdings war anders, und sie trat, ganz im Sinne der Naziideologie, mit einem absoluten Alleinvertretungsanspruch auf: Wo es einen NSV-Bahnhofsdienst gab, war die konfessionelle Bahnhofsmission, gleich ob katholisch oder evangelisch, unerwünscht.

⁵⁰ EAF, B2–55–112.

Natürlich wollten die katholischen Bischöfe nicht hinnehmen, dass dieses caritative Werk eingestellt werden sollte. Mitte Mai schrieb der Breslauer Kardinal Bertram in seiner Funktion als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz einen Brief an Reichsminister und Führerstellvertreter Rudolf Heß, der *„unter Berufung auf die im Reichskonkordat den kirchlichen Organen in Aussicht gestellte Bewegungsfreiheit“* mit der Bitte endete, der Reichsminister möchte *„gestatten, daß die Bahnhofsmision ihre Dienste weiter einsetzen könne und daß sie weder eingeschränkt noch ausgeschaltet werde“*.⁵¹

Vier Wochen später hatte Kardinal Bertram zwar noch keine Antwort bekommen, die Arbeit der Bahnhofsmisionen hingegen war mittlerweile ernsthaft dadurch gefährdet, dass ihnen die Räume, die sie bisher genutzt hatten, gekündigt wurden. Trotzdem, so verfügte das Erzbischöfliche Ordinariat im Juni, sollte die katholische Bahnhofsmision auf jeden Fall noch bis zum 30. September 1939 aktiv bleiben, *„zumal die Hauptreisemonate Juli, August und September bevorstehen“*.⁵² Für Freiburg kam das Ende in der Tat mit dem 30. September, wie aus einem Schreiben unmissverständlich klar wird, das der *„Vorstand des Reichsbahn-Betriebsamtes Freiburg (Breisgau)“* am 22. September 1939 an den Ortsverein richtete: *„Mit Erlaß des Reichsverkehrsministers ist die Tätigkeit der kirchlichen Bahnhofsmisionen spätestens auf Ende September d[ieses] J[ahres] einzustellen.“* Zum selben Termin sollte auch das der Bahnhofsmision überlassene Zimmer *„geräumt dem Vorsteher des Bahnhofs“* übergeben und der *„noch restlich zu entrichtende Betrag von 11,- RM umgebend an die Bahnhofskasse Freiburg Hbf“* bezahlt werden.

In einem auf den 27. September 1939 datierten Schreiben informierte das Erzbischöfliche Ordinariat den Verband förmlich darüber, *„dass die offizielle Tätigkeit der kirchlichen Bahnhofsmision mit dem 30. d[e]s M[onats] einzustellen ist“*. Zugleich dankte es im Namen des Erzbischofs allen, *„die in den vergangenen Jahren diesem edlen Werk der Nächstenliebe in Tag- und Nachtstunden selbstlos sich gewidmet haben“* und übermittelte den oberhirtlichen Segen. *„In Anbetracht der gegenwärtigen Zeitverhältnisse“*, so hieß es danach weiter in dem Schreiben, *„legen wir großen Wert darauf, dass auch weiterhin katholische Persönlichkeiten auf*

⁵¹ EAF, B2-55-112.

⁵² EAF, B2-55-112, Schreiben vom 13. Juni 1939 an Stadtdekan Rüde in Karlsruhe, den Geistlichen Beirat des Karlsruher Mädchenschutzvereins.

*den größeren Bahnhöfen unserer Erzdiözese zur Verfügung stehen. Da das Tragen der gelb-weißen Armbinde nicht tunlich erscheint, mögen dieselben jeweils eine Bahnsteigkarte lösen und durch Vorzeigen einer Mädchenschutz-Mitgliedskarte sich Hilfsbedürftigen gegenüber ausweisen.*⁵³

Wenn auch die katholische Bahnhofsmision somit nur noch quasi „im Untergrund“ fortgeführt werden konnte, durfte der Mädchenschutzverein gleichwohl weiterhin existieren und seine Tätigkeit im Dienste der christlichen Caritas und Nächstenliebe ausüben: *„Mädchenschutz ist Caritas“*, hieß es auf einem in den Jahren 1939 und 1940 in verschiedenen Städten verbreiteten Werbeplakat des Verbandes, das unter dem biblischen Motto *„Es spricht der Herr: Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt“* (Mt 25, 35) stand.

⁵³ EAF, B2-55-112.

Eugen Baumgartner (1879–1944) **Parlamentarier – Landtagspräsident – Minister**

Von Michael Kitzing

Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der badischen Geschichte in der Weimarer Republik ist der langjährige Landtagspräsident, Vorsitzende der Badischen Zentrumspartei und badische Kultusminister Eugen Baumgartner. Als Abgeordneter und Landtagspräsident stand er neben Joseph Schofer in den 1920er-Jahren an der Spitze der Badischen Zentrumspartei und führte diese im Rahmen einer Weimarer Koalition mit SPD und DDP auf einem streng republikanischen Kurs. Zugleich hat er sich intensiv in die in der Weimarer Zeit unablässig geführte Diskussion über das Reich-Länder-Verhältnis eingeschaltet und ist dabei in zahlreichen Denkschriften und Referaten nachdrücklich für den Erhalt möglichst weitgehender Länderrechte eingetreten. Auf diese Weise wurde Baumgartner zu einem zumindest innerhalb des föderal-süddeutsch-katholischen Lagers überaus anerkannten Fachmann in Fragen der Reichsreformdiskussion. Als Kultusminister war er schließlich maßgeblich für das Zustandekommen des Badischen Konkordats vom 12. Oktober 1932 verantwortlich – ein Verdienst, das ihm überaus großes Ansehen innerhalb des katholischen Deutschlands sicherte: Nachdem Baumgartner bereits 1926 zum stellvertretenden Präsidenten des Dortmunder Katholikentages gewählt worden und auch in den folgenden Jahren wiederholt als Redner auf den Generalversammlungen der deutschen Katholiken hervorgetreten war, erfolgte schließlich im Herbst 1932 nur wenige Wochen nach der Paraphierung des Badischen Konkordats die Wahl zum Präsidenten des Deutschen Katholikentages in Essen. Im März 1933 wurde Baumgartner noch von Papst Pius mit dem Ritterkreuz des St.-Gregorius-Ordens ausgezeichnet.

Zu diesem Zeitpunkt war Baumgartner, der in den vorangegangenen Jahren die entschieden antinationalsozialistische Politik der Badischen

Staatsregierung mitgetragen hatte, jedoch schon von den neuen Machthabern auf brutale Art aus dem Amt gedrängt und jegliche weitere politische Betätigungsmöglichkeit genommen worden.

Neben seiner Tätigkeit als Politiker hat Baumgartner auch als Gelehrter gewirkt. Seine grundlegende rechtshistorische Dissertation, die sich mit der Geschichte der oberrheinischen Bistümer auseinandersetzt, hat in den 1960er-Jahren sogar einen Nachdruck erfahren, zudem hat er mehrere kleinere und größere staatsrechtliche Abhandlungen verfasst, genauso wie er zum Autorenkreis des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft gezählt hat. Trotz des umfangreichen Œuvres, seinem langjährigen parlamentarischen Wirken und seinem hohen Ansehen bei seinen Zeitgenossen hat Baumgartner in der Forschungsliteratur bisher so gut wie keine Beachtung gefunden. So bestehen bisher lediglich der konzise, jedoch sehr knappe Aufsatz von Clemens Siebler¹ in den Badischen Biografien sowie eine kleine Quellenedition durch Alexander Hollerbach, in der der Briefwechsel zwischen Baumgartner und seinem akademischen Lehrer Ulrich Stutz im Jahr 1932/33, also im Umfeld des Konkordats, wiedergegeben wird.²

Im Folgenden soll nun der politische Lebensweg Baumgartners nachgezeichnet werden, wobei sich auch die Möglichkeit ergibt, einen Blick auf das Selbstverständnis und zentrale politische Anliegen der Badischen Zentrumspartei in der Weimarer Republik zu werfen.

I.

Eugen Baumgartner wurde am 23. August 1879 in der Bischofsstadt Freiburg als Sohn eines Handwerkers geboren. In Freiburg erhielt Baumgartner auch seine schulische und akademische Ausbildung.³ Das Studium der Fächer Geschichte und Sprachwissenschaft konnte in den Jahren 1901 bzw. 1903 erfolgreich mit der Promotion⁴ und dem

¹ Clemens Siebler, Eugen Baumgartner, in: Bernd Ottnad (Hrsg.), *Badische Biographien. Neue Folge* Bd. II, S. 22–25.

² Alexander Hollerbach, *Streiflichter zur Entstehungsgeschichte der badischen Staatskirchenverträge von 1932*. Aus Anlass eines Briefwechsels zwischen Ulrich Stutz und Eugen Baumgartner, in: *ZRG* 92 (1975), Kanonist. Abteilung 61, S. 324–347.

³ Zum Folgenden vgl. Siebler, Baumgartner (wie Anm. 1), S. 22; Hollerbach, *Streiflichter* (wie Anm. 2), S. 328.

⁴ Eugen Baumgartner, *Die neuhochdeutschen Adverbia auf -lings*. Univ. Diss. Freiburg i. Br. 1902.

Staatsexamen abgeschlossen werden. Nach einer Reihe von Stationen als Lehramtspraktikant war Baumgartner von 1908 bis 1911 am Lehrerseminar in Ettlingen tätig. In den folgenden Jahren gelang ihm der Aufstieg bis zum Kreisschulrat, zunächst in Schopfheim (1911–1914) und schließlich für fünf Jahre in Emmendingen. Über seine berufliche Tätigkeit hinaus hat Baumgartner noch Rechtswissenschaften studiert und dabei zumindest zeitweilig zum Schülerkreis von Ulrich Stutz gehört. Dieser hat schließlich auch Baumgartners zweite Promotion über „Geschichte und Recht des Archidiakonats der oberrheinischen Bistümer (mit Einschluss von Mainz und Würzburg)“ angeregt. Die Arbeit wurde 1906 erfolgreich abgeschlossen, erschien 1907 als 39. Heft der Kirchenrechtlichen Abhandlungen und wurde, wie schon erwähnt, in den 1960er-Jahren nochmals neu aufgelegt.⁵ Wenn auch Baumgartner von Stutz die Habilitation gleichwohl versagt wurde⁶, so hat er dennoch seine staatsrechtlichen und kirchengeschichtlichen Forschungen in den nächsten Jahren fortgesetzt. Bereits genannt wurde seine Mitarbeit an der 3. und 4. Auflage des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft⁷, daneben hat Baumgartner in einem von Hermann Sacher herausgegebenen Sammelwerk noch eine allgemeine Staats- und Gesellschaftslehre verfasst, die schließlich nochmals als Einzelpublikation erschien.⁸ Die Staats- und Gesellschaftslehre Baumgartners stellte dabei den Niederschlag von Vortragskursen zur staatsbürgerlichen Bildung dar, die Baumgartner vor Volksschullehrern während des Ersten Weltkrieges sowie in der unmittelbaren Nachkriegszeit vor Angehörigen der Windthorstbunde⁹, der politischen Jugendorganisation der Zentrumspartei,

⁵ Eugen Baumgartner, *Geschichte und Recht des Archidiakonats der oberrheinischen Bistümer: mit Einschluss von Mainz und Würzburg* (Kirchenrechtliche Abhandlungen; 39). Stuttgart 1907, ND Amsterdam 1965.

⁶ Vgl. Hollerbach, *Streiflichter* (wie Anm. 2), S. 329.

⁷ Überblick über die von Baumgartner verfassten Aufsätze bei Hollerbach, *Streiflichter* (wie Anm. 2), S. 328 f. FN 19.

⁸ Eugen Baumgartner, *Allgemeine Staats- und Gesellschaftslehre*, in: Hermann Sacher (Hrsg.), *Der Bürger im Volksstaat. Eine Einführung in die Staatskunde und Politik*. Freiburg i. Br. 1920, S. 1–34; Eugen Baumgartner, *Kurze Einführung in die Staatslehre*. Freiburg i. Br. 1921.

⁹ Staatsbürgerlicher und politischer Kursus des Windthorstbundes. 1. Vortrag: *Wesen und Zweck des Staates* von Kreisschulrat Baumgartner, gehalten am 12. Februar 1919 in Freiburg i. Br., Freiburg i. Br. 1919; Staatsbürgerlicher und politischer Kursus des Windthorstbundes. 9. Vortrag: *Die Badische Verfassung* von 21. März 1919 von E. Baumgartner, gehalten am 30. April 1919 in Freiburg i. Br., Freiburg i. Br. 1919.

gehalten hatte. Über diese Vortragstätigkeit hat Baumgartner wohl auch 1919/1920 den Weg in die Politik gefunden.

Beruflich erschlossen sich für Baumgartner nach dem politischen Umschwung des Jahres 1918 neue, durchaus weitreichende Perspektiven: während der großherzoglichen Zeit war die Staatsverwaltung, und vor allem deren Spitzenränge, so gut wie ausschließlich dominiert durch Mitglieder und Anhänger der Nationalliberalen Partei. Aufgrund dessen musste Prälat Schofer noch 1919 in der Badischen Nationalversammlung beklagen, dass weite Zweige der Staatsverwaltung dem überzeugten und offenkundigen Zentrumsmann in der Vergangenheit verschlossen waren, so dass es der Zentrumspartei eine Notwendigkeit schien, ihr Recht zu reklamieren und eine paritätische Stellenbesetzung, d. h. eine angemessene Repräsentation von Katholiken im Staatsdienst einzufordern: *„Es soll und darf im neuen Volksstaat keinen Verwaltungszweig mehr geben, in dem der befähigte und tüchtige Zentrumsmann, weil er sich als solcher bekannt hat oder weil er sich als praktischer Katholik betätigt, ausgeschlossen ist!“*¹⁰ Ganz in diesem Sinn betrieb die Badische Staatsregierung, nunmehr unter Führung von Heinrich Köhler, eine Stellenbesetzungspolitik, die auf bewusste Förderung von Katholiken zielte, sofern diese die entsprechende Qualifikation mitbringen konnten.¹¹ Letztere stand bei Baumgartner mit zwei Dokortiteln und immerhin schon eineinhalb Jahrzehnten Berufserfahrung außer jeder Frage, so dass dieser nunmehr beruflich sehr schnell aufstieg.¹² Bereits 1919 wurde Baumgartner zum Ministerialrat und vortragenden Referenten im badischen Kultusministerium berufen, 1927 erfolgte schließlich die Ernennung zum Ministerialdirektor und damit zum höchsten Beamten des Ministeriums. Diese Tätigkeit hat Baumgartner drei Jahre ausgeübt, bevor er 1930/31 für ein Jahr an die Spitze des badischen Rechnungshofes getreten ist. – 1931 sollte Baumgartner schließlich als verantwortlicher Minister die Leitung des Kultusministeriums übernehmen.

¹⁰ Zit. bei Pius Enderle, Dr. Joseph Schofer. Der ungekrönte Großherzog von Baden. Karlsruhe 1957, S. 210.

¹¹ Vgl. Heinrich Köhler, Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes, herausgegeben von Josef Becker. Stuttgart 1964, S. 101.

¹² Zum beruflichen Aufstieg Baumgartners vgl. Hollerbach, Streiflichter (wie Anm. 2), S. 329.

II.

Seine politische Karriere begann Eugen Baumgartner im Jahr 1920, als er für die nach nur kurzer Zeit wieder aus dem parlamentarischen Betrieb ausgeschiedene Armenpflegerin Mathilde Otto in den Badischen Landtag nachrückte.¹³ Hier durchlief Baumgartner innerhalb von nur drei Jahren eine förmliche „Blitzkarriere“. Bereits im Sommer 1921 und nochmals im Januar 1922 wurde er seitens der Fraktion beauftragt, in den Generalausssprachen des Landtages die grundsätzlichen Standpunkte der Badischen Zentrumspartei zu den wesentlichen Feldern der Landespolitik zu erörtern. Im Februar desselben Jahres erfolgte die Wahl zum Vorsitzenden des Verfassungsausschusses und schließlich 1923 zum Landtagspräsidenten und stellvertretenden Vorsitzenden der Zentrumsfraktion im Badischen Landtag. Freilich konnte Baumgartner hierbei davon profitieren, dass der altgediente Parlamentarier Josef Wittemann 1923 zum Präsidenten des badischen Rechnungshofes gewählt wurde und infolgedessen sämtliche parlamentarischen Ämter niederlegte, die nunmehr von Baumgartner übernommen wurden. In den ersten Generalausssprachen im Sommer 1921 und im Januar 1922, in denen Baumgartner das Wort ergriffen hat, hat dieser selbstverständlich die Zentrums politik begründet, die zunächst weniger durch ihn als vielmehr seit 1918 durch Joseph Wirth, Heinrich Köhler und Joseph Schofer ihre Prägung erhalten hatte. Baumgartner hat aber diese Politik mitgetragen bzw. schon bald als stellvertretender Fraktionsvorsitzender in den kommenden Jahren aktiv mitgestaltet und mitverantwortet. So verteidigte Baumgartner die von Seiten des Deutschnationalen Katholikenausschusses in Freiburg hart angegriffene Zusammenarbeit der Zentrumspartei mit der Sozialdemokratie im Gefolge der Revolution von 1918/1919. Als grundsätzlich falsch erachtete Baumgartner die Behauptung, die Zentrumspartei sei früher rechts- und nunmehr politisch linksgerichtet.¹⁴ Angesichts des sozialen, wirtschaftlichen und moralischen Chaos' hätte es im November 1918 keine Alternative zur Zusammenarbeit der Zentrumspartei mit der Sozialdemokratie mit dem gemeinsamen Ziel des Wiederaufbaues gegeben. Dagegen sei die Niederlage im Weltkrieg maßgeblich durch die von den Deutschnationa-

¹³ Vgl. Hollerbach, Streiflichter (wie Anm. 2), S. 330 FN 21.

¹⁴ Amtliche Berichte über die Verhandlungen des Badischen Landtages 1921/1922, Sp. 561. – Zum Folgenden ebd.

len ausdrücklich gebilligte Politik des Kaisers, dessen persönliches Regiment und die Haltung der OHL insbesondere nach Verabschiedung der Friedensresolution zu verantworten. Die auch nach den Wahlen 1921 fortgesetzte Zusammenarbeit der Katholiken mit der Sozialdemokratie erschien Baumgartner noch aus anderen Gründen konsequent. So war er der festen Überzeugung, dass zwischen dem wirtschafts- und sozialpolitischen Programm der in Baden stark revisionistisch geprägten Sozialdemokratie und dem auf dem christlichen Solidarismus von Heinrich Pesch SJ beruhenden sozialpolitischen Programm der Zentrumspartei durchaus eine ganze Reihe von Übereinstimmungen bestanden. Mit großem Interesse, so Baumgartner, habe die Zentrumspartei die Entwicklung in der neueren sozialistischen Literatur, die ja doch recht stark von den Bahnen eines Marx und Engels abweiche, verfolgt. *„Wir in der Zentrumspartei, die wir auf dem christlichen Standpunkt der Staats- und Gesellschaftsordnung stehen, begrüßen es, wenn auf diesem Wege eine Linie gefunden werden kann, wo wir (d.h. Zentrum und SPD) uns treffen können und wo wir ein großes Stück miteinander gehen und miteinander arbeiten können am Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens.“*¹⁵ Wenn die Idee der Planwirtschaft, der auf dem christlichen Genossenschafts- und Gemeinschaftsgedanken aufbauenden Gesamtwirtschaft, richtig durchgeführt werde, so könne sie zweifellos fruchtbar werden. In jedem Fall sei die Zeit eines schrankenlos waltenden kapitalistischen Systems vorbei. Freilich aber dürfe eine liberale nun nicht durch eine staatssozialistische Wirtschaftsordnung abgelöst werden. Niemals dürfe der Staat jede selbstständige Tätigkeit des Unternehmers totschiagen. In dieser Auffassung sah sich Baumgartner durch eine Schrift Eduard Bernsteins, einem der führenden revisionistischen Denker in der SPD, bestätigt, der ebenfalls betont hatte, dass Sozialisierungen, zumal angesichts der wirtschaftlichen Krisenentwicklung in der Nachkriegszeit niemals planlos und willkürlich, nur um ihrer selbst willen durchgeführt werden dürften. Vielmehr müsse eine Wirtschaftsform ausfindig gemacht werden, *„die den größtmöglichen Ertrag der Förderung des materiellen und geistig-sittlichen Allgemeinwohls heute zu liefern im Stande ist“*.¹⁶

¹⁵ Vgl. die Rede Baumgartners, in: Verhandlungen des Badischen Landtages, Heft 525 b, Sp. 2489ff. – das Zitat ebd., Sp. 2490.

¹⁶ Ebd., Sp. 2490f.

Ansätze zur Lösung der sozialen Frage, d. h. zur Frage nach der Stellung des Arbeitnehmers im Wirtschaftsleben, sah Baumgartner bereits in der Reichsverfassung sehr weitgehend gesichert. Diese sollten auf dem Wege von Rahmengesetzen weiter ausgebaut werden. In diesem Zusammenhang lobte Baumgartner ausdrücklich das von den drei Koalitionspartnern Zentrum, SPD und DDP erarbeitete Reichsbetriebsrätegesetz. Dieses sicherte nach Ansicht Baumgartners die Stellung des Arbeitnehmers im Wirtschaftsprozess im demokratischen Sinne und bedeute einen wichtigen Schritt auf dem Wege zur sozialen Demokratie. Weitere wichtige sozialpolitische, von Zentrum und SPD gemeinsam zu verwirklichende, Gesetzesvorhaben waren Arbeitsschutzgesetze, der weitere Ausbau des Arbeitsrechtes sowie die Schaffung einer Arbeitslosenversicherung. Insbesondere annehmen wollte sich die Zentrumspartei der Sorgen und Nöte der kleinen Sozialrentner¹⁷. Dem Bekenntnis zur Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie folgte eine klare Abgrenzung gegenüber den von USPD und KPD vorgetragenen radikalsozialistischen Forderungen.

Ausdrücklich zu den Gegnern der Zentrumspartei gehörten nicht nur die radikale Linke, sondern auch die Vertreter der so genannten „nationalen Rechten“, die sich in Baden in der Deutschnationalen Volkspartei und vor allem innerhalb des „Landbundes“ formierten. Während die Zusammenarbeit der Zentrumspartei mit der nationalliberalen DVP im Rahmen einer großen Koalition auch von Baumgartner ausdrücklich angestrebt¹⁸, freilich erst 1931 erreicht wurde, wurde eine Kooperation mit DNVP und Landbund scharf abgelehnt. Eine Zusammenarbeit, so betonte Baumgartner ausdrücklich, sei nur möglich mit Parteien, die vorbehaltlos auf dem Boden der Weimarer Verfassung stünden, was nach seiner Ansicht bei den badischen Deutschnationalen nicht der Fall war.¹⁹ Dies galt auch für den badischen Landbund, den südwestdeutschen Ableger des Reichslandbundes, der sich 1921 als politische Partei konstituiert und massiv Stimmung gegen die Badische Zentrumspartei gemacht hatte. Dabei stand insbesondere der Vorwurf im Mittelpunkt, dass die Zentrumspartei die Interessen der Landwirtschaft nicht ange-

¹⁷ Vgl. Amtliche Berichte über die Verhandlungen des Badischen Landtages 1921/22, Sp. 568f.

¹⁸ Vgl. ebd., Sp. 552f.

¹⁹ Ebd., Sp. 552.

messen vertrete. Gerade diesen Vorwurf versuchte Baumgartner mit einer betont sachlichen Argumentation zurückzuweisen, indem er aufzuzeigen versuchte, dass die Zentrumspartei seit 1919 sowohl in der Deutschen als auch in der Badischen Nationalversammlung nachdrücklich für die Interessen der Landwirtschaft eingetreten war.²⁰ Dies sei insbesondere geschehen in der Frage des Zollschatzes, bei Steuerfragen und schließlich auch im Eintreten der Zentrumspartei für die Aufhebung der Zwangsbewirtschaftung. Abschließend – und damit brachte Baumgartner das Hauptargument der Zentrumspartei in der Bewertung der Kritik des Landbundes nochmals auf den Punkt: „*Die Politik des Landbundes auf wirtschaftspolitischem Gebiet ist eine einseitige Standespolitik.*“²¹ Ohne jede Rücksicht auf die Gesamtheit des Volkes, ohne jeden Überblick für das Staatsganze, würde seitens der Wirtschafts- und Bauernpartei hemmungslos nur für bäuerliche und Mittelstandsinteressen agitiert. Dem stand freilich der Anspruch der Zentrumspartei gegenüber, eine Stände übergreifende Partei darzustellen, der es gelang, einen Ausgleich der widerstreitenden Interessen bereits innerparteilich zu gewährleisten.²²

Gegen eine Zusammenarbeit der Zentrumspartei mit der in Landbund, Wirtschaftspartei und Deutschnationalen verkörperten „nationalen Rechten“ sprach freilich auch deren außenpolitischer Kurs und damit verbunden die scharfen Invektiven gegen Reichskanzler Wirth als „Erfüllungspolitiker“. Dem gegenüber hat sich Baumgartner bereits 1922 in der Generalaussprache eindeutig für eine Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich und für eine allgemeine Völkerverständigung ausgesprochen.²³ Dabei handelt es sich nicht nur um ein Lippenbekenntnis, vielmehr hat Baumgartner während der Zwanzigerjahre an zahlreichen Aktivitäten des Friedensbundes deutscher Katholiken teilgenommen.²⁴

²⁰ Vgl. Amtliche Berichte über die Verhandlungen des Badischen Landtages 1921/1922, Sp. 562 ff.

²¹ Ebd., S. 566.

²² Vgl. Ebd., Sp. 567: „*Klassenkampf und Klassenhass kann wahrhaftig nicht unser Ziel sein, sondern Klassenversöhnung, Aussöhnung, Ausgleich der Interessengegensätze auf wirtschaftlichem Gebiet, darauf zielt unser Streben im politischen und wirtschaftlichen Leben.*“

²³ Vgl. Ebd., Sp. 572 ff.

²⁴ Bspw. war Baumgartner Mitglied des Badischen Landesverbandes der Deutschen Friedensgesellschaft, der 1928 die beiden Nobelpreisträger Ferdinand Buisson und Ludwig Quidde im Rahmen einer Feierstunde im Freiburger Stadttheater würdigte (vgl. Heiko Haumann, Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Herausgegeben i. A. der Stadt Freiburg i. Br., 2. erg. Aufl., 2001. Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, S. 295). Zum Engagement

In seiner ersten Rede im Rahmen einer Generalausprache hat Baumgartner einen Überblick über sämtliche von der Badischen Zentrumspartei bearbeiteten Felder der Landespolitik gegeben. Hierbei hat sich Baumgartner einem Thema gewidmet, mit dem er sich in den kommenden acht Jahren noch weit intensiver auseinandersetzen sollte, nämlich der Frage nach der Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen dem Reich und seinen Gliedstaaten.²⁵

III.

Bereits im Februar 1922 wurde Eugen Baumgartner vom Plenum des Landtags damit beauftragt, eine Denkschrift über die Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Reich und Ländern auszuarbeiten. Die Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 hatte den Ländern eine Fülle von Kompetenzen entzogen und dazu geführt, dass die Weimarer Republik weit stärker als das Kaiserreich unitarisch geprägt war. Immerhin hatten die Länder bestimmte Hoheitsrechte behalten und konnten über den Reichsrat an der Gesetzgebung des Reiches mitwirken, jedoch hatte der Reichsrat, anders noch als der Bundesrat des Kaiserreichs, keine zentrale Stellung innerhalb des Gesetzgebungsverfahrens inne und konnte jederzeit durch den Reichstag überstimmt werden. Auch konnte das Reich mithilfe der konkurrierenden, der Bedarfs- und der Grundsatzgesetzgebung die Gesetzgebungskompetenz der Länder zunehmend weiter einschränken bzw. immer neue Befugnisse an sich ziehen. Große Teile des Verwaltungssektors waren an das Reich gefallen, mittels der Verwaltungsaufsicht konnte das Reich auch hier weitere Kompetenzen an sich ziehen, genauso wie der Reichspräsident mittels des Notverordnungsparagrafen in die Kompetenzsphäre der Länder eingreifen konnte. Artikel 48 Absatz 1 ermöglichte dem Reichspräsidenten, gegen ein Land, das seinen aus der Reichsverfassung und den Reichsgesetzen resultierenden Pflichten nicht nachkam, die Reichsexekution mithilfe der militärischen Macht anzuwenden. Schließlich schrieb die Weimarer Reichsverfassung auch

der Badischen Zentrumspartei in der Friedensbewegung im Allgemeinen vgl. Kurt Hochstuhl, *Gegen Säbelrasseln und revanchistische Tiraden: Der Internationale Friedenskongress 1923 in Freiburg*, in: *Württembergisch Franken* 86 (2002), S. 601–608.

²⁵ Amtliche Berichte über die Verhandlungen des Badischen Landtages 1921/1922, Sp. 571 f.

noch durch Grundsatzregelungen den Rahmen für die einzelnen Landesverfassungen fest.

Nicht nur bei der Badischen Zentrumsparlei, sondern auch bei führenden Vertretern der Demokraten und mit einigen Abstrichen auch beim sozialdemokratischen Innenminister Adam Remmele hatte sich 1922 die Überzeugung durchgesetzt, die der Vorsitzende der Badischen Zentrumsparlei, Joseph Schofer, im *Luzerner Vaterland* formulierte: „*Auch bei uns in Baden ist bei aller Treue zum Reich die Abneigung gegen das, was man Berlinerei zu nennen pflegt, im Wachsen begriffen; der Gedanke, dass nun einmal endlich Ernst gemacht werden müsse mit der Erweiterung der Selbständigkeit der Länder gewinnt an Boden.*“²⁶ Genau diese Überzeugung vertrat auch Eugen Baumgartner in seiner im November 1923 vorgelegten Denkschrift. Dem Eigenleben und der Eigenstaatlichkeit der Länder drohte nach Ansicht des Landtagspräsidenten „*durch die auf dem Wege der Reichsgesetzgebung seit 4 Jahren zu beobachtenden Auswirkungen der Reichsverfassung und die Handhabung der Verwaltung durch die Reichsorgane große Gefahr*“.²⁷ Ziel einer Reichsreform musste es nach Ansicht Baumgartners deshalb sein, „*die berechnigte Eigenart der Länder zu wahren und festhaltend an der Grundlage der Weimarer Verfassung doch den Ausbau im Sinne eines ‚wohlüberlegten Föderalismus‘ zu ermöglichen*“.²⁸ Dieser „*wohlüberlegte Föderalismus*“ sollte erreicht werden, indem die Rechte der Länder bei der Gesetzgebung verteidigt bzw. ausgeweitet werden sollten, genauso wie eine Erweiterung der Länderrechte auf dem Verwaltungssektor anzustreben sei.

Baumgartner wusste sich im Einklang mit seiner Partei, wenn er nachdrücklich die Notwendigkeit des Föderalismus als stabilisierendes Element, ja als Garanten der Demokratie in Deutschland betonte. In diesem Zusammenhang wies er auf die Ereignisse des Kapp-Putsches vom März 1920 hin, bei dem die rechtmäßig gewählte Reichsregierung unter Gustav

²⁶ Zit. bei Eugen Baumgartner, *Das Reich und die Länder. Denkschrift über den Ausgleich der Zuständigkeiten zwischen dem Reich und seinen Ländern in Gesetzgebung und Verwaltung*. Beilage zur Niederschrift über die 3. Sitzung vom 9. November 1923. Nr. 2, S. 2. – Zur Schrift Baumgartners vgl. zudem Manfred-Peter Heimers, *Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein. Weimarer Koalition und SPD in Baden in der Reichsreformdiskussion 1918–1933* (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 98). Düsseldorf 1992, S. 179ff.

²⁷ Ebd., S. 3.

²⁸ Ebd., S. 3.

Bauer (SPD) nur durch die Unterstützung der Länderregierungen, darunter auch der badischen, im Amt gehalten werden konnte.

Die zentrale Forderung Baumgartners lautete: „*Der Reichsrat soll gleichberechtigter gesetzgebender Faktor werden.*“²⁹ Nicht nur die Ausführungsbestimmungen zu den Reichsgesetzen, deren Ausführung den Landesbehörden zusteht, sollten der Zustimmung des Reichsrates bedürfen, sondern die Reichsregierung sollte vor der Einbringung von Gesetzesvorlagen im Reichstag die Zustimmung des Reichsrates einholen. Zudem wollte Baumgartner das Gesetzgebungsrecht des Reiches eingeschränkt sehen. Das ausschließliche Gesetzgebungsrecht des Reiches sollte beschränkt bleiben auf all die Gebiete, die eine Rechtseinheit und eine einheitliche Regelung für das gesamte Reich erforderten. Dagegen sollte das Reich von der ihm an sich durch die Reichsverfassung verliehenen Befugnis zum Erlass weiterer Gesetze nur dann Gebrauch machen, „*wenn eine dringliche Notwendigkeit für eine einheitliche Gesetzgebung oder Verordnung vorliegt.*“³⁰ Die Kultur- und Wohlfahrtspflege, das Schulwesen, die Jugendfürsorge, das Bodenrecht sowie das ganze Polizeiwesen sollten ausschließlich der Gesetzgebungsbefugnis der Länder reserviert bleiben. Die Rechte der Länder sollten zudem gestärkt werden durch die Wiedereinführung der Badischen Staatsbürgerschaft, so dass bei Landtagswahlen ausschließlich Landeskinder wahlberechtigt gewesen wären.

Schließlich forderte Baumgartner Sicherungen gegen einen Missbrauch von Art. 48 der Reichsverfassung, der, wie schon erwähnt, dem Reichspräsidenten ermöglichte, in die Kompetenzsphäre der Länder einzugreifen. So sollte eine Reichsexekution nach Vorstellung Baumgartners nur mit der Zustimmung des Reichsrates möglich sein und bei Beschränkung auf ein Land nur mit dem ausdrücklichen Einverständnis der betroffenen Landesregierung. Im Falle von Streitigkeiten zwischen Reichspräsident und Landesregierung sollten diese durch den Staatsgerichtshof in Leipzig geklärt werden.³¹

Zudem übte Baumgartner scharfe Kritik an der finanziellen Abhängigkeit der Länder vom Reich. Im Zuge der Erzberger'schen Finanzreform waren die Länder zu Kostengängern des Reiches geworden: Während

²⁹ Ebd., S. 7.

³⁰ Ebd., S. 11.

³¹ Vgl. Ebd., S. 8ff., sowie S. 31f.

im Kaiserreich die Länder über die Steuerhoheit verfügt hatten und sich das Reich ausschließlich über Zölle, indirekte Steuern sowie die Matrikularbeiträge der Länder finanzierte, hatten sich die Verhältnisse nunmehr umgekehrt.³² Mit der Finanzreform war die Steuerhoheit, insbesondere das Recht, die Einkommensteuer zu erheben, größtenteils auf das Reich übergegangen wie auch die Verwaltung und die Veranlagung der Steuern durch die Landesfinanzämter erfolgte, bei denen es sich, anders als der Name vielleicht vermuten ließe, um Reichsbehörden handelte. Den Ländern und Kommunen selbst waren nur einige, letztendlich deutlich weniger einträgliche, Steuern wie beispielsweise die Grund-, Gewerbe-, Gebäude-, Gebühren- und Vergnügungssteuer verblieben. Im Wesentlichen aber waren die Länder abhängig von der Überweisung gesetzlich festgelegter Anteile an den Steuern des Reiches, namentlich der Einkommensteuer. Zudem waren im Zuge der Finanzreform auch die noch verbliebenen Reservatrechte der süddeutschen Länder an Bahn und Post auf das Reich übergegangen. Baumgartner forderte nun wieder eine Rückübertragung der Einkommensteuer auf Länder und Gemeinden. Sollte sich dies nicht umsetzen lassen, so sollte die Einkommensteuer zwar beim Reich verbleiben, Ländern und Gemeinden jedoch ein Zuschlagsrecht gewährt werden. Außerdem sollten sie mit einem höheren Prozentsatz an der Umsatzsteuer beteiligt werden. Auch sollten die Länder wieder die eigene Finanzverwaltung zurückerhalten, dem Reich sollten lediglich die einheitliche Gesetzgebung und die Aufstellung einheitlicher Veranlagungsvorschriften verbleiben. Aber auch bei der Ausarbeitung dieser Vorschriften müsse genügend Spielraum für die jeweils besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse der Länder und Gemeinden geschaffen werden.³³ Schließlich wollte Baumgartner den Ländern auch die Möglichkeit einräumen, auf Antrag wiederum die Verwaltung auf dem Gebiet des Post- und Telegrafendienstes wie auch der Eisenbahn zurückzuerhalten. Dem Reich sollte hier lediglich die Oberaufsicht verbleiben.³⁴

Baumgartners Arbeit zielte *„auf die Zurückdrängung unitarischer Tendenzen in der Reichsverfassung und in der Verfassungswirklichkeit“*,

³² Zu den Auswirkungen der Reichsfinanzreform auf Baden vgl. Heimers, *Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein* (wie Anm. 26), S. 81 ff.

³³ Vgl. Baumgartner, *Das Reich und die Länder* (wie Anm. 26), S. 33.

³⁴ Vgl. Ebd., S. 32.

sie „*wollte die Verfassungsordnung von Weimar nicht völlig verändern*“, ihr jedoch „*einen wirklich föderativen Charakter verleihen*“.³⁵ Unterstützung bei diesem Anliegen erhielt Baumgartner freilich in erster Linie durch seine eigene Partei, namentlich durch Staatspräsident Köhler, der in seiner Neujahrsansprache 1924 das Thema Reichsreform aufgriff und erklärte: „*Vom Reich erwarten wir, dass es unsere landsmannschaftlichen Eigenarten respektiert und im Rahmen des Ganzen das Eigenleben der Länder respektiert!*“³⁶ So eindeutig diese Worte klangen, auf eine einheitliche Stellungnahme zur Denkschrift des Landtagspräsidenten konnten sich die drei in der Badischen Staatsregierung vertretenen Parteien gleichwohl nicht einigen.³⁷ Folglich erwies sich auch der Antrag des Badischen Zentrums im Verfassungsausschuss, den Forderungen der Denkschrift zuzustimmen und die Staatsregierung um eine entsprechende Stellungnahme im Reichsrat zu bitten, als nicht mehrheitsfähig. Die Denkschrift Baumgartners blieb somit am Ende unerledigt liegen. Auch als Baumgartner am 7. Januar 1925 unter dem Titel „*Reichseinheit und Eigenstaatlichkeit der Länder*“ im Badischen Staatsanzeiger seine Vorschläge für eine Reichsreform nochmals öffentlich wiederholte, traf er damit wiederum kaum auf stärkere Resonanz. – Ganz im Gegenteil: Hatten anfangs Bemühungen, die auf eine Stärkung der föderalen Elemente in der Weimarer Reichsverfassung zielten, im Vordergrund der Reichsreformdiskussion gestanden, so entstand ab der Mitte der 1920er-Jahre ein verstärkt unitarischer Reformdruck.³⁸ So musste Baumgartner feststellen, dass sich seitens des Reiches Bestrebungen mehrten, „*die letzten Endes auf die Verprovinzialisierung unseres Landes, auf die Aufhebung der Eigenstaatlichkeit desselben hinauslaufen*“³⁹, gegen die man sich entschieden zur Wehr setzen müsse. Derartige Unitarisierungsbestrebungen konnte der Landtagspräsident vor allem in zweierlei

³⁵ Heimers, Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein (wie Anm. 26), S. 180.

³⁶ Freiburger Tagespost 2. 1. 1924: Baden. Beim Neujahrsempfang des Staatspräsidenten.

³⁷ Zur Stellungnahme der Regierung zur Denkschrift Baumgartners und zu den Reformideen Innenminister Remmeles Ende 1923 vgl. Heimers, Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein (wie Anm. 26), S. 185 ff.

³⁸ Vgl. hierzu Heimers, Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein (wie Anm. 26), S. 191 ff.

³⁹ Die Zitate bei Eugen Baumgartner, Unsere Auffassung über Badens Stellung zum Reiche, in: Zentrumspolitik auf dem Badischen Landtag. Vom November 1925 bis Juli 1928. Freiburg im Breisgau 1928, S. 7–11, hier: S. 9.

Richtungen ausmachen. Einerseits werde der Versuch unternommen, *„die finanzielle Grundlage der Staaten durch Kürzung der Reichsüberweisungssteuern zu zerstören“*⁴⁰, während andererseits auch auf dem Verwaltungssektor die Hoheitsrechte der Länder systematisch ausgehöhlt würden. Noch einmal betonte Baumgartner, dass der Anteil von 75% der Einkommensteuern sowie die Grund-, Gewerbe- und Gebäudesondersteuer für die Ausgaben der Länder nicht ausreiche. Nachdem die Länder ja bereits schon die Bahn-, Post- und Finanzverwaltung verloren hätten, zielten die neuesten Bestrebungen nun auch *„auf die Verreichlichung der Justiz, der dann naturgemäß die andere Hoheitsverwaltung, nämlich die Polizei, folgen soll“*. Auch die von manchen Kreisen angestrebte Schaffung eines Reichssozialamtes hatte nach Ansicht Baumgartners nichts als *„die weitere Aushöhlung der Zuständigkeiten und staatlichen Hoheitsrechte der Länder“* im Sinn.⁴¹ Wer jedoch noch einen Rest von psychologischem und praktischem Verständnis für die wirtschaftlichen und sozialen Verschiedenheiten in den einzelnen Ländern besitze, so der Landtagspräsident, müsse zugeben, dass man die damit zusammenhängenden Verwaltungsfragen nicht zentral von Berlin aus bearbeiten könne. Arbeitsrecht, Versicherungsrecht und Arbeitsnachweis bedürften ohne Zweifel einer reichseinheitlichen gesetzlichen Regelung, *„aber der Vollzug der Sozialgesetzgebung [...] bedarf nicht der unitaristischen Form, sondern muss der Eigenart jedes Wirtschafts- und Sozialgebiets angepasst werden“*.⁴² Lediglich Landesbeamte würden die Belange vor Ort hinreichend kennen und könnten ihre Aufgaben in enger Zusammenarbeit mit den anderen Zweigen der Landesverwaltung lösen. Wie für den Sektor der Sozialverwaltung rechnete Baumgartner in einer Fülle von Zeitungsartikeln und anderen Publikationen vor, dass die Aufhebung der Landesregierungen und Landesparlamente und schließlich die Übertragung sämtlicher Verwaltungszweige auf das Reich keinesfalls eine Kostenersparnis wie von den Verfechtern des Einheitsstaates jeweils angeführt bringen werde. Im Gegenteil, notwendig würde in diesem Fall die Schaffung einer gewaltigen Zentralverwaltung, die Arbeitsgebiete

⁴⁰ Diese wie auch das folgende Zitat bei Baumgartner, Unsere Auffassung über Badens Stellung zum Reiche (wie Anm. 39), S. 9.

⁴¹ Eugen Baumgartner: Brauchen wir ein Reichssozialamt?, in: Deutsche Bodensee-Zeitung 27. 10. 1928.

⁴² Ebd.

des Reichstages würden ungeheuerlich anwachsen, die Reichsministerien gewaltig aufgebläht.⁴³ Kurz: der Nachweis, dass durch die Schaffung eines Einheitsstaates Geld gespart werde, könne nicht erbracht werden, höchstwahrscheinlich sei es umgekehrt, „*dass der Einheitsstaat teurer würde als es der Föderativstaat ist*“.

Mit dem Eintreten für eine Stärkung der Länderrechte waren Baumgartner und die Badische Zentrumsparlei in der späten Mitte der 1920er-Jahre jedoch landespolitisch in die Isolation geraten: Noch am Beginn der 1920er-Jahre hatten führende Vertreter der linksliberalen DDP wie der damalige badische Außenminister Hermann Dietrich und auch der zeitweilige Kultusminister und Staatspräsident Willy Hellpach die föderalen Anliegen des Badischen Zentrums unterstützt. Nunmehr aber plädierten auch Hellpach und Dietrich in öffentlichen Stellungnahmen für eine Stärkung des unitarischen Elements in der Weimarer Reichsverfassung.⁴⁴ Noch einen Schritt weiter ging der DVP-Abgeordnete Obkircher, der sich am 4. Juni 1928 für die „*Aufhebung der Eigenstaatlichkeit der Länder*“ aussprach, „*da die Aufgaben, die dem Landtag verblieben sind, den Zustand der Eigenstaatlichkeit und der Einzelparlamente nicht mehr länger rechtfertigen*“.⁴⁵ Von Seiten der SPD konnte die Badische Zentrumsparlei freilich ebenfalls keine Unterstützung erwarten, da sich diese aus grundsätzlichen Erwägungen für die Schaffung eines Einheitsstaates aussprach. In dieser Situation war die Badische Zentrumsparlei umso mehr bemüht, nunmehr öffentlich den Schulterchluss mit ihrer bayerischen Schwesterparlei, der BVP, die ja wiederholt durch einen extrem föderalen Kurs hervorgetreten war, zu demonstrieren. Während schließlich seit Januar 1928 eine noch von der Regierung Marx eingesetzte Reichs-Länder-Konferenz Möglichkeiten und Wege einer Reichsreform erörterte⁴⁶, trafen sich Ende Oktober desselben Jahres Spitzenrepräsentanten der süddeutschen Landesverbände der Zentrumsparlei, der BVP

⁴³ Vgl. Baumgartner, Unsere Auffassung über Badens Stellung zum Reiche (wie Anm. 39), S. 10 – das folgende Zitat ebd.

⁴⁴ Vgl. zu den Vorschlägen insbes. Hellpachs vgl. Heimers, Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein (wie Anm. 26), S. 213.

⁴⁵ Zur Rede Obkirchers vgl. Verhandlungen des Badischen Landtages Heft 552 a, Sp. 1039ff.; vgl. auch Enderle, Schofer (wie Anm. 10), S. 266.

⁴⁶ Vgl. hierzu Heimers, Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein (wie Anm. 26), S. 227 ff.

sowie der katholischen Presse, um ihre gemeinsame Position in der Frage der Reichsreform abzustimmen.⁴⁷

Neben dem bayerischen Ministerpräsidenten Heinrich Held war Baumgartner der Hauptreferent der Tagung, wobei seine Ausführungen zugleich die Grundlage für die schließlich gemeinsam verfasste Resolution bildeten.⁴⁸ Diese betonte, dass durch die drohende Beseitigung der deutschen Länder eine ungeheure kulturelle und wirtschaftliche Gefahr für Süddeutschland ausgehe, auch könne lediglich ein föderativ gestaltetes Deutsches Reich die Grundlage für die Entfaltung der Demokratie bilden. Immerhin sprach man sich dafür aus, dass in Norddeutschland eine Gebietsreform stattfinden solle und nicht die vielen En- und Exklaven sowie lebensunfähige Kleinstaaten künstlich erhalten bleiben sollten. Genauso notwendig sei jedoch auch die Erhaltung lebensfähiger Mittelstaaten, denen man die Möglichkeit zur Entfaltung der in ihnen lebenden Fähigkeiten belassen müsse. Aus diesem Grund könne es nicht angehen, sie von Seiten des Reiches finanziell auszutrocknen oder sie durch Entziehung der Zuständigkeiten auszuhöhlen. Dies stelle eine Versündigung an der Reichsfreudigkeit der großen Mehrheit der Bevölkerung dieser Staaten dar und bedeute zugleich eine Versündigung an der deutschen Kultur. Ziel müsse sein, eine klare Aufgaben- und Kompetenzabgrenzung zwischen Reich und Ländern zu schaffen, wobei entsprechend dem Subsidiaritätsprinzip das Reich sich auf die Aufgaben beschränken solle, deren reichsrechtliche und einheitliche Regelung eine wirkliche Lebensnotwendigkeit darstelle. Dagegen solle das Reich sich aus dem Gebiet der konkurrierenden Gesetzgebung zurückziehen und die entsprechenden Gesetzgebungsbefugnisse den Ländern übertragen.

Hatte Baumgartner 1923 noch eine föderal geprägte Reform oder doch Modifikation der Reichsverfassung angestrebt, so zielte sein Plädoyer von 1928 angesichts des stärker werdenden unitarischen Reformdrucks auf

⁴⁷ Zur Augsburger Föderalistentagung vgl. Heimers: Unitarismus und süddeutsches Selbstbewusstsein (wie Anm. 26), S. 252f.; Karl Schwend, Bayern zwischen Monarchie und Diktatur. Beiträge zur bayerischen Frage in der Zeit von 1918 bis 1933. München 1954, S. 390ff.

⁴⁸ Zum Folgenden vgl. Deutsche Bodensee-Zeitung 29. 10. 1928: Süddeutschland und das Reichsproblem. Augsburger Tagung von Mitgliedern des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei; Deutsche Bodensee-Zeitung 31. 10. 1928: Zentrum, Bayerische Volkspartei und Reichsreform. Der Weg gemeinsamen Handels; zu den auf der Föderalistentagung erhobenen Forderungen vgl. auch Baumgartner, Unsere Auffassung über Badens Stellung zum Reiche (wie Anm. 39), S. 10f.

die Verteidigung der den Ländern in der Weimarer Reichsverfassung verbliebenen Rechte. Freilich kam den Ausführungen Baumgartners wie auch den letztlich erst 1930 verabschiedeten Beschlüssen der Reichs-Länder-Konferenz keine Bedeutung mehr zu, da angesichts der jetzt einsetzenden Weltwirtschaftskrise die bisher so lebhaft geführte Diskussion über die Reichsreform weitgehend in den Hintergrund gedrängt wurde. Doch setzte sich auch unter der Kanzlerschaft Heinrich Brünings die von Baumgartner beklagte Tendenz einer immer stärker werdenden Abhängigkeit der Länder vom Reich und eines zunehmenden Kompetenzverlustes der Länder fort. Schließlich wurde die Stellung der Länder durch den verfassungswidrigen Preußenschlag Franz von Papens am 20. Juli 1932 noch während der Weimarer Epoche vollständig ausgehöhlt.

IV.

Bei den Landtagswahlen des Jahres 1929 gelang es den badischen Nationalsozialisten, erstmals überhaupt und gleich in Fraktionsstärke, ins Parlament einzuziehen. Bereits während des Landtagswahlkampfes waren die Nationalsozialisten durch wiederholte Provokationen und Anrempelung der politischen Gegner aufgefallen.⁴⁹ Ein NSDAP-Abgeordneter aus Bayern hatte sogar offen erklärt, dass „*wir im Landtag keine positive Arbeit leisten werden*“⁵⁰ und in diesem Zusammenhang die künftigen badischen NSDAP-Abgeordneten zu Tätlichkeiten im Landtag aufgefordert. Auch im Reichstag war die dort seit 1924 vertretene völkische Fraktion vor allen Dingen durch Agitationsanträge, Behinderung von Regierung und Parlament sowie durch Lärmszenen und Beleidigungen aufgefallen⁵¹. Zu einem ersten Eklat im badischen Landtag kam es schließlich am 4. November, als Baumgartner im Namen des

⁴⁹ Vgl. hierzu u. a. Ernst Otto Bräunche, Die NSDAP in Baden 1928–1933. – Der Weg zur Macht, in: Thomas Schnabel (Hrsg.), Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg. Stuttgart 1982, S. 15–48, hier: S. 22 ff.; Hans-Willi Schondelmaier, Die NSDAP im badischen Landtag, in: Thomas Schnabel (Hrsg.), Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg. Stuttgart 1982, S. 82–112, hier: S. 84 ff.

⁵⁰ Zit. bei Schondelmaier, Die NSDAP im badischen Landtag (wie Anm. 49), S. 89f. – Zum Folgenden ebd.

⁵¹ Vgl. Reinhard Figge, Die Opposition der NSDAP im Reichstag. Köln 1963, S. 53.

Parlaments des soeben verstorbenen Prinzen Max von Baden gedachte, woraufhin Nationalsozialisten und Deutschnationale demonstrativ den Saal verlassen hatten, während die Kommunisten genauso demonstrativ sitzen geblieben waren und sich nicht anlässlich der Ehrung des Toten erhoben hatten.⁵²

Somit war sehr schnell deutlich geworden, dass im badischen Landtag ein neuer, rauer, bislang unbekannter Ton eingezogen war. Da mit den Nationalsozialisten folglich keine Zusammenarbeit auf der Grundlage bisheriger parlamentarischer Gepflogenheiten möglich war und sich auch Kommunisten und Deutschnationale dazu herausgefordert fühlten, der NSDAP in ihren Provokationen in nichts nachstehen zu dürfen, entschied sich Baumgartner in Übereinstimmung mit dem Vizepräsidenten des Landtages, Emil Maier (SPD), sowie den beiden Regierungsfractionen Zentrum und Sozialdemokratie für die Ausarbeitung einer neuen Geschäftsordnung des Landtages, die Ordnungsbestimmungen enthalten sollte, mit deren Hilfe Ordnung und Würde des Hauses in Zukunft wieder effektiver gewährleistet sein sollten.⁵³ Kernstück der neuen Geschäftsordnung war der § 76 a, gemäß dem der Präsident einen Abgeordneten, wenn dieser in gröblicher Weise die Ordnung des Hauses verletzte, für 30 Tage von den Sitzungen des Parlaments ausschließen konnte. Im Falle eines wiederholten Fehlverhaltens eines Abgeordneten konnte dieser sogar für 60 Tage von den Sitzungen ausgeschlossen werden, erhielt während dieser Zeit Hausverbot im Landtag und musste zudem die den Landtagsabgeordneten zustehende Freifahrkarte abgeben.⁵⁴ Wie stark die neue Geschäftsordnung geeignet war, gegen die Agitation der radikalen Fraktionen vorzugehen, macht bereits deren Diskussion im Plenum deutlich, als der Vorsitzende der kommunistischen Landtagsgruppe, Max

⁵² Vgl. hierzu Schondelmaier, Die NSDAP im badischen Landtag (wie Anm. 49), S. 88 ff.; Hansmartin Schwarzmaier, Von der Weimarer Republik zum Dritten Reich. Der Badische Landtag, in: Günter Bradler / Franz Quarthal (Hrsg.), Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament. Die Geschichte der Volksvertretung in Baden-Württemberg. Stuttgart 1982, S. 224–245, hier: S. 236.

⁵³ Die Geschäftsordnung ist abgedruckt bei Karl Groß (Bearb.), Handbuch für den Badischen Landtag. IV. Legislaturperiode 1929–1933, Karlsruhe 1929, S. 53 ff.; vgl. auch die Begründung für die Einbringung einer neuen Geschäftsordnung, in: Amtliche Berichte über die Verhandlungen des badischen Landtages 1929/1930, Sp. 76 ff.

⁵⁴ Zu den Ordnungsstrafen, die seitens des Präsidenten verhängt werden konnten vgl. Groß, Handbuch für den Badischen Landtag. IV. Legislaturperiode 1929–1933 (wie Anm. 53), S. 92; zur neuen Geschäftsordnung vgl. auch Schondelmaier, Die NSDAP im badischen Landtag (wie Anm. 49), S. 90.

Bock, von einer „*Strafvollzugsordnung für den Landtag*“⁵⁵ sprach. Dennoch musste Baumgartners Nachfolger Josef Duffner 1930 und 1932 erfahren, dass auch die neue Geschäftsordnung offenbar immer noch nicht ausreichte, um der hemmungslosen Agitation, insbesondere der Nationalsozialisten, innerhalb des Parlaments effektiv entgegenzutreten. Insgesamt zweimal sollte es im badischen Landtag zu tätlichen Auseinandersetzungen kommen, bei denen der NSDAP-Abgeordnete Kraft jeweils Abgeordnete der Zentrumsparterie misshandelte.⁵⁶ Eugen Baumgartner hat freilich durch die Ausarbeitung der neuen Geschäftsordnung des Landtages klar Stellung bezogen und sich aufrichtig darum bemüht, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln den Nationalsozialisten entgegenzutreten – eine Linie, die er auch als Kultusminister ab 1931 konsequent fortgesetzt hat.

Seitens der badischen Regierung wurde überaus konsequent gegen die Nationalsozialisten vorgegangen, so verhängte seit Februar 1930 Innenminister Wittemann wiederholt Aufmarsch- und Versammlungsverbote gegen die NSDAP und ihre Kampfverbände. Die Rechtsgrundlage hierfür bildeten die Artikel 29 und 30 des Badischen Polizeistrafgesetzbuches, die nach einer Klage der NSDAP sogar nochmals verschärft wurden. Jedoch konnten diese Aufmarsch- und Versammlungsverbote immer nur zeitlich begrenzt für einige Wochen oder Monate ausgesprochen werden.⁵⁷ Dazu traten von Wittemann durchgesetzte Verbote einheitlicher Kleidung der NSDAP und ihrer Kampfformationen in der Öffentlichkeit sowie das Verbot nationalsozialistische Symbole wie Uniformen, Fahnen, Wimpel und Standarten zu zeigen. Der Nachfolger Wittemanns als Innenminister, Emil Maier (SPD), setzte das konsequente Vorgehen gegen die NSDAP fort, indem er nächtliche Ausgangssperren verhängte und öffentliche Geländespiele sämtlicher paramilitärischer Einheiten untersagte. Ganz im Sinne seiner Kabinettskollegen hat auch Eugen Baumgartner ge-

⁵⁵ Amtliche Berichte über die Verhandlungen des badischen Landtages 1929/1930, Sp. 85.

⁵⁶ Zu den Ohrfeigenaffären der Jahre 1930 und 1932 vgl. Badische Presse 19. 12. 1930; Volkswacht 20. 12. 1930; Freiburger Tagespost 20. 12. 1930; Martin-Carl Häußermann, Der Badische Landtag in Dokumenten. Die „Ohrfeigenaffäre“ im Badischen Landtag, in: Badische Heimat 73 (1993), S. 468/469; Schwarzmaier, Von der Weimarer Republik (wie Anm. 52), S. 237 ff.; Freiburger Tagespost 17. 2. 1932, Freiburger Tagespost 20. 2. 1932; vgl. auch Schondelmaier, Die NSDAP im Badischen Landtag (wie Anm. 49), S. 99 ff.

⁵⁷ Zum Vorgehen der Badischen Staatsregierung gegen den politischen Radikalismus vgl. ausführlich Hermann Brandel, Staatliche Maßnahmen gegen den politischen Radikalismus in Baden 1930–1933, Diss. iur. Heidelberg 1976, S. 14 ff. sowie Anlagen 1–3, S. 111 ff.

wirkt, so beispielsweise im April 1932 durch den Erlass einer Verordnung zu der politischen Betätigung noch nicht volljähriger Schüler. Hierin wurde allen Schülern unter Androhung strenger Schulstrafen verboten, einer politischen Partei bzw. deren Jugendorganisation anzugehören, öffentliche parteipolitische Versammlungen jeder Art zu besuchen und sich überhaupt parteipolitisch zu betätigen. Darüber hinaus wurde sämtlichen Schülern untersagt, Parteiuniformen und politische Abzeichen zu tragen, staats-, verfassungs- und religionsfeindliche Schriften herzustellen oder zu verteilen und Handlungen vorzunehmen, die den gewaltsamen Umsturz der Gesellschafts- und Staatsform bezweckten. Auch den Lehrkräften wurde eine parteipolitische Beeinflussung der Schüler innerhalb und außerhalb des Dienstes untersagt; gleichzeitig wurden sie an ihren Beamteneid und die damit verbundenen Pflichten gegenüber dem republikanisch-demokratischen Staat erinnert. Da sich die NSDAP wie auch die Kommunisten in erster Linie an die junge Wählerschaft wandten, stand die Zielrichtung der Verordnung Baumgartners außer Frage.⁵⁸

Neben dem Vorgehen gegen den politischen Radikalismus bildeten die Bemühungen um den Abschluss eines Konkordats das zentrale Thema der badischen Politik seit dem Spätherbst 1929.⁵⁹ Im 19. Jahrhundert war es nicht zum Abschluss eines Konkordats zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Heiligen Stuhl gekommen, vielmehr hatte die Zweite Kammer den Entwurf für ein Konkordat 1859 abgelehnt, in der Folgezeit war das Großherzogtum faktisch zum parlamentarischen System übergegangen – gleichbedeutend mit der fast sechzig Jahre währenden Periode der nationalliberalen Vorherrschaft. Die kirchenrechtlichen Verhältnisse Badens beruhten somit noch immer auf zwei päpstlichen Bullen aus den Jahren 1821 und 1827, deren Gültigkeit allerdings von der päpstlichen

⁵⁸ Vgl. Brandel, Staatliche Maßnahmen (wie Anm. 57), S. 97, sowie ebd. Anlage 12.

⁵⁹ Zum Folgenden vgl. Ernst Föhr, Geschichte des Badischen Konkordats. Freiburg 1957; Susanne Plück, Das Badische Konkordat vom 12. Oktober 1932. Mainz 1984; Joachim Köhler, Die katholische Kirche in Baden und Württemberg in der Endphase der Weimarer Republik und zu Beginn des Dritten Reiches, in: Thomas Schnabel (Hrsg.), Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg 1928–1933. Stuttgart 1982, S. 257–294, hier: S. 259ff.; Gerhard Kaller, Baden in der Weimarer Republik, in: Hansmartin Schwarzmaier / Meinrad Schaab (Hrsg.), Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. Bd. 4: Die Länder seit 1918. Stuttgart 2003, S. 23–72, hier: S. 43ff.; zur Würdigung des Konkordats aus juristischer Sicht vgl. Alexander Hollerbach, Das Badische Konkordat vom 12. Oktober 1932, in: Gerd Kleinheyer / Paul Mikat (Hrsg.), Beiträge zur Rechtsgeschichte. Gedächtnisschrift für Hermann Conrad. Paderborn / München / Wien / Zürich 1979, S. 283–305.

Kurie nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und damit verbunden dem Übergang zur republikanischen Staatsform bestritten wurde.⁶⁰ Einerseits war 1917 der Codex iuris Canonici, also ein neues Kirchenrecht, in Kraft getreten, andererseits betonte Rom, sei mit der Monarchie auch der Vertragspartner von 1821 bzw. 1827 weggefallen. Seitens des Heiligen Stuhles wurde nunmehr beansprucht, sofern es nicht zu einem Konkordatsabschluss mit dem Freistaat Baden komme, den nächsten Freiburger Erzbischof frei, entsprechend den Bestimmungen des Codex iuris Canonici, zu ernennen, ohne dabei auf das bisher zugestandene Wahlrecht des Freiburger Domkapitels Rücksicht zu nehmen. Bei der Wahl von Karl Fritz zum Nachfolger von Erzbischof Thomas Nörber im Jahr 1919 konnte ein Konflikt über das Wahlrecht des Domkapitels noch vermieden werden, da Rom diesen entsprechend dem Votum der Domkapitularen ernannte, ohne jedoch seinen prinzipiellen Anspruch auf freie Ernennung des Erzbischofs fallen zu lassen.⁶¹ Die Frage eines Konkordats wurde in den 1920er-Jahren zunächst nicht weiter behandelt. So bemühte sich der päpstliche Nuntius Eugenio Pacelli am Ende erfolglos um ein Reichskonkordat, andererseits gab es in Baden keine politische Kraft, die auf einen Konkordatsabschluss drängte. Sowohl Erzbischof Fritz wie auch Joseph Schofer, der Vorsitzende der Badischen Zentrumsparlei, und schließlich Finanzminister Heinrich Köhler (ebenfalls Zentrum) haben kein Konkordat angestrebt, da sie die auf gesetzlicher Grundlage geschaffenen Regelungen zwischen Staat und Kirche für durchaus zufriedenstellend hielten und das Zentrum nicht unnötig in Konflikte mit seinen Koalitionspartnern SPD und DDP geraten wollte.⁶² Eine grundlegend neue Situation trat schließlich 1929 ein. In diesem Jahr war es Pacelli gelungen, mit dem ebenfalls von einer Weimarer Koalition regierten Preußen zu einem

⁶⁰ Vgl. Föhr, Geschichte des Badischen Konkordats (wie Anm. 59), S. 7f. – Zum Folgenden ebd.; Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 24ff. – einen gelungen Überblick über die rechtliche Ausgangslage gibt Köhler, Die katholische Kirche in Baden und Württemberg (wie Anm. 59), S. 259, wobei Köhler auf der Darstellung Föhrs aufbaut.

⁶¹ Vgl. Föhr, Geschichte des Badischen Konkordats (wie Anm. 59), S. 8; zur Wahl bzw. Ernennung von Karl Fritz zum Erzbischof vgl. Hans-Peter Fischer, Die Freiburger Erzbischofswahlen und der Episkopat von Thomas Nörber: ein Beitrag zur Diözesangeschichte, Freiburg i. Br. 1997, S. 321 ff.; sowie Christoph Schmider, Die Freiburger Erzbischöfe. 175 Jahre Erzbistum Freiburg. Eine Geschichte in Lebensbildern. Freiburg i. Br. 2002, S. 129f.

⁶² Vgl. Föhr, Geschichte des Badischen Konkordats (wie Anm. 59), S. 9, 11; zur Argumentation von Erzbischof Fritz vgl. auch Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 31f.

erfolgreichen Konkordatsabschluss zu gelangen wie auch die landespolitische Position der Zentrumsparlei durch das erfolgreiche Abschneiden bei den Landtagswahlen gestärkt erschien.⁶³ Schließlich bahnte sich innerhalb der Zentrumsparlei ein Generationenwechsel an: während Prälat Schofer bereits angeschlagen war, gehörten Ernst Föhr und Eugen Baumgartner, der nunmehr an die Spitze der Landtagsfraktion trat, zu den unbedingten Befürwortern eines Konkordatsabschlusses. Die Situation erschien nicht zuletzt deshalb günstig, weil anders als in Preußen in Baden nicht ein Sozialdemokrat, sondern mit Josef Schmitt und Josef Wittemann in den kommenden Jahren jeweils ein Vertreter der Zentrumsparlei an der Spitze der Regierung stand. Im Rahmen der im November 1929 geführten Koalitionsverhandlungen erklärte sich die SPD widerstrebend bereit, in der nächsten Legislaturperiode den Abschluss eines Konkordats ins Auge zu fassen, ein Vorhaben, das von der DDP grundsätzlich abgelehnt wurde, weshalb diese aus der Regierungskoalition ausschied. Doch hatte sich die SPD das Kultusministerium reserviert; als neuer Minister behandelte Adam Remmele in den kommenden beiden Jahren die Frage des Konkordatsabschlusses zunächst einmal dilatorisch, ein erster von ihm erstellter Konkordatsentwurf wurde von Seiten des Vatikan nicht als geeignete Grundlage für den Eintritt in Verhandlungen angesehen.⁶⁴ Folglich erarbeitete Baumgartner, der im Dezember 1930 dem inzwischen verstorbenen Schofer als Parteichef nachgefolgt war, einen Konkurrenzentwurf aus, der von Seiten Roms als ebenfalls noch nicht zufriedenstellend angesehen wurde. Gleichwohl gelang der Zentrumsparlei unter Führung Baumgartners 1931 ein wichtiger Erfolg. Auf Antrag des Evangelischen Volksdienstes (EVD) wurde neben dem Abschluss eines Konkordates bzw. parallel dazu auch der Abschluss eines Staatskirchenvertrages mit der evangelischen Kirche ins Auge gefasst.⁶⁵ Damit hatten neben der Zentrumsparlei auch andere Parteien ein Interesse am Abschluss eines Konkordats, denn auch die DVP, deren Spitzenrepräsentanten z. T. der

⁶³ Zum Wahlerfolg der Badischen Zentrumsparlei, den Koalitionsverhandlungen und den ersten Sondierungen zwischen dem Freistaat Baden und dem Heiligen Stuhl im Spätherbst 1929 vgl. Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 14ff.; Plück, *Das Badische Konkordat* (wie Anm. 59), S. 49ff.

⁶⁴ Zum Konkordatsentwurf Remmeles vgl. Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 19ff.; Plück, *Das Badische Konkordat* (wie Anm. 59), S. 64ff.

⁶⁵ Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 30f.; Plück, *Das Badische Konkordat* (wie Anm. 59), S. 75ff.

Evangelischen Landessynode angehörten, strebten einen Staatskirchenvertrag und somit indirekt auch ein Konkordat an. Dies führte im Sommer 1931 zur Erweiterung der Regierungskoalition, in die gegen den Widerstand der SPD nunmehr auch die DVP eintrat.⁶⁶ Im Zuge der damit verbundenen Kabinettsumbildung erhielt die Zentrumspartei erstmals das Kultusministerium, das mit Josef Schmitt besetzt wurde. Da jedoch schon im September 1931 Justizminister Wittemann verstarb, wechselte Schmitt in dieses Ministerium über, so dass Eugen Baumgartner zum neuen badischen Kultusminister aufstieg. Da die Badische Zentrumspartei in der Regel auf eine Trennung von Ministeramt und Parteivorsitz drängte, musste Baumgartner Letzteren wie auch das Amt des Fraktionsvorsitzenden an Ernst Föhr weitergeben. Als Kultusminister hat Baumgartner die Bemühungen um den Konkordatsabschluss selbstverständlich energisch vorangetrieben, ohne jedoch verhindern zu können, dass es nach dem Tod von Erzbischof Fritz im Februar 1932 zu einer neuerlichen Krise kam.⁶⁷ Rom beanspruchte ohne Rücksicht auf das Votum des Domkapitels den Nachfolger von Karl Fritz ernennen zu können, was zu entsprechend heftigen Protesten der Sozialdemokratie wie auch der liberalen Parteien im Landtag führte. Sozialdemokraten wie Liberale drohten damit, die staatlichen Leistungen an die Kirche einzufrieren, wenn die päpstliche Kurie die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Vereinbarungen zwischen Baden und dem Heiligen Stuhl nicht mehr anerkenne. Die Situation beruhigte sich allerdings wieder, als mit Conrad Gröber ein ehemaliger Freiburger Domkapitular, kurz ein badisches Landeskind, zum neuen Oberhirten der Oberrheinischen Kirchenprovinz ernannt wurde.

Die abschließenden Verhandlungen zwischen der Badischen Staatsregierung und Conrad Gröber, der sich selbst noch überaus aktiv in die laufenden Erörterungen einschaltete, auf der einen und dem Heiligen Stuhl auf der anderen Seite fanden schließlich im August 1932 statt⁶⁸, bevor das Konkordat am 12. Oktober 1932 durch Staatspräsident Schmitt, Eugen Baumgartner und Finanzminister Mattes in Hegne unterzeichnet

⁶⁶ Zur Regierungsumbildung 1931 vgl. Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 22.; Plück, *Das Badische Konkordat* (wie Anm. 59), S. 73 f.

⁶⁷ Zur Sedisvakanz des Jahres 1932 und den hieraus erwachsenden neuerlichen Friktionen vgl. Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 23 ff.; Plück, *Das Badische Konkordat* (wie Anm. 59), S. 78 ff.

⁶⁸ Vgl. Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 36 ff.; Plück, *Das Badische Konkordat* (wie Anm. 59), S. 112 ff.

wurde.⁶⁹ Obwohl die Bestimmungen des Konkordats im Wesentlichen nur eine völkerrechtliche Fixierung des bestehenden gesetzlichen Zustandes darstellten, kam es unmittelbar nach Bekanntwerden des Konkordats textes seitens der DDP, der Deutschnationalen wie auch der Nationalsozialisten zu einem förmlichen Konkordatsrummel, in dem gegen den Vertragsabschluss Stimmung gemacht wurde.⁷⁰ Vor allem aber waren es die Kommunisten, die überaus starken Druck auf die Sozialdemokratie ausübten. Diese war sich in ihrer Haltung zum Konkordat überaus unerschütterlich⁷¹; Innenminister Maier, obwohl Sozialdemokrat, gleichwohl bekennender Katholik und somit potenziell ein Konkordatsbefürworter, war im August 1932 gestorben. Das einzig verbliebene sozialdemokratische Kabinettsmitglied, Staatsrat Rückert, plädierte letzten Endes dafür, sich bei der Abstimmung über das Konkordat zu enthalten und diesem somit letztlich zur Annahme zu verhelfen. Doch geriet die SPD je länger, desto mehr unter den Druck der Kommunisten, die den Sozialdemokraten „schamlose Betrugsmanöver“ vorwarfen. Für die SPD-Führung stehe bereits fest, so die kommunistische Arbeiterzeitung, dass die SPD nach der Reichstagswahl, wenn „das Geschäft des Stimmen- und Dummenfangs“ vorüber sei, dem Konkordat ohne weiteres zustimmen werde. Es sei daher endlich an der Zeit, „Schluss mit den Steigbügelhaltern der schwarzen Reaktion zu machen“.⁷² Gegenüber dem sozialdemokratischen „Konkordatsschacher“ riefen die Kommunisten die bisher sozialdemokratischen Arbeiter dazu auf, sich in die „Einheitsfront im Kampf gegen die Konkordatsschacherer und gegen Notverordnungspolitiker“, „gegen die Kulturreaktion und gegen den Faschismus“, „gegen Konkordat und Koalitionspolitik“ einzureihen.⁷³ Angesichtes der somit immer größer werdenden Gefahr, Wähler nach links zu verlieren, beschloss der Landesparteitag der SPD entgegen dem Votum der Landtagsfraktion den

⁶⁹ Vgl. Föhr, Geschichte des Badischen Konkordats (wie Anm. 59), S. 44.; Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 127ff.

⁷⁰ Vgl. Föhr, Geschichte des Badischen Konkordats (wie Anm. 59), S. 44ff., Kap. 10: „Siedehitze im Konkordatskampf“; Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 133ff.

⁷¹ Zur Haltung der badischen SPD über die Frage des Konkordatsabschlusses vgl. Erich Matthias, Die Mannheimer Sozialdemokraten und der Bruch der Badischen Koalition am 30. November 1932, in: IWK 15 (1979), S. 437–442; vgl. auch Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 149ff.

⁷² Arbeiterzeitung 26. 11. 1932; Matthias, Die Mannheimer Sozialdemokraten (wie Anm. 71), S. 439f.

⁷³ Die Zitate: Arbeiterzeitung 12. 11.; 15. 11.; 16. 11.; 17. 11.; 18. 11. 1932.

Ausstieg aus der Regierungskoalition. Obwohl die SPD somit gegen das Konkordat stimmte, gelang es Föhr, Schmitt und Baumgartner dieses mit der Unterstützung von DVP und Wirtschaftspartei bei Stimmengleichheit im Landtag durch das in diesem Fall doppelt zählende Votum des Landtagspräsidenten „durchzubringen“⁷⁴. Ohne Zweifel hatten Baumgartner und Föhr mit der Annahme des Konkordats einen großen politischen Erfolg erzielt. Man kann fast von der Überwindung eines Traumas sprechen, hatte doch, wie schon erwähnt, die Ablehnung des Konkordats 1859 den Beginn des Badischen Kulturkampfes markiert. Nunmehr waren endlich die Rechte der katholischen Kirche in Baden in einem völkerrechtlich bindenden Vertrag mit dem Vatikan gesichert. Gleichwohl hätten in einer so schwierigen Situation wie im November 1932 die Prioritäten anders gesetzt werden müssen. Angesichts des heranstürmenden Radikalismus und schwindelerregend hoher Arbeitslosenzahlen hätte eine stabile Regierungskoalition den Vorzug vor dem Abschluss eines Konkordats haben müssen.⁷⁵ Somit ging die Badische Regierung, die jetzt nur über eine hauchdünne Mehrheit verfügte, bereits angeschlagen in das Jahr 1933. Auch die endgültige Ratifikation des Konkordats stand noch aus, denn diese konnte entsprechend den Bestimmungen der badischen Verfassung erst drei Monate nach der parlamentarischen Verabschiedung des Vertragswerkes vollzogen werden.

V.

Die Badische Staatsregierung geriet nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler von zwei Seiten massiv unter Druck⁷⁶: einerseits wurde von den badischen Nationalsozialisten nunmehr lautstark die Forderung nach Neuwahlen artikuliert, andererseits erlaubte die am 4. Februar erlassene „*Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des Deutschen Volkes*“ (Schubladenverordnung) dem Reichsinnenminister weitgehende

⁷⁴ Zur parlamentarischen Behandlung des Konkordats vgl. Föhr, Geschichte des Badischen Konkordats (wie Anm. 59), S. 49ff.; Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 153ff.

⁷⁵ Eine Übersicht über die in der Forschung vertretenen Positionen bzgl. der Frage der Verantwortlichkeit für den Bruch der badischen Koalition im November 1932 findet sich bei Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 182ff.

⁷⁶ Zum Folgenden vgl. grundsätzlich Horst Rehberger, Die Gleichschaltung des Landes Baden 1932/33. Heidelberg 1966, S. 52ff.

Eingriffsrechte in die Presse- und Versammlungsfreiheit und damit mittelbar auch in die Kompetenzsphäre der Landesregierungen.⁷⁷ Auf der Grundlage der Schubladenverordnung erließ schließlich Reichsinnenminister Wilhelm Frick in der zweiten Februarhälfte wegen angeblich „böswilliger Verächtlichmachung des Reichskanzlers“ ein Verbot gegen 16 in Baden erscheinende Zeitungen für die Dauer von wenigen Tagen, in manchen Fällen von bis zu 4 Wochen.⁷⁸ Seitens der Badischen Staatsregierung war man nicht bereit, das Verbotsersuchen des Reichsinnenministers durchzusetzen, zumal unter den beanstandeten Zeitungen sich auch zahlreiche katholische Blätter befanden.⁷⁹ Immerhin hatte die Badische Regierung die Möglichkeit, gegen das Verbotsersuchen Klage beim Staatsgerichtshof einzureichen, was in den meisten Fällen zur Aufhebung oder doch zumindest zu einer Verkürzung der Verbotsdauer führte. Gerade weil die Badische Staatsregierung sich somit im Wahlkampf gegen die von der Reichsregierung betriebene Politik zur Wehr setzte, erklärte Innenminister Frick, „*dass gewisse Länderregierungen den Sinn der neuen Zeit noch nicht verstanden hätten*“ und er es nicht dulden werde, dass in der „*schwarz-roten Systempresse*“ Mitglieder der Reichsregierung verächtlich gemacht würden. Die Reichsregierung würde eingreifen, „*selbst wenn darunter die Autorität der Landesregierung Schaden leiden sollte*“⁸⁰. Dies war freilich die unverhohlene Drohung mit der Einsetzung eines Reichskommissars, gegen die sich Baumgartner und Staatspräsident Schmitt während des Märzwahlkampfes 1933 energisch zur Wehr setzten.⁸¹

Auch war es der Badischen Staatsregierung im Frühjahr 1933 nicht mehr möglich, die Beamtenschaft frei von Sympathisanten der Nationalsozialisten zu halten⁸²: eine streng antinationalsozialistische Personalpolitik konnte nun nicht mehr verfolgt werden, denn nach der Übertragung der Reichskanzlerschaft an Hitler war es schlicht unmöglich geworden,

⁷⁷ Vgl. Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 56.

⁷⁸ Vgl. Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 58ff.

⁷⁹ Aufstellung dieser Blätter bei Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 59, FN 23.

⁸⁰ So Frick auch in einer Rede in Freiburg am 2. 3. 1933 (Führer 4. 3. 1933); vgl. auch Karl Person, Der Badische Landtag und die Badische Regierung im Jahre 1933, in: Karl Joseph Rößler (Hrsg.), Der Badische Landtag, Freiburg 1949, S. 41–55, hier: S. 43.

⁸¹ Vgl. Badischer Beobachter 5. 3. 1933.

⁸² Zur allmählichen Unterwanderung der Beamtenschaft durch die Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 vgl. Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 77), S. 82ff.; Brandel, Staatliche Maßnahmen (wie Anm. 57), S. 67ff.

gegen Beamte vorzugehen, weil sie sich mit den Zielen des Nationalsozialismus identifizierten. Sämtliche von Baumgartner mitgetragenen Verbote mussten nunmehr gelockert werden bzw. die Staatsregierung sah sich darauf beschränkt, die Beamten in sehr allgemein gehaltenen Worten zur parteipolitischen Neutralität zu ermahnen.⁸³

Die Woche nach den Reichstagswahlen am 5. März führte schließlich auch in Baden zur nationalsozialistischen Machtergreifung.⁸⁴ Nachdem es seit dem 6. März zu von der SA inszenierten Tumulten kam, erfolgte am 8. März die schon lange befürchtete Ernennung des NSDAP-Gauleiters Robert Wagner zum Reichskommissar. Da nach Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland die Aufrechterhaltung öffentlicher Sicherheit und Ordnung unter der jetzigen Landesregierung nicht gewährleistet sei, so Frick, erfolge die Ernennung des Landtagsabgeordneten Robert Wagner zum Reichskommissar in Baden.⁸⁵ Rechtsgrundlage für die Übertragung der Befugnisse der obersten Landesbehörde an Wagner bildete § 2 der Reichstagbrandverordnung. In den folgenden drei Tagen erfolgte schrittweise die Ausschaltung der Badischen Staatsregierung, der es freilich noch in letzter Minute gelang, die Ratifikation des Badischen Konkordats und des evangelischen Staatskirchenvertrages in den Morgenstunden des 11. März zu vollziehen.⁸⁶ Damit war, wie Prälat Föhr in der Rückschau schreibt, der Urkundenaustausch zu den beiden Badischen Staatskirchenverträgen in der Tat „*die letzte Amtshandlung der frei gewählten Regierung in dem demokratischen Land Baden*“.⁸⁷ Unmittelbar danach musste Staatspräsident Schmitt der Gewalt von Reichskommissar Wagner weichen und wurde sofort in Schutzhaft genommen. Am Nachmittag desselben Tages erschien der von Wagner als Kultusminister eingesetzte Hauptschriftleiter des Führers, Otto Wacker, bei Baumgartner und erklärte auch diesen kurzerhand für abgesetzt. Baumgartner hatte den Mut, zu erklären, „*dass er weder einen tatsäch-*

⁸³ Vgl. Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 88.

⁸⁴ Vgl. Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 90ff.

⁸⁵ Der Text des Telegramms, in dem die Einsetzung des Reichskommissars verfügt wurde ist abgedr. in: *Karlsruher Zeitung* 9. 3. 1933.

⁸⁶ Zur Ratifikation des Konkordats vgl. Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 55f.; Plück, *Das Badische Konkordat* (wie Anm. 59), S. 165ff.; Rehberger, *Die Gleichschaltung Badens* (wie Anm. 76), S. 102ff.; Amalie Heck, *Der Widerstand der Badischen Staatsregierung vor und während der Machtergreifung der NSDAP am 11. März 1933*, in: *Badische Heimat* 73 (1993), S. 491–498.

⁸⁷ Föhr, *Geschichte des Badischen Konkordats* (wie Anm. 59), S. 55.

*lichen noch einen rechtlichen Grund für die Einsetzung eines Kommissars in sein Ministerium anzuerkennen vermöge, da die Notverordnung nur zur Bekämpfung kommunistischer Umtriebe erlassen worden sei und die Delegation der Reichsregierung sich nur auf die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung erstrecke. Es werde wohl niemand behaupten können, dass einzelne Minister ihre Pflicht gegenüber dem Reich, der Verfassung und den Gesetzen oder gegen rechtmäßige Anordnungen der Reichsorgane verletzt hätten. Für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sei die Einsetzung von Kommissaren weder notwendig noch rechtlich irgendwie begründet. Von einer Übergabe der Geschäfte, die er als vom Landtag gewählter Minister wahrzunehmen habe, könne deshalb keine Rede sein. Wenn der Reichskommissar Räume und Dienstgeschäfte des Ministeriums in Anspruch nehme, so könne er, der Minister, ihn nicht daran hindern, da er nicht im Besitz der Polizeigewalt sei. Gegen die Übernahme der Räume durch Dr. Wacker lege er feierlich Protest ein“.*⁸⁸ Freilich änderte dieser entschlossene Protest Baumgartners wenig, vielmehr musste er wie die gesamte Badische Staatsregierung der brutalen Gewalt des heraufziehenden Nationalsozialismus weichen.

Auf der Grundlage der Gleichschaltungsgesetze kam es im Mai 1933 nochmals zur Konstituierung eines neuen badischen Landtages, dessen Zusammensetzung nunmehr auf dem Ergebnis der Wahlen vom 5. März basierte.⁸⁹ Konkret bedeutete dies, dass auch in Baden Nationalsozialisten und Deutschnationale über die absolute Mehrheit verfügten. Baumgartner hat diesem neuen Landtag, anders als andere ehemalige Spitzenpolitiker der Badischen Zentrumsparterie, nochmals angehört und stand als Vertreter der nunmehrigen Oppositionsparteien sogar an der Spitze des Finanzausschusses.⁹⁰ Faktisch kam dieser Funktion keinerlei Bedeutung mehr zu. Unter massiven Drohungen des Reichskommissars wurde die Zentrumsparterie genötigt, Mitte Juni auch in Baden einem Ermächtigungsgesetz zuzustimmen, das sowohl die Gesetzgebungskompetenzen wie auch das Recht der Wahl bzw. Ernennung sowie der Kontrolle der Staats-

⁸⁸ Badischer Beobachter 12. 3. 1933; vgl. auch Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 104 f.

⁸⁹ Zum Ende des Badischen Landtages vgl. Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 125 ff.

⁹⁰ Vgl. Karl Groß, Handbuch für den Badischen Landtag. V. Landtagsperiode 1933–1937. Karlsruhe 1933.

regierung auf den zum Reichsstatthalter ernannten NSDAP-Gauleiter Robert Wagner übertrug.⁹¹ Im darauf folgenden Jahr wurde der ohnehin nur zweimal zusammengetretene Landtag endgültig aufgelöst.

In der Zeit des Nationalsozialismus bestand für Baumgartner keine politische Betätigungsmöglichkeit mehr, so dass sich der ehemalige Kultusminister in seiner Heimatstadt Freiburg ganz ins Privatleben zurückzog.⁹² Baumgartner sah sich auch hier „*fortgesetzten Nadelstichen und gelegentlich bedrohlichen Schikanen*“ durch den NSDAP-Kreisleiter ausgesetzt. In seinen letzten Lebensjahren hat sich Baumgartner erneut rechts- und kirchengeschichtlichen Studien zugewandt. So verfasste er 1936 aus Anlass der Einweihung der neuen Pfarrkirche in Freiburg-Herdern eine überaus umfangreiche Studie über die Geschichte der Pfarrei St. Urban, die im Freiburger Diözesanarchiv 1936 erschien. Eugen Baumgartner verstarb am 12. April 1944 infolge einer schweren Krankheit. Seine Bedeutung als katholischer Politiker wurde schließlich nochmals dadurch gewürdigt, dass Erzbischof Conrad Gröber der Bestattung beiwohnte.

VI.

Das Wirken Eugen Baumgartners steht stellvertretend für die Politik der Badischen Zentrumspartei in der Weimarer Republik. Diese hat sich 1918, indem sie alte Vorurteile hintanstellte, zur Zusammenarbeit mit der badischen Sozialdemokratie entschlossen und die daraus entstandene Koalition auch nach der Konsolidierung der Lage im Jahr 1919 über weit mehr als ein Jahrzehnt fortgesetzt. Selbstverständlich hat Baumgartner und mit ihm die Badische Zentrumspartei den Gedanken, eine sozialistische Staats- und Wirtschaftsordnung aufzubauen, strikt abgelehnt. Dennoch ergaben sich auf sozialpolitischem Gebiet zwischen der in Baden reformistisch eingestellten Sozialdemokratie und der Badischen Zentrumspartei, die dem Gedanken des christlichen Solidarismus folgte, eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten. So sprachen sich beide Parteien für

⁹¹ Zum badischen Ermächtigungsgesetz vgl. Rehberger, Die Gleichschaltung Badens (wie Anm. 76), S. 130ff.

⁹² Zum Folgenden vgl. Siebler, Baumgartner (wie Anm. 1), S. 24f. – das folgende Zitat ebd.

den Ausbau des Arbeitsrechtes, d.h. insbesondere für den Ausbau der Arbeitsschutzgesetze, die Stärkung der Stellung der Arbeiterschaft in den Gewerbeberichten und für die Schaffung einer Arbeitslosenversicherung aus. Genauso lagen beiden Koalitionsparteien die Ausweitung der innerbetrieblichen Demokratie und die Sorgen der Klein- und Sozialrentner am Herzen. Entschieden entgegengetreten ist die Badische Koalition auch der in Baden durch Deutschnationale und Landbund repräsentierten „nationalen Rechten“. Insbesondere der Landbund wurde als eine Partei, die nur egoistische Standesinteressen ohne Rücksicht auf das Allgemeinwohl verfolge, entschieden bekämpft. Folgerichtig bekannte sich die Badische Zentrumsparlei in der Außenpolitik zum Gedanken der Völkerverständigung und zum Ausgleich mit Frankreich.

Trotz ihres Eintretens für den republikanisch-demokratischen Staat im Innern standen die Badische Zentrumsparlei und namentlich Baumgartner der Weimarer Verfassung keineswegs kritiklos gegenüber. So kritisierte Baumgartner in mehreren Denkschriften, dass die Weimarer Verfassungswirklichkeit durch eine „*gar zu weitgehende Zentralisierung*“ gekennzeichnet sei, in der „*die Wahrung berechtigter Eigenarten durch die Länder verhindert*“ werde.⁹³ In diesem Sinne hat sich Baumgartner für die Reform oder doch zumindest die Modifikation der Weimarer Reichsverfassung im Sinne eines wohl „*überlegten Föderalismus*“⁹⁴, der einer größeren Selbstständigkeit der Länder Rechnung tragen sollte, ausgesprochen. Da Baumgartner mit seiner Denkschrift über das Reich und die Länder aus dem Jahre 1923 auf nur wenig Resonanz gestoßen ist und im Gegenteil eine unitarische Reichsreform zu befürchten stand, hat der Landtagspräsident in der zweiten Hälfte der Zwanzigerjahre sich einer derartigen Reichsreform entschieden entgegengestellt. Unbedingt verhindert werden sollte, dass das Reich sowohl hinsichtlich der Gesetzgebung als auch auf dem Verwaltungssektor seine Rechte immer weiter zulasten der Länder ausdehnte.

Als badischer Kultusminister hat Baumgartner in zweierlei Richtungen gewirkt: einen großen Erfolg bedeutete zweifellos der Abschluss des Badischen Konkordats, der von Baumgartner sowohl als Parteivorsitzender des Badischen Zentrums wie auch als Minister forciert wurde. Für Baumgartner stellte das Konkordat eine absolute Notwendigkeit dar, da die

⁹³ Baumgartner, Das Reich und die Länder (wie Anm. 26), S. 2.

⁹⁴ Ebd., S. 3.

alten, noch aus den 1820er-Jahren stammenden Verträge zwischen Baden und dem Heiligen Stuhl „*durchlöchert und überholt*“⁹⁵ waren. Für die Katholiken bedeutete das Konkordat insbesondere in psychologischer Hinsicht einen großen Erfolg: nunmehr waren die Rechte der katholischen Kirche in Baden endlich in einem völkerrechtlich bindenden Vertrag festgeschrieben, nachdem die Ablehnung einer Konkordatsvorlage den Beginn des Badischen Kulturkampfes im Jahr 1859 markiert hatte. Dem stand freilich gegenüber, dass für den Abschluss des Konkordats die bis zu diesem Zeitpunkt durchaus bewährte Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie geopfert wurde und die Badische Staatsregierung somit in der Krise der Weimarer Republik eine stabile parlamentarische Basis einbüßte.

Schließlich hat Baumgartner als Kultusminister wie schon zuvor als Landtagspräsident konsequent alle legalen Möglichkeiten genutzt, um dem heraufziehenden Nationalsozialismus entgegenzutreten und hat erst im März 1933 vor der rohen Gewalt der Nationalsozialisten kapitulieren müssen.

⁹⁵ Zitiert bei Plück, Das Badische Konkordat (wie Anm. 59), S. 154.

Rolf Seuser aus Wehr/Baden – Novize des Kapuzinerklosters Stühlingen und Soldat der deutschen Wehrmacht

Von Franz Josef Schäfer

Zu den vernachlässigten Themen der Katholizismusforschung gehören u. a. die Kriegserfahrungen junger Katholiken.¹ Zudem fehlt es bisher an lokalen oder zumindest regionalen „Tiefenbohrungen“, die „*etwa anhand von Ego-Dokumenten den Stellenwert des Antisemitismus bzw. Antijudaismus im Alltagsleben des katholischen Milieus ausloten*“ könnten.² Das Forschungsfeld „Katholische Kirche und Krieg“ ist erst in Ansätzen bearbeitet.³ Bezüglich der aktiven katholischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg fehlt nicht nur eine zuverlässige Quellenedition von Ego-Dokumenten aus der Akteursebene, sondern auch eine breit angelegte Studie.⁴

Im folgenden Beitrag soll das zuerst genannte Desiderat aufgegriffen werden, wohingegen zum zweiten zumindest Spurenelemente nachgewiesen werden können.

¹ Karl-Joseph Hummel, Kirche und Katholiken im Dritten Reich. In: Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung. Tatsachen, Deutungen, Fragen. Eine Zwischenbilanz, hrsg. von Karl-Joseph Hummel (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen 100). Paderborn, München, Wien, Zürich 2004, S. 59–81, hier S. 61, Anm. 7.

² Michael Hochgeschwender, Katholizismus und Antisemitismus, in: Ebd., S. 31–48, hier S. 46.

³ Michael Kießner, Katholiken im Dritten Reich: eine historische Einführung, in: Die Katholiken und das Dritte Reich. Kontroversen und Debatten, hrsg. von Karl-Joseph Hummel und Michael Kießner. Paderborn, München, Wien, Zürich 2., durchgesehene Auflage 2010, S. 13–35, hier S. 29. Vgl. Heinrich Missalla, Für Gott, Führer und Vaterland. Die Verstrickung der katholischen Seelsorge in Hitlers Krieg. Stuttgart 1999.

⁴ Antonia Leugers, Jesuiten in Hitlers Wehrmacht. Kriegslegitimation und Kriegserfahrung. Mit 66 bisher unveröffentlichten Dokumenten (Krieg in der Geschichte, Band 53). Paderborn, München, Wien, Zürich 2009, S. 118.

Im Mittelpunkt des Beitrages steht Rolf Seuser, der am 8. Oktober 1920 in Wehr im südlichen Schwarzwald⁵ geboren wurde, am Sonntag, dem 18. August 1935 in das Fidelis-Kolleg Bensheim⁶ eintrat und Ostern 1940 die Reifeprüfung am Gymnasium Bensheim ablegte. Am 6. Juli 1940 begann er sein Noviziat im Kapuzinerkloster Stühlingen (Frater Gerbert). Er wurde am 10. Oktober 1940 zur deutschen Wehrmacht einberufen und fiel am Montag, dem 28. Juli 1941, an der Ostfront.

Überliefert ist ein Tagebuch Rolf Seusers, das am 20. Juni 1940 begonnen wurde und mit dem Eintrag vom 25. Juli 1941 abbricht.⁷ In seiner Personalakte im Provinzarchiv der Rheinisch-Westfälischen Kapuziner in München⁸ sind neben Tagebuchauszügen auch Briefe Seusers an Kameraden bzw. den damaligen Präfekten des Fidelis-Kollegs Bensheim, P. Otto Weber OFMCap (1897–1972), enthalten. Außerdem enthält die Akte ein Biogramm eines namentlich nicht genannten Verfassers sowie Briefe an das Kapuzinerkloster Bensheim von Verfassern, die Rolf Seuser nahestanden und sich nach seinem gewaltsamen Tode über ihn geäußert hatten.

Am 22. September 1946 wurden Rolf Seusers Initialen „RS“ am Banner der „Kreuzritter“ angebracht. Raymund Linden (1904–1981), Provinzial

⁵ Vgl. Fridolin Jehle, Wehr. Eine Ortsgeschichte. Wehr 1969; Wehr. Gesichter einer Stadt. Fotos, hrsg. von Reinhard Valenta. Wehr 2006; Katharina Valenta-Wichmann, Wehr und Öflingen. Die Reihe Archivbilder. Erfurt 2000.

⁶ Franz Josef Schäfer, Die Geschichte des Kapuzinerklosters Bensheim, des St.-Fidelis-Kollegs und der Leidensweg des Kapuzinerpaters Dionys Zöhren in der NS-Zeit, in: Geschichtsblätter Kreis Bergstraße 43 (2010), S. 67–103. Vgl. Bensheim. Spuren der Geschichte, hg. von Rainer Maaß und Manfred Berg. Weinheim 2006.

⁷ Das Original des Tagebuches ist im Besitz von Frau P. Sch., Bensheim. Das Tagebuch, das während Seusers Zeit im Noviziat im Kapuzinerkloster Stühlingen verfasst wurde, ließ der Verfasser bei seinem Urlaub im Januar 1941 zurück. Es wurde von seiner ältesten Schwester Hedwig aufgefunden und nach Rolfs Tod den Eltern übergeben. Die Texte aus Stühlingen übertrug Rolf Seuser in ein neues Tagebuch, das er während der Militärzeit fortführte. Letzteres Exemplar gelangte in den Besitz von Frau Sch. Das Büchlein hat die Maße 160 mm x 200 mm, was in etwa DIN-A5-Format entspricht. Der Abschnitt „*Im Noviziat*“ umfasst die Seiten 1 bis 32, der Abschnitt „*Beim Kommiß*“ die Seiten 33 bis 109. Rolf Seuser nahm während seines Noviziates an zwanzig Tagen Einträge vor und während der Militärzeit an achtundzwanzig Tagen. In der Militärzeit nahm er an zwölf Sonntagen, vier Freitagen und jeweils dreimal an einem Montag, Dienstag und Donnerstag Einträge vor. Im Noviziat machte Rolf Seuser Notizen an fünf Samstagen, viermal an einem Mittwoch bzw. Donnerstag und jeweils an zwei Montagen bzw. Dienstagen in seinem Tagebuch.

⁸ Herzlichen Dank an Frau Dr. Carolin Weichselgartner, Provinzarchiv der Deutschen Kapuziner, München, für die große Hilfsbereitschaft und Beratung.

der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz, hielt die Festpredigt anlässlich der Bannerweihe in der Klosterkirche.⁹

Der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber (1872–1948) bezeichnete Rolf Seuser in einem Schreiben an Stadtpfarrer Stephan Wildemann (1882–1946) „einen ganz vortrefflichen und heiligmäßigen Ordensmann“.¹⁰

Mit einer solchen Überhöhung seines Sohnes konnte sich Karl Seuser nicht anfreunden, was er unmissverständlich in einem Schreiben vom 28. September 1941 an P. Otto zum Ausdruck brachte. „Eine Glorifikation würde sein bescheidener Sinn sicher ablehnen. Wenn Sie seinen Freunden den einen oder anderen Charakterzug als Ansporn vor Augen führen wollen, soll es uns freuen.“

Im Folgenden soll das kurze Leben Rolf Seusers vorgestellt werden, wobei sein Weg in den Kapuzinerorden rekonstruiert und der Stellenwert aufgezeigt wird, den er dem aktiven Kriegsdienst zugeordnet hatte und auf welche Art und Weise er die beiden sich eigentlich ausschließenden Bereiche Mönchtum versus Soldatentum zu vereinbaren gesucht hatte. Abschließend wird erörtert, aus welchen Gründen dem Lebensweg Rolf Seusers in der Nachkriegszeit Vorbildfunktion zugewiesen wurde und ob die damals herausgestellten Tugenden und Werte auch für die heutige Jugend noch Gültigkeit haben könnten.

Der Werdegang Rolf Seusers bis zu seinem Eintritt ins Fidelis-Kolleg Bensheim

In Stühlingen verfasste Rolf Seuser am 30. Juni 1940 folgenden Lebenslauf: „Ich wurde geboren am 8. X. 1920 zu Wehr (Baden) als Sohn des Webereiangestellten Karl Seuser und seiner Gemahlin Elisabeth, geborene Bernauer. Ich bin das vierte Kind von dreizehn. Zwei Kinder starben schon früher. Ich habe nur noch einen Bruder, aber noch neun Schwestern.“

⁹ Am 25. Mai 2010 wurden im Kloster Reute (Bad Waldsee) die Brüder der Rheinisch-Westfälischen Provinz in die Bayerische Provinz eingegliedert. Die Bayerische Provinz nahm den Namen „Deutsche Provinz der Minderen Brüder Kapuziner“ an. Zuletzt wurde am Donnerstag, dem 24. November 1932, ein neues Banner im Kloster Bensheim geweiht.

¹⁰ Provinzarchiv der Rheinisch-Westfälischen Kapuziner, München (künftig PARWK), Personalakte Nr. 21*: Frater Gerbert (Rudolf) Seuser. Alle Zitate ohne nähere Angaben sind der Personalakte Seuser entnommen.

Ich besuchte von Ostern 1927 ab die Volksschule in Wehr. Ostern 1935 wurde ich aus ihr entlassen und besuchte sodann die Fortbildungsschule. Nebenher wurde ich noch in der lateinischen Sprache vorbereitet. Ich wollte dann, Ostern 1936, als Schüler in eine Missionsschule eintreten. Ich sollte also in diesem Jahr für die Aufnahmeprüfung auf Untertertia vorbereitet werden. Ich wollte zuerst bei den Franziskanern eintreten, weil mein Vater mit einem Rektor einer Schule der Franziskaner befreundet war. Inzwischen erzählte mir aber ein Schüler von Bensheim, der mit mir die Volksschule bis zur 5. Klasse besuchte, dass in Bensheim eine Privatschule sei, die ihre Schüler in drei Jahren auf Obersekunda vorbereite. Ich beschloss also, mit ihm nach Bensheim zu fahren und trat im August 1935 in die Missionsschule in Bensheim ein. Ich besuchte dort die Privatschule des Konvikts¹¹ bis Ostern 1937. Sodann wurde ich im Fidelis-Kolleg selbst vorbereitet und trat Weihnachten 1937 in das dortige Gymnasium als Schüler der Untertertia ein. Ostern 1940 legte ich meine Reifeprüfung ab.“

Rudolfs Vater Karl Stephan Hubert Seuser wurde am 17. November 1885 in Merscheid (heute Solingen) geboren und starb am 7. August 1974 in Laufenburg/Schweiz. Er heiratete am 26. Februar 1915 in Zell im Wiesental Elsa Bernauer, die am 9. September 1894 in Hausen im Wiesental geboren wurde und am 22. Juni 1946 in Wehr starb. Karl Seuser ging am 10. Mai 1952 in Wehr eine zweite Ehe ein mit Sophie Elisabeth Felber (1911–1990).

Bei dem Schüler, der Rolf Seuser auf Bensheim aufmerksam gemacht hatte, handelt es sich um Wolfgang Bopst. *„Ich bin am 21. Juni 1920 in Wehr/Baden geboren und kam im Juli 1934 nach Bensheim. Wir, Rolf Seuser und ich, haben beide die Privatschule des Konvikts in Bensheim besucht. Wir sind 1938 in die Oberschule für Jungen Bensheim (Gymnasium) eingetreten und haben am 2. März 1940 dort das Abitur abgelegt.“*

¹¹ Das Bischöfliche Knabenkonvikt Bensheim bestand von 1888 bis 1981. Rektor Eugen Mergler (1890–1939), der dem Konvikt von 1919 bis 1930 vorstand, richtete die Privatschule am 25. Oktober 1924 am Konvikt ein, zunächst als Spätberufenen-Anstalt für Priesterkandidaten. Die Schule bestand bis 1939. Vgl. Karl Kunkel, *Das Konvikt in Bensheim, eine fast hundertjährige Geschichte*. In: *Geschichte der Bensheimer Rathäuser. Eine Dokumentation über fünf Jahrhunderte*, hg. vom Magistrat der Stadt Bensheim anlässlich der Rathausübergabe am 24. März 1984. Bensheim 1984, S. 113–122; Josef Deibele / Karl Kunkel / Siegfried Schramm: *Das Bischöfliche Konvikt Bensheim*, in: *Jahresbericht 1980/81 Altes Kurfürstliches Gymnasium Bensheim*, S. 184–194; Johannes Chwalek, *Drei Direktoren. Eine Internatgeschichte*. Stolzalpe 2005.



Familie Seuser 1936 (Foto Privatbesitz). Rolf: 3. v. r.

*Ich wurde sofort zum RAD (Reichsarbeitsdienst) und später zur Wehrmacht eingezogen. Nach dem Krieg wurde ich Berufsschullehrer, zuletzt stellvertretender Schulleiter an der Justus-von-Liebig-Schule Waldshut, und bin 1982 pensioniert worden.*¹²

Die Tatsache, dass Karl Seuser mit dem Rektor einer von Franziskanern geleiteten Schule befreundet war, zeigt die enge Bindung dieses Mannes an den katholischen Glauben, was sich sicherlich auch auf die Erziehung seiner Kinder ausgewirkt hatte. Der Kinderreichtum ist ein weiterer Hinweis auf die Verankerung der Familie Seuser im katholischen Glauben. Dass Rolf schließlich keine von Franziskanern, sondern eine von Kapuzinern geführte Schule nach seiner Volksschulzeit besucht hatte, lässt auf einen gewissen Durchsetzungsdrang des Vierzehnjährigen schließen. Rolfs Klassenkamerad Helmut Brutschin (* 1921), der zur Familie

¹² Mitteilung von Wolfgang Bopst, Waldshut-Tiengen, vom 8. August 2010.

Seuser engen Kontakt hatte, geht davon aus, dass der Vater gewünscht hatte, dass sein Sohn Priester wurde. Erna Mayrhofer, eine von drei noch lebenden Schwestern Rolfs, gab an, dass ihr Vater das Buchbinderhandwerk erlernt hatte, als Redakteur bei der Regionalzeitung „Wehrataler“¹³ und dann als Abteilungsleiter bei der 1881 gegründeten Brennet-AG¹⁴ tätig war. Familie Seuser wohnte in einer Werkswohnung in der Storchengasse, heute Storchenstraße 24. Karl Seuser war in Wehr Vorsitzender der Deutschen Zentrumspartei, leitete den Stenografenverein und gehörte dem katholischen Kirchenchor an.

Über seine seelische Verfasstheit in den frühen Jahren in Wehr äußerte sich Rolf rückblickend in seinem Tagebuch am Sonntag, dem 2. März 1941. *„Im letzten Urlaub habe ich dem Theo [ein Freund aus Bensheim, d. Verf.] etwas über mich erzählt, was ich nicht leicht jedem erzählen würde. Ich will nicht unnötig in dieser vergangenen Zeit herumwühlen, weil sie mir wehtut, trotzdem habe ich den Mut, mich an sie zu erinnern. Ich habe ja auch viel aus ihr gelernt. Ich könnte ohne sie meine Umgebung nicht so gut verstehen. Ich wäre vielleicht aber auch nicht so stark und unerbittlich, wenn ich diesen dunklen Pfad nicht hätte wandeln müssen. Dass ich wirklich ‚Mönch‘ geworden bin, erscheint mir als ein großes Wunder, als ein Werk der Vorsehung. Vor acht Jahren hatte ich noch keine ‚Mönchsgedanken‘. Da war ich wie viele jungen Kerle, lebte in den Tag hinein, ohne Ziel, ohne Richtung, und war verdorben und versumpft, wie ein Bub von 13 Jahren verdorben sein kann. Dies war zum großen Teil das Werk meiner schlechten, verdorbenen Umgebung, in die ich geraten war. Nur unterschied mich das von meinen Kameraden, dass es mir in diesem Sumpfe nicht gefiel, dass ich wusste, was ich tat. Ich hatte Angst und wollte heraus, bemühte mich hin und wieder herauszukommen. Brachte es aber nicht fertig allein. Es schien alles verloren zu sein. – Ruhe hatte ich aber keine mehr. Denn jeder Mensch hat ein Gewissen. Aber ich stand allein, nirgends schien mir ein Ausweg zu sein. So lebte ich dahin. Heute*

¹³ Der „Wehrataler. Todtmooser Zeitung. Öflingen-Brenneter Bote. Die Heimatzeitung im Tal der Wehra“ wurde 1894 von dem Buchdrucker Rudolf Senger gegründet und seit 1901 von Karl Bader verlegt. Die Nationalsozialisten stellten am 31. März 1943 sein Erscheinen ein. Er erschien wieder vom 3. März 1949 bis 30. Juni 1969 und wurde von der „Badischen Zeitung“ übernommen. Der Name „Wehrataler“ blieb für den Regionalteil Wehr erhalten (Stadtmagazin Wehr 2009/2010, S. 36).

¹⁴ Vgl. Die Brennet. Kontinuität im Wandel. Texte von Stephan Denk, Stefan Müller, Reinhard Valenta, hrsg. von Brennet AG. Karlsruhe 1999. Im Werk Wehr waren im Jahre 1927 629 Arbeiter beschäftigt.

weiß ich, wie gut es die Jungens haben, denen eine reine erfahrene Hand über diese Zeiten hinweghilft. Ich stand allein, weil es mit mir schon sehr weit war. Hier kann mich vielleicht nur ein Bub verstehen.“

An dieser Darstellung ist einerseits auffallend, wie streng der zwanzigjährige Wehrmachtssoldat über seine Entwicklung urteilte. Wir dürfen nicht übersehen, dass der Verfasser über seinen Lebensabschnitt der Pubertät schreibt. Wie bei so vielen Jugendlichen blieben Fragen der Sexualität damals in Schule und Elternhaus ausgeklammert. Die Jugendlichen waren auf sich allein gestellt. Einerseits „experimentierten“ manche auf diesem Gebiet, andererseits wurden bei ihnen im Religionsunterricht Schuldgefühle geweckt. Rolf sprach mit seinem Freund Theo über seine Jugend zu einer Zeit, als er bereits Soldat war. Ohne seine Erlebnisse in jungen Jahren könne er seine Umgebung nicht so gut verstehen. Was er den Kriegskameraden anlastete, war in erster Linie sexuelle Zügellosigkeit. Rolf litt in Wehr unter dem Alleingelassensein bei essenziellen Fragen des Erwachsenwerdens. Die Passage enthält auch eine subtile Schuldzuweisung. Kurz nach seiner Einkleidung in Stühlingen hielt Rolf ebenfalls Rückschau auf sein Leben. Am 24. September 1940 schrieb er u. a. Folgendes in sein Tagebuch: *„Jeder, der mich früher kannte und jetzt wiedersieht, hält mich für verrückt. – Sie werden es nie verstehen, was es heißt: ‚Der Herr rief sie u. sie ließen alles zurück u. folgten ihm nach.‘ Ich bin schon überall herumgekrochen, um kennen zu lernen. In allen Spelunken, aber immer wieder kotzte mich alles an. Ich hätte keinen Gefallen dann finden können. Es war ja alles so geistlos, so lieblos – und das kann ich nicht mehr ertragen.“* In anderer Hinsicht wollte Rolf mit seinen Aufzeichnungen ganz bewusst erzieherisch wirken, denn sie sollten später von seinem Bensheimer Freundeskreis gelesen und beherzigt werden. *„Obwohl P. und Hilde dieses Buch einmal lesen sollen, wenn ich gefallen bin im Kriege, schreibe ich dies doch hinein. Ich will ehrlich sein, und vielleicht hilft dies Büchlein später einmal anderen, die in dieser Lage sind. Vielleicht ist es gut, wenn P. und Hilde wissen, welche Gefahren Buben umdrohen können, wenn sie selbst einmal Buben haben werden.“* Bei den beiden Angesprochenen handelt es sich um zwei Bensheimer Mädchen, mit denen Rolf befreundet war. Aus den Briefen mit dem Bensheimer Freund, dem sich Rolf hier anvertraut hatte, wird ersichtlich, dass Rolf bei ihm eine Erzieherfunktion wahrnehmen wollte.

Aus der Lebensdarstellung eines ungenannten Verfassers geht hervor, dass der junge Rolf für Scherze und Späße immer zu haben war: *„Rolf*

war ein richtiger Lausbub – bis zu seinem Tode. Wald, Berg und See waren sein Reich. Da konnte er tollend und jagen, klettern und schwimmen, raufen und balgen nach Herzenslust. Gar bald war die Storchengasse, in der Rolf wohnte, nach ihm ‚Strolchengasse‘ genannt [...] Bald wusste er, wie man auch ohne Treppe und Leiter in ein Fenster des dritten Stockwerks einsteigen kann. Bald wusste er, dass nur Mut dazu gehört, auf dem Brückengeländer noch über der schäumenden Wehra¹⁵ zu balancieren, dass die Mädchen vor Angst kreischend davonliefen. Und hinter ihnen quietschte Rolf vor Vergnügen und warf seine Balancierstange fort, um eine Nase zu drehen.“

Rolf durfte in der letzten Juliwoche 1935 am 1. Gau fest des Reichsbundes für Leibesübungen Gau 14, Baden, teilnehmen. Erstmals in der Geschichte des im Jahre 1885 gegründeten Turnvereins Wehr nahmen auch Jugendliche an einem Gau fest teil. *„Im 7-Kampf für Geräte bei den Jugendlichen wurde Rudolf Seuser [...] Kranzsieger.“*¹⁶

In der Volksschule in Wehr, der heutigen Talschule, wurde Rolf von Karl Schaufler unterrichtet, der ihm auch kostenlos Lateinunterricht erteilt hatte. Nach Rolfs Tod wurden seine sportlichen Aktivitäten in der Schrift *„Von der Größe des Lebens und der Herrlichkeit des Todes – Worte von Rolf Seuser“* in den Kontext seines späteren Werdeganges gestellt. *„Sein Sport war für ihn nichts anderes als härteste, ernsteste Ascese. Er hat damit gelernt, seinen Körper restlos unter die Herrschaft seines Willens zu bringen. Er bewältigte einmal mit seinem Fahrrad die 300 Kilometer von seiner Heimat bis nach Bensheim in einem einzigen Tage und nahm am selben Abend noch an der gemeinsamen Erholung der Schüler teil, ohne dass er um Erlaubnis bat, früher ins Bett gehen zu dürfen.“*

Rudolfs älteste Schwester Hedwig Kohler (1918–1967) sollte später das Tagebuch finden, das ihr Bruder in Stühlingen angefertigt hatte. Sie war erstaunt darüber, dass ihr Bruder Mönch werden wollte. Die Schwester Erna erinnert sich: *„Die älteste Schwester, die hat es nicht fassen können, dass er ins Kloster gehen will. Die konnte es nicht fassen und hat sich*

¹⁵ Es handelt sich um den Storchensteg, einen Verbindungssteg zwischen „Tal“ und Breitmatt, der ursprünglich ohne Überdachung im Jahre 1908 errichtet und 1946 erneuert wurde. Helmut Brutschin: *„Wir haben über die Wehra, da wo er wohnte, eine Holzbrücke ohne Abdeckung, einen Steg. Er hatte die Angewohnheit rückwärts über die Wehra auf dem Geländer zu laufen.“*

¹⁶ Chronik des Turnvereins Wehr zum 125-jährigen Vereinsjubiläum 1885–2010. Lektorat Karl Heinz Bader, hrsg. vom Turnverein Wehr 1885 e. V., Wehr 2010, S. 16.

eigentlich durch den Tod vom Rudolf, dass jetzt alles in Erfüllung gegangen ist, sich innerlich schon sehr gewandelt und ist ganz anders geworden.“¹⁷

Der Schüler des Fidelis-Kollegs und Gymnasiums Bensheim

In einem Brief vom 1. Dezember 1940 äußerte sich Rolf rückblickend auf diese Zeit: *„Bei mir in Bensheim ging es beinahe ½ Jahr. Ich war damals aber auch noch viel jünger. Ich war ja kaum 14 Jahre alt. Heute macht mir dies alles nichts mehr aus. Obwohl ich in diesem Jahre schon 3 vollständige Umstellungen hinter mir habe, fügte ich mich in alles sehr leicht. Ich bin eben durch die viele Herumrutscherei abgehärtet worden. – Die bestimmte Lebensrichtung und Arbeitsrichtung hat mich doch noch viel ruhiger und bestimmter gemacht, was ich früher nicht war. – Ich habe im Anfang unter der ‚Fremde‘ sehr viel gelitten, aber die Art und Weise, wie uns unser Präfekt anfasste, der ja ein alter Soldat ist, hat mir sehr gut getan. Wir wurden von ihm sehr hart erzogen. Das kannst Du Dir gar nicht denken, wie das war. Oder meinst, ich hätte ohne seine Erziehung in 4 ½ Jahren Abitur machen können, da ich doch von der Volksschule her ein geborener Faulenzer war. Aber bei ihm habe ich arbeiten gelernt. Es dauerte beinahe ½ Jahr, bis er mich soweit hatte, dann aber war es geschafft. Seither büffelte ich wie ein Büffel. Den Erfolg hast Du ja selbst gesehen [...] Allerdings hatten wir den einen Vorteil. Bei uns fiel der ‚Ablenkungsgrund Mädchen‘ weg, obwohl wir auch mit ihnen zu tun hatten, denn wir sind ja auch Menschen. Aber wir haben uns selbst erzogen und erziehen lassen. Das war auch eine schwere Arbeit, an der beinahe alle jene scheitern, die bei uns abbauen.“* P. Sch. (* 1924) war damals, ebenso wie ihr Bruder Theo (Mediziner, * 1922) sowie Hilde Kräge (Apothekenassistentin, 1919–1947) und ihr Bruder Franz Kräge (1923–2003) und Marianne Flach (1923–1998) mit Rolf Seuser befreundet. Rolf bezeichnete in seinem Tagebuch diese Gruppe als „Bund“. P. Sch. erinnert sich: *„Das war eine wunderschöne Zeit, wo wir junge Menschen waren, wo aber, im Gegensatz zu heute, der Sex keine so große Rolle gespielt hatte. Wir waren Sportler. Wir sind auf waghalsigem Gelände Rad gefahren und haben die Leute erschreckt, dummes Zeug gemacht und so was. Der Rolf Seuser war*

¹⁷ Interview mit Erna Mayrhofer, München, geb. 1925, vom 30. Juli 2010.

*ein sehr frommer und sehr auf seinen Beruf bedachter junger Mann. Aber wir haben nicht nur Blödsinn gemacht, wir haben oft in unserem Garten zusammen gesessen und über Gott und die Welt philosophiert.*¹⁸

Das Fidelis-Kolleg Bensheim bestand von 1919 bis 1981. Die Tages- und Hausordnung der Zwanziger- und Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts spiegelt den stark reglementierten Alltag der Missionsschüler wider. In der Präambel heißt es: *„Die Seraphische Kloster- und Missionsschule will Knaben, welche Neigung haben, Kapuzinerpater zu werden, die einem solchen Berufe entsprechende Schulung und Erziehung geben. Diesem Ziele will folgende Tages- und Hausordnung dienen.*“¹⁹ Um 5.35 Uhr wurden die Zöglinge vom Schlafsaalordner mit dem Ruf „Benedicamus Domino“ („Lasset uns preisen den Herrn!“) geweckt. Nach dem Besuch der heiligen Messe um 6.00 Uhr, anschließendem Frühstück, selbstständigem Studium, gingen sie um 7.50 Uhr geschlossen zum Gymnasium. Um 13.00 Uhr wurde das Mittagessen eingenommen, anschließend kurzer Besuch des Allerheiligsten, Freizeit, Studium, Kaffeetrinken um 16.00 Uhr und anschließende Reinigung der Schuhe, sodann Freizeit, von 17.00 bis 19.00 Uhr Studium. Um 19.00 Uhr wurde das Abendessen eingenommen. Um 20.30 Uhr waren der Rosenkranz zu beten und das Abendgebet zu sprechen.

Der Beginn der NS-Zeit sorgte zunächst bei der Leitung des Fidelis-Kollegs für Irritation. Da die Schüler in der Regel das staatliche Gymnasium Bensheim besuchten, das nun Wert auf eine Erziehung im nationalsozialistischen Sinn legen musste, gerieten die Schüler des Konviktes unter zusätzlichen Druck. Diese ideologisch-geistigen Kontroversen mussten auch ihre Auswirkungen auf den jungen Rolf Seuser haben.

Anlässlich des Besuches des Paters Provinzial am 10. Mai 1933 wurde ein „Kreuzritterabend“ veranstaltet. *„Es war natürlich, dass ein jeder von uns bei einem solch hohen Besuche seine Kluft trug. Ein kräftiges ‚Kreuz-Heil!‘ aus jugendlichen Kehlen, das war der Gruß für unseren hohen lb. Gast. Und als das Kommando erscholl, ‚Achtung, das Banner!‘, da war es still wie in einer Kirche, und alle Augen waren auf das Christusbanner gerichtet, auf das Zeichen und Sinnbild unserer Ideale.*“²⁰

¹⁸ Interview mit P. Sch. vom 26. Juli 2010.

¹⁹ Ordnung für die Schüler der Kloster- und Missionsschule der PP. Kapuziner zu Bensheim a. d. B., S. 2.

²⁰ PARWK, PRW Sp I 3.13, Chronik der Missionsschule. Band 1, Oktober 1919 bis Mai 1939, 10. Mai 1933.

In der Folgezeit wurden Schüler des Fidelis-Kollegs immer stärker auf dem Gymnasium benachteiligt. *„Das ging sogar so weit, dass ihnen zeitweilig trotz bester Abiturnoten die Hochschulreife verweigert wurde.“*²¹ 1934 wurden per Erlass den Schülern des Fidelis-Kollegs sämtliche Freistellen am Gymnasium gestrichen. Neben seinem Amt als Präfekt nahm P. Otto Weber vom 1. Oktober 1934 bis 12. August 1938 und von September 1938 bis August 1946 zusätzlich das Amt des Guardians des Kapuzinerklosters Bensheim wahr.²²

Als Hitler am 20. März 1935 durch Bensheim fuhr, vier Tage nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wollten auch die Schüler des Fidelis-Kollegs nicht im Abseits stehen. *„Weil seine Ankunft durch Sirenengeheul bekannt gegeben werden sollte, das aber unterblieb, haben wir ihn nicht gesehen.“*²³ Im März 1935 wurde P. Constantius Wirtz (Lambert) OP (1873–1951) wegen staatsabträglicher Äußerungen in den Fastenpredigten in Bensheim angezeigt und für eine Woche in Haft genommen. P. Benignus Schropp OFMCap (1877–1973) wurde am 26. Juni 1935 wegen des Artikels „Heldentum“ im „St. Franziskusblatt“, der aus seiner Sicht die Wirkung der hl. Kommunion am Beispiel der „Franktireurs“ zeigen sollte, verhaftet und durch ein Schnellgericht zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, im Revisionsverfahren am 19. Oktober 1935 jedoch freigesprochen und aus dem Gefängnis entlassen. Um der drohenden KZ-Haft zu entgehen, floh er über die Niederlande in die Schweiz und kehrte erst 1946 nach Deutschland zurück.²⁴ In der Chronik der Bensheimer Missionsschule ist vermerkt, dass P. Ildefons, *„den viele früher als Lehrer*

²¹ Vinzenz Hoymann, Das Fidelis-Kolleg in Bensheim, in: Jahresbericht des Alten Kurfürstlichen Gymnasiums Bensheim 1980/81, S. 194. Siehe Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, G 15 Bensheim, M 478: Besuch der Fortbildungsschule durch Schüler des Konvikts und des Kapuzinerklosters zu Bensheim, 1937; Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 520/DZ, Nr. 519362: Spruchkammerakte Dr. Heinrich Breidenbach.

²² PARWK, Personalakte Nr. 527: Pater Otto (Franz) Weber. Nur zwei Monate war P. Edgar Guardian, von August bis September 1934. Er wurde anschließend Novizenmeister. Vgl. Franz Josef Schäfer, Der Kapuzinerpater Otto Weber (1897–1972), langjähriger Präfekt des Fidelis-Kollegs Bensheim, in: Mitteilungen des Museumsvereins Bensheim Nr. 63 (2011).

²³ PARWK, PRW Sp I 3.13, Chronik der Missionsschule. Band 1, Oktober 1919 bis Mai 1939, 20. März 1935.

²⁴ Priester unter Hitlers Terror. Eine biografische und statistische Erhebung (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe A: Quellen 37). Unter Mitwirkung der Diözesanarchive bearbeitet von Ulrich von Hehl, Christoph Kösters, Petra Stenz-Maur, Elisabeth Zimmermann. Paderborn, München, Wien, Zürich 4., durchgesehene und ergänzte Auflage 1998, S. 887, 883.

gehabt haben, im Untersuchungsgefängnis zu Offenburg i. B. tot aufgefunden wurde“.²⁵

Es ist bemerkenswert, dass am 10. März 1936 der Film „Stoßtrupp 1917“ vorgeführt wurde, um einen „Einblick in die Grausamkeit eines modernen Krieges“ zu bieten, wie die Chronik vermerkt. Es handelte sich allerdings um einen NS-Propagandafilm aus dem Jahre 1934 nach dem Roman von Hans Zöberlein (1895–1964): „Der Glaube an Deutschland. Ein Kriegserleben von Verdun bis zum Umsturz“, der 1931 im Franz Eher Verlag München mit einem Geleitwort von Adolf Hitler erschienen war. Zum Zeitpunkt der Filmvorführung war Rolf Seuser bereits Mitglied des Fidelis-Kollegs.

Im Oktober 1936 besuchten immerhin noch einhundertzehn Schüler das St.-Fidelis-Kolleg Bensheim.²⁶ Zum Schuljahresbeginn am 14. April 1939 waren noch achtundsiebzig Schüler angetreten. Am 20. April 1939, Hitlers fünfzigstem Geburtstag, war unterrichtsfrei. „Am Abend sehen wir ‚Hindenburg‘. Es sind alles Originalaufnahmen aus dem Feld.“

Im April 1941 wurde der Kollegleitung vom Leiter des Gymnasiums Bensheim, Dr. Heinz Breidenbach (1876–1960), mitgeteilt: „Nach einer Entscheidung der hessischen Landesregierung können Schüler, die Ihrem Fidelis-Kolleg angehören, nicht mehr in die Oberschule für Jungen eintreten.“²⁷ Die wenigen Jungen, die noch im Kolleg wohnten, konnten bei befreundeten Bensheimer Familien untergebracht werden, trafen sich weiter heimlich im Kolleg und gaben sich als Kollegschüler aus, bis das Haus am 26. März 1945 alliierten Bombenangriffen zum Opfer fiel. Den Schülern wurde eingebläut, bei Befragung nicht die Klosteradresse, sondern die der offiziellen Meldung anzugeben. „Trotzdem gerieten Internatsleitung und einige Schüler in Bensheim wegen der fal-

²⁵ Ildefons (Oskar) Klevenz wurde am 20. Mai 1894 in Malsch geboren und am 22. Dezember 1923 in Mainz zum Priester geweiht. P. Ildefons starb am 27. Juni 1936 in Offenburg und wurde in Waghäusel beerdigt. Da die Personalakte gesperrt ist, lässt sich auf Sittlichkeitsvergehen schließen, die ihm angelastet wurden.

²⁶ Im „Jahres-Bericht über die Missionsschulen der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz“, Schuljahr 1935/36 sind im Verzeichnis der Schüler unter Bensheim lediglich achtundsechzig Namen aufgeführt (S. 44f.). Die Differenz erklärt sich mit der Aufhebung der Kapuzinerschule in Zell am Harmersbach, in deren Folge neunzehn Schüler nach Bensheim überwechselten.

²⁷ Hoymann, Fidelis-Kolleg, S. 196.



Unterkurs 1935/36 vor dem Kriegerdenkmal Bensheim-Schönberg,
15. November 1936 (Foto Privatbesitz). Rudolf Seuser, Johann Malarski,
Wolfgang Bopst, Ernst Christ (v. l.).

*schen Adressangaben in Schwierigkeiten mit dem Rektor des staatlichen Gymnasiums.*²⁸

Das St.-Fidelis-Kolleg Bensheim war die einzige Lehranstalt der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz, die durchgehend bis zum

²⁸ Harald Weber, Kapuziner im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz, in: *Wissenschaft und Weisheit. Franziskanische Studien zu Theologie, Philosophie und Geschichte* 72 (2009), S. 251–283, hier S. 267. P. Hugo Stahl wäre mit drei weiteren Mitschülern fast des Gymnasiums verwiesen worden. Als sie bei einem Bubenstreich auf frischer Tat ertappt wurden, gaben sie an, bei den Kapuzinern zu wohnen, anstatt die offiziellen Meldeadressen anzugeben.

Kriegsende, wenn auch unter großen Einschränkungen und Behinderungen, Schüler beherbergen konnte.

In der NS-Zeit konnten die Kapuzinerpatres auch nicht mehr frei in der Seelsorge wirken. Karl Schließmann, Bensheim (1885–1950), stellte dies positiv dar, damit sein Aufsatz in der Mainzer Bistumszeitung erscheinen konnte. *„Nach den Weisungen unseres Staates, dass sich der Kleerus nicht mit der Politik befassen soll, sondern lediglich seine Aufgaben in der Vorbereitung seiner Anhänger auf ein besseres Jenseits sieht, werden auch die zukünftigen Kapuziner gleich von Anfang an von jeder Politik ferngehalten. Auf diese Art und Weise sind ein für allemal dem politischen Katholizismus die Keimfähigkeiten entzogen und die Vorbedingungen für ein harmonisches Zusammenarbeiten zwischen Kirche und Staat erfüllt.“*²⁹

1939 wurden im Klostergebäude Soldaten einquartiert und später wurde der gesamte Gebäudekomplex beschlagnahmt.

Rolf Seuser nahm in seinen erhalten gebliebenen Briefen oder in Rückblicken in seinem Tagebuch nicht Stellung zum ideologisch ausgerichteten Unterricht im Gymnasium oder zur HJ, sondern bezog sich auf private Unternehmungen mit Altersgenossen und den Stellenwert der Religion in seiner Entwicklung. Rolf erhielt in einem Brief seines Vaters vom 5. September 1935 zwar Ratschläge für den neuen Lebensabschnitt bei den Kapuzinern, allerdings ohne Bezug auf den politischen Kontext.

Rolf blieb auch in Bensheim ein „Wildfang“. In Schreiben an P. Otto nach Rolfs Tod erinnerten sich Kameraden an markante Streiche. Ab 1937 leitete Rolf im Fidelis-Kolleg eine Fotogruppe. Karl Multner (Fater Robert)³⁰, wie Seuser aus Wehr gebürtig, äußerte sich am 23. Juli 1942, einen Tag nach Ende seiner Schulzeit am Fidelis-Kolleg, über den ein Jahr zuvor gefallenen Rolf Seuser. *„So ungefähr im Jahr, bevor er seine Matura machte, sah ich ihn abends mehrmals in die Kirche gehen. Da war ich vielleicht platt! Ich schlich ihm von da an öfters nach, um ihn zu beobachten. Man konnte ihn kaum wiedererkennen, den ‚Lausbuben‘, wenn er mit seinem Heiland Zwiesprache hielt. Von da an wäre es für mich unmöglich*

²⁹ Karl Schließmann, Die Kapuziner in Bensheim von 1630 bis 1635. In: Martinus-Blatt Katholisches Volksblatt für alle Stände. Bistumsblatt für die Diözese Mainz Nr. 6 (1936), S. 11.

³⁰ Robert (Karl Josef) Multner wurde am 8. Januar 1923 in Wehr geboren und starb am 6. September 1988 in Zürich, beerdigt wurde er in Zell am Harmersbach. Vgl. Robert Multner, Zell am Harmersbach München, Zürich 4. Auflage 1968.

gewesen, dem Gerede der Leute zu glauben. Wenn er in den Ferien die hl. Messe besuchte, hatte er fast nie ein Gebetbuch dabei. Still und in Gott versunken kniete er da, manchmal ohne auch nur einmal aufzuschauen. Beides wurde von allen verkehrt verstanden und ihm negativ ausgelegt. So war er in dem Ansehen noch eine Stufe tiefer gesunken. Obwohl er dies wusste, ließ er sich nicht im Geringsten beeinflussen. Unbeirrt ging er seinen Weg in allem, was er als recht erkannt hatte.“

Hier wird wiederum Rolfs starke Verankerung im Glauben betont. Für den zwei Jahre jüngeren Karl Multner, der nach Rolfs Tod öfter dessen Eltern in Wehr besuchte, wie wir aus Briefen Karl Seusers wissen, war Rolf ein Vorbild. Das gilt auch hinsichtlich Rolfs ungezwungen-natürlichen Umgangs mit dem anderen Geschlecht. Nach seinem Tod wurde Rolf quasi als Heiliger von seinem Freund angesehen und gebeten, Fürbitte bei Gott einzulegen.

Im Kolleg hatte Rolf die Erlaubnis erhalten, nach dem Studium noch eine Stunde auf der Empore weilen zu dürfen. An manchen Tagen bat er auch um Verlängerung. P. Otto äußerte sich hierzu, dass er ihn dann gefragt habe, ob ihm der Schlaf reiche. Dann habe er geantwortet: *„P. Präfekt, ich muss beten, ich kann nicht anders. Er will es haben. Ich bin morgens genauso ausgeruht, wenn ich auch erst um zwölf Uhr ins Bett komme.“* Wenn der Präfekt ihm die Bitte ausgeschlagen habe, hätte er mit *„Kreuz Heil“* geantwortet. Ein zweites Mal habe Rolf nie gebeten, sondern sei in dieser Beziehung aufs Wort gefolgt.

Da sportliche Leistungen in der NS-Zeit einen hohen Rang einnahmen, wird sich Rolf Seuser bei manchen Lehrern des Gymnasiums trotz seines Zieles, Theologie zu studieren, Respekt verschafft haben. Die anderen Fächer bereiteten ihm Schwierigkeiten. Den Schülern des Fidelis-Kollegs wurde ein Tagebuchauszug Rolf Seusers vom 5. Juli 1940 präsentiert, wonach Rolf das bestandene Abitur auf den Willen Gottes zurückgeführt habe. *„Weihnachten 1939. Ich war in Druck mit dem Abitur. Ich schaffte, was ich konnte, und betete viel. Aber nach menschlicher Berechnung musste ich in jedem Fach versagen. Da hörte ich diese Stimme wieder: Vertraue auf mich, du wirst es machen. Ich glaubte, und das Ende war für mich unfassbar.“* Eine Überprüfung des Textes mit dem Original-Tagebuch ergab, dass Rolf am 5. Juli 1940 überhaupt keine Eintragung vorgenommen hatte. Der zitierte Eintrag ist folglich frei erfunden. Rolfs unterstellte Einschätzung, den schulischen Anforderungen nicht zu genügen, entsprach auch nicht der tatsächlichen Situation, denn im Reifezeugnis wurden seine Leistungen



Abiturienten des Fideliskollegs der Kapuziner in Bensheim
im März 1940: von links nach rechts

- | | |
|--------------------|------------------------|
| 1. Böhmer, Martin | 8. Christ, Ernst |
| 2. Harter, Hermann | 9. Koziol, Fritz |
| 3. Nopper, Stefan | 10. Verhülsdonk, Josef |
| 4. Palm, Wilhelm | 11. Lorscheider, Alois |
| 5. Schwab, Paul | 12. Walter, Leonhard |
| 6. Mühleck, Martin | 13. Bork, Eduard |
| 7. Bopst, Wolfgang | 14. Roos, Gerhard |
| | 15. Seuser, Rudolf |

(Foto Privatbesitz).

in den Fächern Geschichte, Erdkunde, Chemie und Religion mit „gut“ bewertet. In den Fächern Griechisch und Mathematik wurde er mit „ausreichend“ benotet. In Deutsch, Latein, Französisch, Biologie, Chemie und Musik erhielt er immerhin noch die Note „befriedigend“. Beste Leistungen erbrachte er in „Turnen“, wo er mit „sehr gut“ bewertet wurde.

Häufig wurde in Stellungnahmen angesprochen, dass der Junge sein Studium sehr ernst genommen und sich gründlich vorbereitet habe. Obwohl in den Fünfzigerjahren Tagebuchauszüge und Briefe Rolf Seusers

den Bensheimer Kolleg-Schülern bekannt waren, wurde Rolfs angebliche Eigeninterpretation, die Reifeprüfung nur durch übersinnliche Kraft bestanden zu haben, im Gedenkartikel für die im Zweiten Weltkrieg gefallen oder in Konzentrationslagern umgekommenen Kapuziner nicht übernommen. *„Rolf kam mit fünfzehn Jahren auf unsere Kapuzinerschule in Bensheim. Er machte dort nach fünfjährigem Studium Abitur. Seine Talente waren nicht groß, doch brachte er es durch eiserne Energie im Studium zu guten Erfolgen.“*³¹

Der Novize des Kapuzinerklosters Stühlingen

Nach bestandenem Abitur gab es für Rolf noch eine dreimonatige Interimszeit, mit der er nichts Richtiges anzufangen wusste. Am liebsten wäre er Soldat geworden. Unklar blieb, ob er zum Reichsarbeitsdienst – RAD – eingezogen wird, eine Frage, mit der er sich auch noch während seines Noviziates konfrontiert sah.

In einem Brief vom 11. September 1940 teilte er mit, dass er vorläufig noch nicht zum RAD eingezogen wird, was er bedauerte. *„Soeben kommt die ‚Sondermeldung‘ vom RAD: ‚Sie werden gemäß Verfügung des Reichsarbeitsführers vom 29. August 1940 nicht zum RAD herangezogen.‘ – Enzian: [...] Das war ein Schlag.“* Wenige Sätze weiter schreibt er, dass er sich bei Kriegsausbruch am liebsten freiwillig zur Luftwaffe gemeldet hätte. *„Meines [Sportabzeichen, d. Verf.] liegt hier in der Schublade und wartet wieder auf die Zeiten, wo es wieder an meinem Busen prangen darf. Vielleicht kommt diese Zeit bald. Ich glaube nämlich, dass man uns bald zu den Soldaten stecken wird, aber wer kann dies bestimmt behaupten. Wenn es nach meiner Rechnung ging, wäre ich schon ein Jahr bei den Fliegern. Ich wollte mich nämlich freiwillig melden. P. Otto hatte zuletzt auch nichts mehr dagegen. Ich wurde aber noch vernünftig und ließ den Wagen laufen wie er lief. Heute bin ich froh, dass ich nichts Vor-eiliges tat.“* Im Vorgriff auf die kommende Zeit berichtete Rolf in einem Brief vom 11. September 1940 an die Freundinnen und Freunde im

³¹ Gedenkbuch für die Opfer der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz aus den Jahren 1939–1945. Den Angehörigen und Mitbrüdern gewidmet vom Provinzialat. Als Manuskript gedruckt. Koblenz-Ehrenbreitstein 1952, S. 55–57: Fr. Gerbert.

„Bund“, dass das Noviziat die schönste Zeit seines Lebens sein werde. *„Die ersten drei Tage macht man zwar ein langes Gesicht, weil einem alles so fremd vorkommt, dann aber geht’s los. Ich glaube sicher, dass das Noviziatsjahr die schönste Zeit ist. Deshalb bin ich doppelt froh, dass ich vor dem Militär noch einen Blick ins Ordensleben werfen durfte. Ein ‚Eingesperrtsein‘ ist es schon, aber es steckt ein tiefer Sinn dahinter. Ich würde aber meine frühere ‚Vogelfreiheit‘ nicht mehr mit der jetzigen Zeit umtauschen, obwohl so einige Monate Vagabundenleben auch ganz schön sind. Sie müssen aber ein Ende haben, sonst ist’s aus.“*



Der Novize Rolf Seuser, Stühlingen, 1940 (Foto Privatbesitz).

Mit dem Ankunftstag im Kapuzinerkloster Stühlingen³² beginnen Rolfs Tagebucheinträge. „20. 6. 40. *Der erste Tag in Stühlingen geht zur Neige. Etwas komisch kommt es mir doch vor, aber wenn ich auf meiner Zelle sitze, die so kahl und einfach ist, dann fühle ich, dass einem hier in der Abgeschlossenheit bei diesem Gebetsleben eine ganz andere Welt aufgeht. Man versinkt ganz in ihrer Größe und Einfachheit!*“ Am dritten Tag, nachdem er tags zuvor vorläufig eingekleidet wurde, hatte sich Rolf bereits eingefunden in seine Berufung, konnte aber den Gedanken an die bevorstehende Militärzeit nicht ganz abstreifen. „*Ich dachte zuerst, es werde mir schwerfallen, auf mein altes Leben zu verzichten. Aber keine Spur davon, denn die Zukunft liegt hoch und herrlich vor mir. All der Missmut der Bensheimer Zeit nach dem Abitur ist gewichen. Eine tiefe Innerlichkeit erfasst mich, die ich vorher kaum ahnen konnte. Wie tief unter dem Ordensleben liegt doch der raue Tag der Welt mit all seinen Kleinlichkeiten und seinem Streit. Hier in dieser Einsamkeit wächst und erstarkt die Seele. Das Noviziat ist, glaube ich, eine gute Schule für RAD und Militär.*“

Das Peter-und-Pauls-Fest bzw. der Märtyrertod der beiden Heiligen ließ in Rolf die Ahnung aufsteigen, dass er im Krieg fallen werde. „*Für uns alle gilt der Spruch: ‚Wenn das Samenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es für sich allein, wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht‘ [Joh 12, 24]. So geht es auch mit uns! Wenn wir uns nicht aufopfern, bringen wir keine Frucht, sondern bleiben allein. Andere verlassen, selbst sein Leben verlassen, ist das Allerschwerste nicht. Aber sich selbst verlassen, das ist verdammt hart. Doch Christus will dieses Opfer von uns!!! Ich will auch von Petrus das Gottvertrauen lernen. Wenn es mir hin und wieder schwarz vor den Augen werden will, wenn mir meine Last zu schwer, und der Weg zu weit vorkommen will, dann will ich mit Petrus sprechen: ‚Herr, wenn Du es bist, lass mich über das Wasser zu dir kommen‘ [Mt 14, 28].*

³² Das Noviziatkloster Stühlingen wurde im Jahre 1928 errichtet. Nach der Belegung des Klosters Stühlingen mit Auslandsdeutschen zog das Noviziat am 29. November 1940 nach Münster. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Novizen bis zum Jahre 1972 in Stühlingen ausgebildet. In der Chronik des Noviziates in Stühlingen und Münster 1937–1954 (PARWK, Nr. 816) ist hinsichtlich Rolf Seuser dessen Einkleidung verzeichnet sowie ein Bericht über eine Orgelreparatur. Vgl. Konradin Roth, Beiträge zur Geschichte der Loretokapelle und des Kapuzinerklosters zu Stühlingen. Werne an der Lippe 1965; Kapuzinerkloster Stühlingen (Baden), hrsg. von Wallfahrtskirche Maria Loreto und Kapuzinerkloster zu Stühlingen. Stühlingen 1971; Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Theodor Hoog und Bernd Mathias Kremer. Lindenberg 2002, S. 141f.

Annette Mertens stellt heraus, dass junge Katholiken mit kriegerischem Vokabular vertraut waren. *„Militärische Metaphern, Begriffe wie ‚Kampf‘, ‚Tapferkeit‘ und ‚Heldenmut‘ spielten in der Ideenwelt der katholischen Jugend eine wichtige Rolle. In Feldpostbriefen katholischer Soldaten wurde der Krieg daher in der ersten Zeit regelrecht als eine neue Art von Fahrt- und Lagererlebnis geschildert.“*³³ Auch in der Predigt, anlässlich der Bensheimer Bannerweihe am 26. September 1946, war der Opfergedanke noch dominant.

Es stellt sich die Frage, was Rolf veranlassen konnte, eine Querverbindung herzustellen zwischen dem Tod der frühchristlichen Märtyrer und den Gefallenen des Zweiten Weltkrieges. Wir wissen, dass P. Otto aus Briefen ehemaliger Kollegschüler zitiert und Nachrufe auf Gefallene verfasst hatte. Diese Rundbriefe erreichten auch Rolf und nach seinem Tod seine Eltern in Wehr. In diesen Rundschreiben wurden auch Kampfhandlungen häufig in großer Breite dargelegt.

Im Rundbrief P. Ottos vom Juli 1940 heißt es u. a.: *„Starke Wehr, Schutz der Ehr! Wir haben nun schon eine ganze Reihe Beförderungen und auch schon ehrende Auszeichnungen unserer 103 Soldaten melden können. Das erfüllt uns immer mit Stolz über die tapfere Haltung unserer Soldaten. Dabei wissen wir zu gut, dass nicht jede Leistung immer gewertet worden ist. Umso mehr freut es uns aber dann, wenn die Leistung eines der Unsrigen so stark herausleuchtet, dass sie bei der seltenen Verleihung des Eisernen Kreuzes bedacht wird.“*³⁴

Es ist davon auszugehen, dass auch im Kapuzinerkloster Stühlingen der Soldatentod von jungen Kapuzinern als Heldentod dargestellt wurde. Auch Erzbischof Gröber bezeichnete im bereits erwähnten Schreiben Rolf Seuser als Helden. Den Kolleg-Schülern der Nachkriegszeit wurde der Eindruck vermittelt, dass Rolf den eigenen Soldatentod als durchaus gottgewollt und als Opfer gesehen habe. Der den Bensheimer Fidelis-Kolleg-Schülern präsentierte Tagebucheintrag vom 1. Juli 1940 war allerdings fingiert. *„Also will mich der Herr noch in diesem Jahr zu sich holen.“*

³³ Annette Mertens, *Deutsche Katholiken*, S. 205f. Das letzte Zitat stammt aus Heinrich Walle, *Zur Einführung*, in: *Aus Feldpostbriefen junger Christen 1939–1945. Ein Beitrag zur Geschichte der Katholischen Jugend im Felde*, hrsg. von Karl T. Schleicher und Heinrich Walle. Stuttgart 2005, S. 65.

³⁴ PARWK, PRW Sp I 3.14, *Chronik der Missionsschule*. Band 2, Juni 1939 bis Juli 1940, Bl. 82f.

Ich glaube dies fest, denn er hat es mir gesagt. Ich kann mich täuschen, aber er, der es mir gesagt hat, täuscht sich in Ewigkeit nicht. Freudig sage ich: ‚Herr, Dein Wille geschehe an mir!‘ [...]“

In Stühlingen blieb Rolf Seuser ein ungestümer Jugendlicher, der auch dort durch Streiche auffiel. Zuweilen erfahren wir etwas über Zweifel an seiner Berufung, aber stets widerstand er den Versuchungen, was er auf die Gnade Gottes zurückführte. *„Gestern und heute, das sind für mich zwei schlimme Tage gewesen. Ich habe wieder so richtig gemerkt, wie schwer der Kampf gegen sich selber, gegen seine Leidenschaft ist. Gestern war es der innere Zorn. Ich kann es selbst nicht recht erklären. Es war schlimm und ich stand ihm beinahe machtlos, aber nicht untätig gegenüber. Äußerlich merkte man mir bestimmt nichts an. Ein lächerlicher Umstand war die Ursache. Es war mir, wie wenn mich jemand peinigete und quälte wie einen Hund. Ich kam mir vor, als wäre ich an Händen und Füßen gefesselt und hätte einen Knebel im Mund, so dass ich alles in mich hineinfressen müsste. Es war sicher eine schwere Prüfung, aber Gott sei Dank!, sie ist mir zum Segen geworden, denn heute hat mir wieder ein neuer Tag gestrahlt.“*

Am 24. September 1940 erreichte ihn der Stellungsbefehl zum 10. Oktober 1940. Sein Tagebucheintrag hierzu ist vollkommen nüchtern: *„Nun ist der Würfel schon wieder gefallen. Nachdem ich genau ein Vierteljahr im Noviziat sein durfte, kam der Stellungsbefehl, um mich herauszureißen aus unserer Gemeinschaft. Gestern kam er, dieser Tag, u. ich wusste ja, dass er kommen würde. Nun muss ich mein Leben äußerlich wieder umstellen, aber der innere Geist kann mir nicht entrissen werden, wenn ich selbst ihn nicht von mir werfe. Immer näher sehe ich den Tag kommen, den ich an ‚Peter u. Paul‘ sah. Nun muss ich meinen Geist verwirklichen. Ich weiß, dass eine schwere Zeit für mich kommen wird. Jedoch, was schadet das? Lang dauert sie doch nicht.“* Rolf war in sein Schicksal ergeben, hatte einen klaren Grundsatz gefasst, nämlich seinen christlichen Idealen auch unter Soldaten treu zu bleiben. Es war ihm bewusst, dass eine schwere Zeit auf ihn zukommt, aber auch jetzt am Übergang betonte er wieder, dass er sein Leben aufzuopfern habe für seine Vertrauten.

Der Soldat der deutschen Wehrmacht

Über die militärische Laufbahn Rolf Seusers werden wir durch Einträge in seinem Wehrpass³⁵ umfassend informiert.

- Gemustert als Dienstpflichtiger vom Wehrbezirks-Kommando Mannheim II am 24. August 1939, tauglich, Wehrdienstverhältnis: Ersatzreserve I
- Heranziehung zum Reichsarbeitsdienst Bensheim 24. August 1939 / Nichtheranziehung zum Reichsarbeitsdienst 12. September 1940
- Aktiver Wehrdienst. Einstellungsuntersuchung am 3. Oktober 1940, 1. Kompanie Inf. Ers. Btl. 195. Einstellungstag 2. Oktober 1940, eingestellt bei 1. Kompanie Inf. Ers. Btl. 195, Dienstzeit rechnet ab 2. Oktober 1940, vereidigt am 12. Oktober 1940
- Zugehörigkeit zu Dienststellen des Heeres: vom 2. Oktober 1940 bis 23. November 1940: Dienststelle 1. Kompanie Inf. Ers. Btl. 195
- vom 24. November 1940 bis 28. Juli 1941: 4. (M.G.) I. R. 421
- Ausbildung mit der Waffe: Gewehr 98 K, l. M.G. 34, Pistole
- Beförderung zum Oberschützen am 1. März 1941
- Im Kriege mitgemachte Gefechte, Schlachten:
 - 25. November 1940–10. April 1941: Verwendung im Heimatkriegsgebiet
 - 11. April 1941–17. April 1941: Bereitstellung für den Balkanfeldzug im Operationsgebiet
 - 18. April 1941–10. Juni 1941: Sicherung des ehemaligen jugoslawischen Raumes
 - 11. Juni 1941–22. Juni 1941: Antransport über die Ostslowakei und Aufmarsch ostw. Reichshof für den Ostfeldzug
 - 22. Juni 1941–11. Juli 1941: Grenzschlachten in Galizien
 - 22. Juni 1941–27. Juni 1941: Durchbruchsschlacht durch die galizischen Grenzbefestigungen bei Rawa-Ruska
 - 28. Juni 1941–30. Juni 1941: Kämpfe um Lemberg

³⁵ PARWK, Personalakte Nr. 21*: Frater Gerbert (Rudolf) Seuser, Wehrpass Rolf Seuser.

- 1. Juli 1941–10. Juli 1941:
Verfolgungskämpfe bis zur Stalin-Linie
- 12. Juli 1941–25. Juli 1941:
Durchbruch auf Kiew
- 11. Juli 1941–16. Juli 1941:
Durchbruch durch die Stalin-Linie nördlich Bar
- 17. Juli 1941–20. Juli 1941:
Vorstoß auf Winnica
- 20. Juli 1941–25. Juli 1941:
Verfolgungskämpfe von Winnica auf Gaissin und Einnahme von Gaissin
- 26. Juli 1941–20. August 1941:
Verfolgungskämpfe bis zum Dnjepr
- 26. Juli 1941–28. Juli 1941:
Schlacht und Einnahme von Uman
– Gefallen am 28. Juli 1941 in Krasnopolka/Russland.

Auch während seiner Soldatenzeit führte Rolf Seuser Tagebuch. Heft I ließ er in Wehr zurück. Vor seiner Einberufung las er ein Buch des Benediktiners Theodor Bogler (1897–1968), „Soldat und Mönch. Ein Bekenntnisbuch“.³⁶

Vierzehn Tage nach seiner Einberufung nahm er seine erste Eintragung der Soldatenzeit vor. *„Nun sind es bereits 14 Tage, seitdem ich unser Noviziat verlassen habe. Mit einem gewaltigen Ruck wurde ich rausgerissen aus diesem Leben, in dessen Geist ich mich vertiefen wollte. Ich musste mich wieder ganz umstellen, rein äußerlich, aber den Geist des Noviziats habe ich mitgenommen. Er muss mich begleiten, leiten und führen. Das Soldatenleben an und für sich ist für mich Bruch, obwohl ich sicher ein guter Soldat werde. Ich bin auch bereit, alles einzusetzen, denn ich bin Soldat, dann will ich es ganz sein. Halbheit darf es bei mir nicht geben. Das Exerzieren usw. macht mir ja nicht viel Schwierigkeiten, aber ich bin ein anderes Leben gewohnt. Im Noviziat hat alles, jede Arbeit, Sinn gehabt. Hier kommt mir alles so ohne Gehalt vor, obwohl es mir hin und wieder auch Spaß macht. Ich nehme diese Zeit halt als eine harte Nuss, in die ich beißen muss. Auch meine Umgebung ... Ich komme gut mit ihnen*

³⁶ Die Erstauflage erschien in Köln im Jahre 1936. 1959 wurde unter dem Titel „Ein Mönch erzählt“ eine Nachkriegsauflage in Bad Honnef herausgegeben.

aus. Aber sie sind keine Theos usw. Sie sind für unsere Probleme nicht zu haben. Für sie gibt es nur ein Thema, wo sie immer sind, dieses Thema hält die Waage. Ich bedaure diese armen Kerle, die so in den Tag hineinleben ohne Ziel, ohne Richtung, die nur ihrem Triebleben frönen. Ich verurteile sie nicht, denn sie können nichts dafür. Wer von uns darf einen Stein auf sie werfen! Nur helfen möchte ich ihnen. Aber es ist beinahe unmöglich. Das Einzige, was ich machen kann, ist, ihnen zeigen, dass wir Kerle sind. Dass wir den rechten Weg eingeschlagen haben. Wenn sie das einsehen, wenn sie uns achten, haben wir schon viel gewonnen. Dies muss mein Ziel sein, gerechnet zu werden als Vertreter unseres Standes und unserer Kirche.“ Dieses Bekenntnis gibt in vielerlei Hinsicht Hinweise, wie Rolf Seuser seine Situation und Rolle im Krieg gesehen hatte. Einerseits sah er die Unterbrechung seines Noviziates als unerwünscht an, bejahte dann aber den neuen Lebensabschnitt, ohne sich die Frage zu stellen, ob er mit seinem Gewissen vereinbaren kann, aktiv sich an einem Angriffskrieg zu beteiligen. Sein Vorsatz war, ein „guter Soldat“ zu werden. Zwar kam es ihm vor, dass „alles so ohne Gehalt“ sei. Dies wurde wohl kaum politisch verstanden, sondern war primär auf die Ausbildung der Rekruten bezogen. Er als hervorragender Sportler war physisch dem Drill gewachsen, hin und wieder empfand er sogar Freude an dem, was von ihm abverlangt wurde. Was ihm zu schaffen machte, waren die so genannten Kameraden, zu denen er geistig und emotional keine Nähe verspürte. Hier wurde er mit hemmungslos ausgelebter Sexualität konfrontiert, was Rolf mit Abscheu erfüllte, da er seinem Keuschheitsgelübde treu bleiben wollte. Dennoch verdammt er seine Kameraden wegen ihres Lebenswandels nicht, sondern wollte ihnen durch seine Lebenseinstellung ein Vorbild sein, was er aber – durchaus realistisch – angesichts der gesamten Lebensumstände als nicht realisierbar ansah. Ihm als jungem Mann war es aber auch ein Bedürfnis, als vollwertiges Mitglied, als „Kerl“ anerkannt zu werden. In Ermangelung gleich gesinnter Kameraden wurden Tagebuchführung und Korrespondenz mit P. Otto und Bensheimer Freunden für Rolf zunehmend wichtiger, um artikulieren zu können, was ihn beschäftigte und auch um bestärkt zu werden, seinem Glauben auch in einer zumeist gottlosen Umgebung treu zu bleiben.

Die Rekrutenzeit dauerte ihm zu lange. Er konnte den Fronteinsatz nicht mehr länger erwarten. „Du fragst, ob wir nicht bald auf Wanderschaft gehen. Das ist ja die Sauerei, dass wir täglich den Truppenübungsplatz abrutschen, ohne fremde Völker und Sitten sehen zu dürfen. Es ist

*ein Jammer, aber ...? Ich würde gern in Afrika oder sonstwo mittun. Hier stinks mir nämlich ganz gewaltig. Der Betrieb ist mir zu eintönig. Mein altes Zigeunerblut treibt mich auf Wanderschaft.*³⁷ Mit der Zeit wurde Rolf das Soldatenleben immer lästiger, zu „stur“. Die Gottesferne seiner Umgebung machte ihm immer mehr zu schaffen, wie wir aus seiner Eintragung vom 16. November 1940 entnehmen können. *„Als unser Hauptfeldwebel vorgestern fragte, wer sonntags zur Kirche gehen wollte, meldeten sich von 150 Mann etwa 15. Dies ist ein sehr trauriges Bild. Aber so muss es ja kommen, man will es ja so haben. Wenn uns erst einmal die Kugeln um die Ohren pfeifen, wird es vielleicht auch anders. Wenn der Tod einem unmittelbar vor Augen steht, sieht das Leben doch etwas anders aus als sonst. Dies merkte ich schon oft, wenn ich einmal zu frech wurde bei meinen Klettereien, besonders vor drei Jahren, als ich allein im Vierwaldstätter See herumschwamm und etwas zu viel Wasser schluckte. Da machte man ein anderes Gesicht.“* Von dem bevorstehenden Kampfeinsatz erhoffte sich Rolf also, dass seine Kameraden wieder das Beten lernen. Dass in diesem Kampf auch Leben von „Feinden“ vernichtet wird, blieb außerhalb seiner Betrachtung. Am 17. November 1940 besuchte er mit Kameraden eine Kneipe, fühlte sich aber einsam. Wiederum hatte er diese Gesellschaft mit den gleichgesinnten Novizen verglichen, mit denen er sich *„innerlich ganz vereint“* gefühlt hatte. Am 24. November 1940 musste sich Rolf mit seiner Einheit nach Münsingen³⁸ begeben.

Der Zeit als Soldat ordnete er dennoch Sinnhaftigkeit zu. Der in Soldatenkreisen geläufige Begriff „Kampf“ wurde auch auf die eigene Lebensführung angewandt. Alles, was nun noch auf ihn zukommen wird, wurde letztlich bejaht und wiederum ging er auf die „innere Stimme“ ein, als ihm am 29. Juni prophezeit wurde, dass er im Krieg fallen werde. Rolf wollte also in zweierlei Hinsicht seine Pflicht erfüllen, als Christ und Kapuzinernovize, aber auch als Soldat. Seine Vorgesetzten sollten in ihm einen mustergültigen Soldaten sehen.

Ende November 1940 ging seine militärische Ausbildungszeit zu Ende. Im Januar 1941 wurde ihm Urlaub bewilligt und er hielt sich drei Tage in

³⁷ Diese undatierte Briefpassage ist enthalten in der Textzusammenstellung „Von der Größe des Lebens und der Herrlichkeit des Todes – Worte von Rolf Seuser“, die sich in seiner Personallakte befindet.

³⁸ Vgl. Joachim Lenk, Letzter Appell in Schwäbisch Sibirien. Militär in Münsingen, Breithülen und Feldstetten 1895 bis 2007, Münsingen 2008.



Der Soldat Rolf Seuser, Bensheim, 1941 (Foto Privatbesitz).

Bensheim auf. Zuvor gestand ihm ein befreundetes Mädchen seine Liebe. *„Urlaub ist ganz schön, aber es ist doch gut, dass auch er rumgeht. Morgen fahre ich heim. Drei schwere Tage sind hinter mir. Ich musste einem Menschenkind fürchterlich wehtun. Musste einen großen Schnitt machen, um eine schlimme Vereiterung zu verhüten, die unbedingt hätte kommen müssen. Einem Menschen so wehetun zu müssen, das ist hart; und trotzdem musste es sein. Hoffentlich heilt die Wunde gut. Das ist mein innerster Wunsch!!!“* So die Tagebucheintragung vom 19. Januar 1941. Rolfs Aufenthalt in Bensheim führte auch zu Zerwürfnissen innerhalb des Bundes.

Dem attraktiven Jungen wurden in Bensheim eindeutige Avancen gemacht. P. Otto kommentierte den allerdings fingierten Tagebucheintrag Rolfs vom 21. Juli 1940: *„Wir‘ führen in den Augen der Welt doch ein jämmerliches Leben und doch muss sie uns bewundern, wenn sie uns auch hasst wie die Pest“*, wie folgt: *„Diese Welt trat an Rolf schon hier heran. Man hatte es zum Teil direkt auf ihn abgesehen. In der Stadt, und ganz besonders im Schwimmbad stellte man ihm bewusst nach. Gewisse Klassenkameraden staken da unter einer Decke und rieten Rolf, diesen Damen gegenüber doch nicht so spröde zu sein. Man bediente sich sogar gewöhnlicher Ausdrücke. Man hat sich aber schwer in Rolf getäuscht. So natürlich und selbstverständlich Rolf war im Umgang mit Mädchen, so radikal war er gegen solche verführerische Anbiederungen. In seiner Klasse hier waren Elemente hineingekommen, die vorher schon abgestanden waren, die ganz anders dachten und leider auch anders lebten. Rolf hat viel, sehr viel geopfert und gebetet, dazu kam noch sein Beispiel; als er aber merkte, wes Geistes Kinder sie waren und dass sie bleiben wollten, was sie waren, gab es für Rolf nur noch eines: Trennung! [...]“*

Rolfs Schwester Erna kann sich an eine Episode aus dem Urlaubsaufenthalt ihres Bruders erinnern: *„Im Januar 1941, da wollte er eigenartigerweise mit jedem ein Foto haben. Da hat jeder sich mit ihm fotografieren lassen. Da haben wir uns natürlich nichts weiter gedacht, aber er wusste ja schon nach dem Tagebuch, dass er fallen wird.“*³⁹ Auch der Bensheimer Freundeskreis war sich unsicher, was die Zukunft bringen wird, was Rolf am 2. Februar 1941 thematisierte. *„Der Urlaub ist jetzt hinter mir. Ich habe mich wieder einigermaßen eingelebt. Aber es ist in*

³⁹ Interview mit Erna Mayrhofer, München, vom 30. Juli 2010.

letzter Zeit immer eine gewisse Spannung in mir. Was wird kommen, die Zukunft liegt grau und verhüllt vor uns', schrieb mir die Hilde. So geht es auch mir. Was wird kommen, ist die große Frage?? Aber was auch kommen mag, die Zeit soll mich bereit finden!!!!“ Die Begegnung mit dem „Bund“, vor allem die Aussprachen mit den weiblichen Mitgliedern beschäftigten Rolf auch noch beim Militär. Rolf geriet in Zweifel, ob sein Plan, Kapuziner zu werden, falls er den Krieg übersteht, für ihn der richtige Weg sei. „Aus P.'s [heute nicht mehr existierendem] Tagebuch habe ich viel gelernt. Es hat mir vieles bestätigt. Wenn ich so überlege, welches Vertrauen mir dieses Mädels doch entgegenbringt und wie vieles sie meiner Entscheidung unterbreitet, dann könnte mir angst und bange werden, ob ich auch alles richtig angefasst habe. Ich bin ja auch noch sehr jung. Aber ich glaube doch, dass es richtig war. Ihre Angst kann ich ja sehr gut verstehen. Mit der Zeit wird dies sicher anders werden.“ P. bat Rolf in Bensheim, er solle seinen Tabakkonsum reduzieren, worauf er sich auch einließ. Dass er nicht ganz hierauf verzichten könne, schrieb er am 7. Februar 1941. Er stellte dies in Beziehung mit seiner Todes-Vorahnung. „Die Spannung, die ungewisse, ist immer noch nicht von mir gewichen. Oft ist sie stärker, dann wieder schwächer. Oft habe ich so etwas Komisches in mir: Angst ist es keine, aber Spannung vor etwas kommendem Ungewissem, das ich mir nicht erklären kann. So ein Gefühl, wie kurz vor dem Abitur oder vor einer Arbeit, nur viel stärker. Ich möchte nur wissen, was das ist. Vielleicht doch eine Vorahnung. Nun, ich werde es sehen.“

Anfang März 1941 war Rolfs Einheit immer noch im Reichsgebiet stationiert, denn erst Mitte April 1941 wurde sie zur „Sicherung des ehemaligen jugoslawischen Raumes“ eingesetzt. Rolf klagte in einem Brief an P. Otto vom 6. März 1941 sein Leid. „Ich werde mich ja als Soldat nicht lumpen lassen, aber Sie werden mich wohl verstehen, denn Sie waren ja selbst lange Soldat. Diese Zeit kommt vielleicht bei jedem einmal, ich weiß es nicht. Ich bin eigentlich froh, dass sie auch an mich einmal so dicht kommt. Es ist ja für uns immer gut, wenn wir uns durchbeißen müssen. Ich werde es tun, darauf können Sie sich verlassen. – Ich wäre eigentlich sehr froh, wenn der ganze ‚Rummel‘ bald los ging. Hier hält es ja kein Schwanz auf die Dauer aus. Ist der Dienst aus, dann verbringt man den Abend halt auf der Bude. Sonntags kann man ins Kino gehen oder muss daheimbleiben. Dass mir dies allmählich auf die Nerven geht, ist ja klar.“ Abschließend bat er noch darum, dass der Empfänger seinen Brief nicht im Kolleg vorlesen möge.

Wie in Bensheim und Stühlingen war auch beim Militär Rolf Seuser ein junger Mensch, der gesellig und humorvoll auftrat. Auch als Soldat stellte er sein sportliches Talent unter Beweis.

Am 31. März 1941 besuchte Rolf während seines Urlaubs seine Zelle in Stühlingen. Stark empfand er den Kontrast zur Kaserne und trotz seiner Vorahnung des Todes stellte er sich auch ein Leben im Kloster in der Nachkriegszeit vor. *„Nun darf ich hier wieder einige Stunden verweilen, wo ich so daheim war, wo ich innerlich so gewachsen bin. Erst jetzt, wo ich Soldat geworden bin mit allem drum und dran, merke ich den Unterschied zwischen heute u. gestern so krass wie noch nie [...] Wann werde ich wohl für immer in diese Einsamkeit zurückgehen dürfen, in der ich zuhause bin? Eine harte Zeit liegt noch vor mir, eine sehr dunkle Zeit. Und doch wird auch sie wieder einmal hell werden, wenn ich zurückkehren darf, oder nicht mehr zurückkehren brauche. Hier weht wieder der alte Geist, von dem man befangen wird, der einen mitreißt und nicht mehr gehen lässt, wenn er einen einmal erfasst hat.“*

Rolf Seuser dachte an die Nachkriegszeit, in der er über seine Kriegserlebnisse hätte berichten können. Zehn Tage vor seinem Tod schrieb er an Pater Otto: *„Beim Kommiss wird man auch verdammt hart und real. Da hört alles Gefürzel auf. Was nicht echt und kernig ist, fällt ab. Ich glaube aber, dass man an uns einmal seine Freude haben kann, wenn wir einmal zurückkehren können. Ich sehe im Barras an und für sich eigentlich keine solch großen Gefahren, wie man oft hört, für unseren Beruf. Ich bin doch im letzten Vierteljahr in mancherlei Situationen gesteckt. Ich habe aber noch nie eine Sekunde gezögert. Wenn man die richtige innerliche Einstellung hat zu unserem Beruf, kann man verdammt viel ertragen und lässt sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen.“*

Der Kirchenkampf der Nazis konnte an Rolf nicht spurlos vorbeigegangen sein. So bedrückte ihn die Aufhebung des Kapuzinerklosters Stühlingen. Folgende Aussage in einem Brief vom 27. November 1940 lässt zumindest erkennen, dass er Christentum und NS-Ideologie als miteinander unvereinbar und konkurrierend gesehen hatte: *„Es sagte einmal in Wehr ein Redner: ‚Wer durch den RAD und das Militär gegangen ist, wird nicht mehr Theologe werden. Da garantiere ich dafür.‘ Ich behaupte von mir genau das Gegenteil. Je länger ich es mitmache, desto lieber wird mir das ‚andere‘.“* Überraschend bleibt aber, dass Rolf einen Brief an einen Mitschüler mit „Heil Hitler“ unterzeichnete.

Am 17. April 1941 überschritt Rolfs Einheit bei Radkersburg/Steiermark die Grenze des Großdeutschen Reiches. Rolf klagte über Durst: *„Durst ist doch das Schlimmste, was es gibt. Vor acht Tagen bin ich marschiert und hatte schon drei Tage nichts gegessen. Trotzdem ging es vorüber. Ich war beinahe k.o., aber Durst ist doch noch schlimmer. – Leider sind wir aber zum Einsatz zu spät gekommen. Mal sehen, was jetzt weiter mit uns passiert. Ich glaube im Stillen doch an den Einsatz.“* Die Einheit war in einem Bordell einquartiert. Rolf regte sich über ehebrecherische Soldaten auf, aber auch über Mütter, die sich prostituierten, sowie über einen Händler, der neben religiösen Devotionalien auch Kondome feilbot.⁴⁰ Mitte Juni 1941 beklagte Rolf den immer noch ausstehenden Einsatz. Als dann am 11. Juni 1941 bekannt gegeben wurde, dass der „Karren“ am Sonntag *„endlich ins Rollen“* käme, wurde Rolf durchaus erwartungsvoll. *„Es ist aber auch bald Zeit, denn ich bin schon stur, wie ein alter Kommissbock. Weiß der Teufel, wie das kommt [...] Ich hoffe nur, dass wir bald Arbeit bekommen werden, dann wird der Weg schon eben werden. Momentan ist alles wieder so leer, so entsetzlich tot, aber trotzdem stelle ich meinen Mann und lass nicht an mir tippen. Meine verhurte Umgebung hat mich in meinen Ausdrücken rauer gemacht [...] In einem Puff zu leben und sauber zu bleiben, das erfordert schon Willenskraft und Energie. Ich habe aber keine Angst, denn ich weiß, dass der Heiland mit mir ist. Er hat mich stark gemacht und hilft mir über alles weg. Mit Mut will ich den Weg weitergehen, wenn es mir hin und wieder auch sehr blöde zumute ist.“*

Am 22. Juni 1941 drang Rolfs Einheit von Polen aus in die Sowjetunion ein. An diesem Tag erfolgte die deutsche Kriegserklärung an die Sowjetunion („Fall Barbarossa“). Rolf Seuser erwähnte in seinem Tagebuch, dass der Marsch durch die Slowakei und Polen zur Grenze die Soldaten sehr mitgenommen habe. Wiederum litten sie unter Durst. Verbotenerweise wurde aus polnischen Brunnen getrunken. *„Wir sahen aus wie Halbtote, denn der Marsch bei Tag und Nacht hat uns mitgenommen. Dabei waren*

⁴⁰ Eine ähnliche Erfahrung machte der Kriegspfarrer, der auch den Nachlass der Gestorbenen zu verwalten hatte. *„Es kommt vor, dass ich neben dem Feldgesangbuch obszöne Pariser Fotos oder Bilder und Briefe von fremden Frauen in der Tasche finde. Ich erschrecke zunächst über diese Zusammenstellung, sage mir aber dann, es sei trostloser, wenn der Tote kein Gebetbuch bei sich getragen hätte. Er war immerhin ein gläubiger Sünder“* (Josef Perau, Priester im Heere Hitler. Erinnerungen 1940–1945. Essen 1962, S. 14).

die Straßen *abscheulich schlecht*.“ Aber vor seinem Fronteinsatz kam Rolf ein unerwünschter Lazarettaufenthalt in Tarnów wegen einer Sehnen-scheidenentzündung dazwischen, worüber er sehr verärgert war.

In einem Brief vom 30. Juni 1941 ging Rolf Seuser auch auf die Bevölkerung in Tarnów ein. *„Hier in Tarnów ist eine richtige Judenplage. Es sind 80 % Juden hier. Es ist eine Seltenheit, wenn man auf der Straße einen Menschen ohne die ‚Sternenbinde‘ sieht.“*

Zwei Tage zuvor schrieb er aus Tarnów an einen Kameraden: *„Wie meine verwundeten Kameraden hier erzählen, sind die Russen schwere Sauköpfe. Wir werden es ihnen aber schon noch zeigen. Ich hoffe schwer, dass ich noch dabei bin.“*

Diese Verlautbarungen enthüllen, dass Rolf Seuser nicht immun war gegen das Feindbild, das von den Nationalsozialisten propagiert wurde. Dass Juden einen gelben Davidstern tragen mussten, wird von ihm nicht näher kommentiert. Die Tatsache als solche wurde hingenommen. Der Begriff *„Judenplage“* ist allerdings entlarvend, zeigt er doch, dass bei Rolf ein latenter Antisemitismus vorhanden war. Die Russen wurden als *„schwere Sauköpfe“* bezeichnet, ein Begriff, der zwar nicht unmittelbar von ihm stammt, sondern von verwundeten Soldaten im Lazarett. Rolf griff ihn unkritisch auf und schrieb von der Notwendigkeit, dass ein solcher Feind schwer gedemütigt werden müsste und dass er wünsche, aktiv sich dabei beteiligen zu dürfen.

Tarnów zählte 1939 56 000 Einwohner, darunter ca. 25 000 Juden (45 %). Tarnów war im früheren Galizien nach Lemberg (Lwów), Krakau (Kraków) und Stanislawów die viertgrößte jüdische Gemeinde. Vom 11. bis 19. Juni 1942 wurden auf dem Marktplatz von Tarnów in der so genannten *„Ersten Aktion“* ca. 3000 Juden ermordet. In der nahe gelegenen *„Zbylitowska Gorá“*, im Wald von *„Buczyna“* wurden 7000 Menschen ermordet. Fast 10 000 der Tarnówer kamen im Konzentrationslager Belzec ums Leben.⁴¹

Am 3. Juli 1941 fand Rolf wieder Anschluss an seine Truppe. In einem Brief an einen Kameraden vom 10. Juli 1941 schilderte er die Beschwerden des Marsches. *„Seit dem 3. bin ich wieder bei der Truppe [...] Die Straßen*

⁴¹ www.go-tarnov.com/worth_seeing/index.html (1. August 2010). Vgl. Zwangsumsiedlung, Flucht und Vertreibung 1939–1959. Atlas zur Geschichte Ostmitteleuropas. Bonn 2010, S. 106–159: Juden.

sind einfach entsetzlich. Tote Russen liegen genug herum und unzählige Panzer und Geschütze. Letzthin bin ich in einen mit 52 t gestiegen. Das ist die reinste Festung, 15-cm-Geschütze haben die drinnen. Trotz ihrer Größe haben nur vier Mann darin Platz. Das sind vielleicht Brocken. Aber sie sind viel zu langsam. Ich hätte gerne ein Bild davon gemacht, aber ich habe ja keinen Kasten.“ Aus diesem Schreiben wird deutlich, dass Rolf sich durchaus auch für Waffentechnik begeistert hatte und seine Soldatenerlebnisse gerne auf einem Foto zur Erinnerung festgehalten hätte. Fotografieren war bereits in Bensheim Rolfs Leidenschaft gewesen.

Am 10. Juli 1941 nahm er in seinem Tagebuch wieder Aufzeichnungen vor. Er schilderte den Vormarsch, erwähnte Regen, Hitze und Schmutz. *„Wir marschieren jetzt schon drei Wochen, aber einen Einsatz hatten wir noch nicht. Ich glaube aber sicher, dass wir noch einen Segen bekommen, Hunger und Durst haben wir genug [...] Auf den Straßen kann man Ski fahren, wenn es geregnet hat [...] Es ist eigentlich ganz trostlos, wie wir durch Russland zigeunern, oder vielmehr der Lohn – ein Einsatz. Wir laufen uns die Beine ab, aber immer nur hinterher. Man wird hier mit jedem Tag sturer und blödsinniger. Ich kenne mich bald selbst nicht mehr. Hin u. wieder ist es mir ganz blöd u. ramdösig. Ich wünsche oft, dass der ganze Schwindel ein Ende hätte und wieder geordnete Verhältnisse kommen würden. Vor einem Jahr war ich im Noviziat. Das war noch eine Zeit. Aber trotzdem möchte ich nicht eher wieder hin, als bis der Krieg aus ist, denn ich will dabei gewesen sein.“* Am 12. Juli schilderte er die Versorgungsengpässe. *„Schon 2 Tage fehlt der Verpflegungstross. Trotzdem haben wir zu essen, denn es wird schwer organisiert! – Wir werden aber immer primitiver. Bald sind wir wie die alten Germanen!“* Nur noch einmal erleben wir Rolf als einen Menschen, der für Scherze immer zu haben war, nämlich am 14. Juli 1941, nachdem die Truppe einen Marsch von über elf Stunden Dauer zurückgelegt hatte. *„Trotzdem hatten wir einen Pfundshumor. Bei einer Rast entdeckte einer ein Schaukelpferd. Da wurden ernste Krieger wieder mal für 5 Minuten kindlich. Ich hätte mich beinahe schepp gelacht. Da alle 500 m ein Stocken eintrat, organisierte sich die halbe Kompanie Stühle und schleppte sie mit. Ich hab einen mit abnehmbarem Sitz genommen, den wir dann gleichzeitig als Latrine benutzten – Enzian.“* Fünf Minuten konnte er also der brutalen Wirklichkeit entrinnen, dann wurde eine Grenze überschritten, für die es

kein Zurück für Rolf geben sollte. *„Heute um 5 Uhr gingen wir über die altrussische Grenze. Es scheint mir hier noch schlimmer als in Polen zu sein. Furchtbar schmutzig!!!“*

Dass Rolf Seuser für die Offizierslaufbahn vorgesehen war, erfahren wir aus einem Brief von Leutnant Konrad Volz (1918–1998)⁴² vom 26. Juli 1942 an Familie Seuser: *„Er war einer der besten Männer meines Zuges. Dienstlich führte er sich tadellos, er war von der Kompanie als Offizier-Anwärter vorgesehen. Unvergesslich bleibt mir seine Antwort, als ich nach unserem ersten, überaus erfolgreichen Angriff mit ihm sprach: ‚Der Angriff hat mich entschädigt für 850 Kilometer Marsch!‘ Diese vorbildliche soldatische Haltung hatte aber ihren Grund in der inneren Haltung Ihres lieben Rudolf. Ohne viele Worte hat er seinem Glauben die Treue gehalten. Auch für mich war es eine Hilfe zu wissen, dass noch einer im Zug ‚mit dem Christus Jesus von Nazareth‘ ist.“*

Wie sehr der Vormarsch die Soldaten an die Grenze ihrer physischen Belastbarkeit geführt hatte, wird aus Rolfs Eintrag vom 20. Juli deutlich. *„Drei schwere Tage liegen hinter uns. Wir marschierten im Regen. Alle waren wir durch und durch nass, danach ging der Marsch weiter, in Dreck und Speck. Er hatte leider noch viele Stocks, in denen wir dann auf der Straße standen und den Regen runterlaufen ließen. 2 Tage kam ich nicht aus den Schuhen, in denen das Wasser quietschte. Meine Füße waren total wund. Als ich sie ansah, glaubte ich, sie seien am Verfaulen. Das waren drei Tage, die man nicht vergessen wird. Wenn man dies in Zivil machen müsste, wäre man todkrank, aber beim Kommiss gibts das nicht.“* Der letzte Eintrag stammt vom 25. Juli 1941.

„Der 1. Einsatz.“

Die Feuertaufe haben wir. Das kostet Schweiß. Ein komisches Gefühl, wenn einem die Kugeln u. Granaten um den Kopf pfeifen u. man keine Deckung hat. Am Freitag erhielten wir die Taufe. Es war sehr hart, denn die Russen schießen genau! Beim Vorgehen war ich einmal zu hoch; gleich

⁴² Konrad Volz wurde 1950 evangelischer Pfarrer in Zell unterm Aichelberg (Dekanat Göppingen), 1954 Pfarrer in Tübingen (Dekanat Balingen) und 1964 Pfarrer in Suppingen (Dekanat Blaubeuren), 1972 2. Pfarrer am Diakonissenmutterhaus der Olgaschwestern in Stuttgart, 1980 emeritiert (Angaben nach www.olgatexte.de/-sitewiede.infobase. 1. August 2010). Vgl. Konrad Volz, Als Offizier im Kolleg. In: Im Dienst an Volk und Kirche. Theologiestudium im Nationalsozialismus. Erinnerungen, Darstellungen, Dokumente und Reflexionen zum Tübinger Stift 1930 bis 1950, hrsg. von Siegfried Hermle, Rainer Lächele, Albrecht Nuding. Stuttgart 1988.

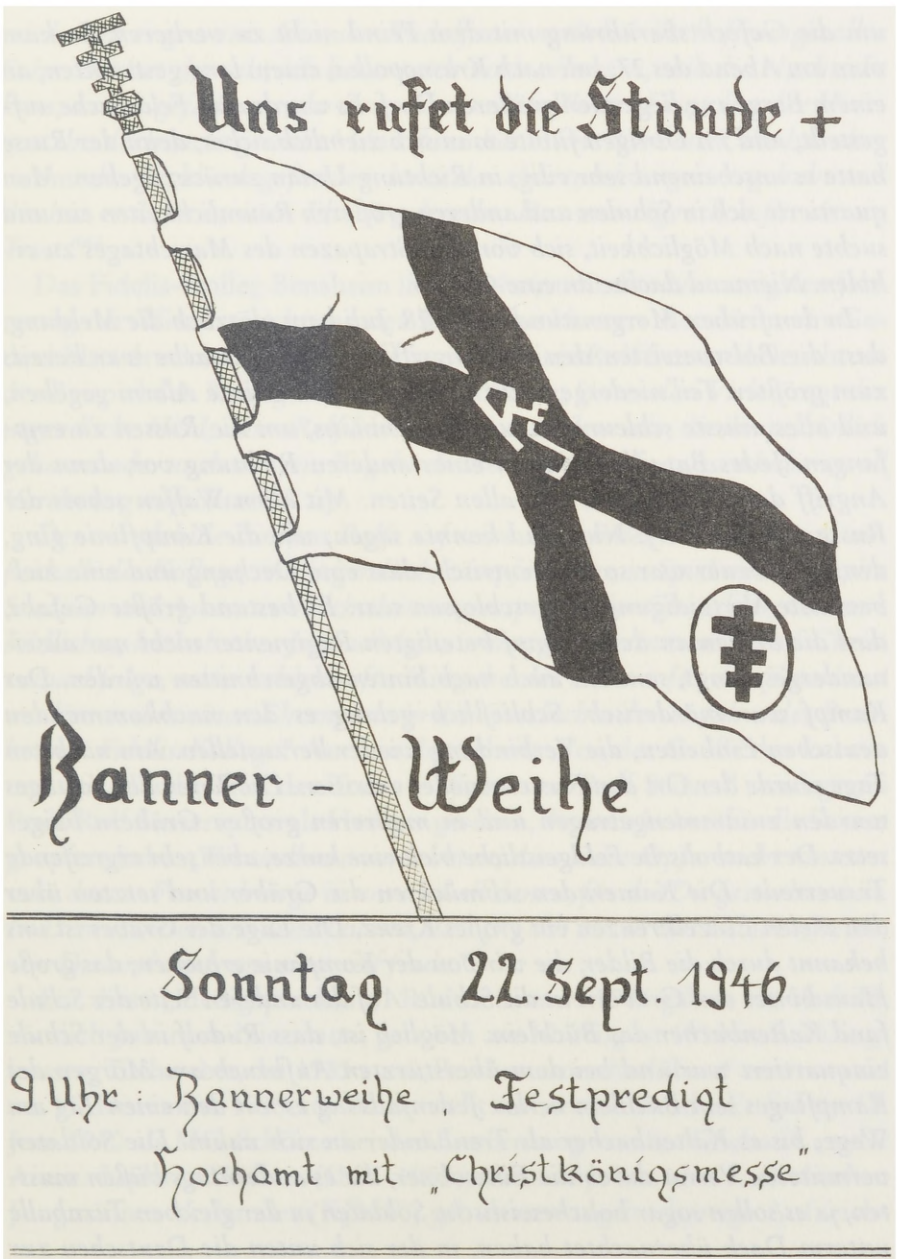
schossen die Russen mit dem MG nach mir, dass mir Hören und Sehen verging. Ich hatte Schwein.

Am selben Abend hatten wir den 2. Angriff, nach Osten. Der war lausig. Ein Gekrache und Gebrülle war das, dass man nicht wusste, woher die Hölle plötzlich kam. Gleich auch noch 5 Flieger. Denen haben wir aber heimgeleuchtet. Drei kehren nicht mehr um. Sie wurden abgeschossen. Im Walde, durch den wir stoßen mussten, wimmelte es. Aber wir haben es geschafft, sogar mit ganz geringen Verlusten, was ich fast nicht begreifen konnte. Angst hatte ich keine, aber doch ein komisches Gefühl. Wenn die ersten Kameraden fallen, wenn es überall ‚Sanitäter‘ schreit, wenn einem die Kugeln und Granaten um den Kopf sausen, wenn es überall heult und kracht, das ist doch eine[.]“ Leider bricht der Text an dieser Stelle ab.

Rolf fiel am Morgen des 28. Juli 1941 durch Bauchschuss. Die Uniform war blutgetränkt, der Körper aber nicht verstümmelt.

Am 16. November 1941 teilte Karl Seuser Pater Otto Hintergründe über den Tod seines Sohnes Rolf mit. „*Der Soldat Kaltenbacher⁴³, der Rudolfs Vermächtnis fand und sich um seine Weitergabe an diejenigen, die es anging, mühte, ist der Sohn des Küsters von Tiengen bei Waldshut, ein braver Schuhmacher und Familienvater. Es wird wohl ein Werk der Vorsehung sein, dass gerade ein so rechtschaffener Mensch das Büchlein finden musste. Kaltenbacher diente bei Rudolfs Regiment, ohne jedoch Rudolf persönlich gekannt zu haben. Er machte die Schlacht bei Krasnopolka mit, kam aber glücklich aus dem Hexenkessel heraus und ging anderntags wieder mit vor. Ganz zufällig erblickte er am Boden das Heftchen und steckte es zu sich. Als er später verwundet wurde (Frostwunden), ließ er es mit seinem Gepäck zurück, doch schickte die Kompanie es mit seinen Privatsachen ins Lazarett nach [...] Wir unterhielten uns dann über den Hergang des Gefechtes [...] Außer einigen Säuberungsaktionen hatte Rudolfs Truppe keine größeren Kampfhandlungen durchzuführen, bis sie in die Gegend von Gaissin kamen. Dort erhielten sie Befehl, dem zurückgehenden Russen immer auf den Fersen zu bleiben. Nun hieß es marschieren und immer wieder marschieren. Der Russ' stellte sich nur selten zum Kampf, und die Truppe hatte zu tun,*

⁴³ Der Schuhmachermeister August Kaltenbacher (1908–1990) war von 1949 bis 1972 Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr Tiengen.



Quelle: Archiv der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz, München,
Personalakte Nr. 21*: Fr. Gerbert (Rudolf) Seuser.

um die Gefechtsberührung mit dem Feind nicht zu verlieren. So kam man am Abend des 27. Juli nach Krasnopolka, einem lang gestreckten, an einem Berghang liegenden größeren Dorf. Es wurde eine Feldwache aufgestellt, und im Übrigen fühlte man sich ziemlich sicher, denn der Russe hatte es anscheinend sehr eilig, in Richtung Uman zurückzugehen. Man quartierte sich in Schulen und anderen größeren Räumlichkeiten ein und suchte nach Möglichkeit, sich von den Strapazen des Marschtages zu erholen. Niemand dachte an eine Gefahr.

In den frühen Morgenstunden des 28. Juli kam plötzlich die Meldung, dass die Bolschewisten den Ort angriffen. Die Feldwache war bereits zum größten Teil niedergemacht worden. Sofort wurde Alarm gegeben, und alles musste schleunigst zum Dorf hinaus, um die Russen zu empfangen. Jedes Bataillon ging in einer anderen Richtung vor, denn der Angriff der Russen kam von allen Seiten. Mit allen Waffen schoss der Russe auf das Dorf. Niemand konnte sagen, wie die Kampflinie ging, denn das Feuer war so konzentrisch, dass eine Deckung und eine zielbewusste Verteidigung ausgeschlossen war. Es bestand größte Gefahr, dass die beiden an dem Kampf beteiligten Regimente nicht nur auseinandergesprengt, sondern auch nach hinten abgeschnitten würden. Der Kampf war mörderisch. Schließlich gelang es den nachkommenden deutschen Einheiten, die Verbindung wieder herzustellen. Am nächsten Tage wurde der Ort den Russen wieder entrissen. Die Toten des Vortages wurden zusammengetragen und in mehreren großen Gräbern beigesetzt. Der katholische Feldgeistliche hielt eine kurze, aber sehr ergreifende Trauerrede. Die Kameraden schmückten die Gräber und setzten über den vielen Einzelkreuzen ein großes Kreuz. Die Lage des Grabes ist uns bekannt durch die Bilder, die wir von der Kompanie erhielten; das große Haus hinter den Gräbern ist die Schule. Auf der anderen Seite der Schule fand Kaltenbacher das Büchlein. Möglich ist, dass Rudolf in der Schule einquartiert war und bei dem überstürzten Aufbruch am Morgen des Kampftages sein Büchlein verlor. Jedenfalls lag es nur den einen Tag am Wege, bis es Kaltenbacher als Treuhänder an sich nahm. Die Soldaten vermuteten Verrat durch die Einwohner, die es anderntags büßen mussten, ja es sollen sogar bolschewistische Soldaten in der gleichen Turnhalle unterm Dach übernachtet haben, in der sich unten die Deutschen zur Ruhe niederlegten.“

Rolfs Schwester Erna erinnert sich an den Tag, als die Todesnachricht überbracht wurde. „Die Mutter hat zwar äußerlich nicht so gezeigt, also

wir haben es gewusst. Also, der Rudolf war natürlich ihr hoffnungsvoller Sohn. Sie hat damals, ich kann mich noch erinnern, wie die Nachricht kam, dass er gefallen ist, da waren ihre ersten Worte: ‚Dann hat der Herrgott ihn doch nicht gewollt.‘ Und dann hat meine Schwester, die hat aber vorher das Tagebuch gefunden, hatte das aber total vergessen gehabt und die hat es dann meinen Eltern gebracht. Das war eigentlich für sie ein Trost.“⁴⁴

Das Fidelis-Kolleg Bensheim ließ 1944 zum fünfundzwanzigsten Jahrestag der Wiedererrichtung des Kapuzinerklosters Bensheim ein Gedenkblatt drucken. Dabei wurde in erster Linie Rolf Seuser als leuchtendes Beispiel den Kolleg-Schülern empfohlen. *„Unter den Vielen ragt der jugendliche Held, unser Rolf Seuser, hervor, zu dem alle, die ihn persönlich gekannt oder auch nur sein Tagebuch oder seine Briefe gelesen haben, voll Verehrung aufschauen [...].“*

Der veredelnde Einfluss Rolfs auf seine Mitschüler innerhalb und außerhalb des Kollegs, sein jugendlich kämpferischer, in Spiel und Sport, im Studium und Askese zu Höchstleistungen spornender Charakter, sein vorbildliches, katholisches Jugendleben, in inniger Christusliebe und Christusbefolgung, seine heldenhafte Hingabe des Lebens für das Vaterland verdienen ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der 25 Jahre des Bensheimer Fidelis-Kollegs.“ Auch in der Schrift *„Von der Größe des Lebens und der Herrlichkeit des Todes – Worte von Rolf Seuser“* wird gegen Ende Rolf Seuser quasi als Heiliger gesehen, der sein Leben für die Seinen geopfert habe. *„Wir wollen immer beten, dass Dein Opfer nicht umsonst war, dass es Frucht bringe in uns und all denen, für die Du gestorben bist. In Demut bitten wir den Heiland, dass er auch uns so viel Gnade schenke wie Dir und auch uns einst reif finde.“*

Für diese „Heiligsprechung“ Rudolf Seusers 1944 gab es ein Vorbild, nämlich Johannes Niermann, geboren am 10. August 1913 in Recklinghausen, Tuchweber, der 1935 zum „Reichssturmscharführer“ ernannt und am 11. Dezember 1939 zur Wehrmacht einberufen wurde. Er fiel am 18. Juni 1940 als MG-Schütze bei der Erstürmung von St. Thiebault an der Aisne. Ludwig Wolker (1887–1955), Generalpräses des Katholischen Jungmänner-Verbandes (KJMV), gab dessen tagebuchartige Aufzeich-

⁴⁴ Interview mit Erna Mayrhofer, München, vom 30. Juli 2010.

nungen heraus.⁴⁵ Beim Requiem für den Gefallenen bezeichnete er ihn als „*jungen deutschen Heiligen*“.⁴⁶ Auch Hans Niermanns Tod wurde als Opfertod von seinen Kameraden interpretiert. „*In das Opfertuch des Altars eingehüllt, die Hände in Kreuzesform auf die Brust gelegt, so liegt Hans nun selbst als Opfergabe vor dem Altar des Herrn, so brachte er sein großes Opfer dar.*“⁴⁷

Rolfs Mutter Elsa starb am 22. Juni 1946, genau vier Monate vor der Bannerweihe. Die Familiengrabstätte Seuser in Wehr besteht noch. Auf dem Friedhof sind auf zwei Gedenktafeln die Namen der Gefallenen und Vermissten beider Weltkriege aus der Gemeinde Wehr (seit 1950 Stadt) zu lesen.

Rudolf Seuser hat seine endgültige Ruhestätte auf der Kriegsgräberstätte in Kiew – Sammelfriedhof (Ukraine) gefunden, die im September 1996 eingeweiht wurde. Endgrablage: Block 8, Reihe 39, Grab 3422.⁴⁸

1952 veröffentlichte die Rheinisch-Westfälische Kapuzinerprovinz ein Gedenkbuch für ihre im Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommenen Mitglieder.⁴⁹ P. Ubald Brygier OFM Cap stellte in seinen Kriegserinnerungen den hohen Blutzoll heraus, den die Kapuzinerprovinz erbringen musste. „*Der ganze Nachwuchs aus dem Noviziat, die Brüder, die Patres, alle wurden sie eingezogen. In einem Kloster wie Münster blieben von 50 Mitbrüdern nur die fünf oder sechs Ältesten von der Einberufung verschont. Ein Drittel der Mitbrüder unserer Ordensprovinz blieb im*

⁴⁵ Der Weg des Soldaten Johannes. Aus seinen Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt von Michael Brink, als Manuskript gedruckt. Düsseldorf 1940. Ludwig Wolkers hat nicht nur redaktionell, sondern auch inhaltlich Einfluss auf die Texte genommen. Unterschlagen wurden Fragen und Ergänzungen Niermanns, die dem Bild des jungen christlichen Märtyrers, für den der Krieg eine Art Gottesdienst war, widersprechen. Niermann schrieb über den zweiten Weihnachtsfeiertag 1939 in der Kaserne, er sei „*scheußlich*“ gewesen. „*Um 9 Uhr lag alles im Bett, voll Bier, aber ohne Weiber. Und die Gespräche waren wie das Brüllen der Stiere.*“ Mertens, Deutsche Katholiken, S. 207 f. Vgl. Walter Vorderwülbecke, Hans Niermann, in: Sie hielten stand. Sturmschar im Katholischen Jungmännerverband Deutschlands, hrsg. von Bernd Börger und Hans Schroer. Düsseldorf 1989, S. 185–203.

⁴⁶ Wilhelm Damberg, Kriegserfahrung und Kriegstheologie 1939–1945, in: Theologische Quartalschrift 182 (2002), S. 321–341, hier S. 329, Anm. 24.

⁴⁷ Der Weg des Soldaten Johannes, S. 23. Vgl. Antonia Leugers, „Opfer für eine große und heilige Sache“. Katholisches Kriegserleben im nationalsozialistischen Eroberungs- und Vernichtungskrieg, in: Volksreligiosität und Kriegserleben, hrsg. von Friedhelm Boll. Münster 1997, S. 157–174, hier S. 162 f.

⁴⁸ www.volksbund.de/graebersuche (1. August 2010).

⁴⁹ Gedenkbuch für die Opfer der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz.

Krieg.“⁵⁰ Harald Weber kommt zu folgendem Ergebnis: *„Blickt man auf diese 85 Todesopfer des NS-Regimes und des Zweiten Weltkriegs und stellt sie den 310 Brüdern gegenüber, die am 1. 1. 1946 Mitglieder der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz waren, so kann man konstatieren, dass die Provinz durch diese Einwirkung ein Fünftel aller Brüder verloren hat, die sie zu Beginn des Jahres 1946 ohne das Hitler-Regime und den sinnlosen Krieg hätte haben können. Dabei sind nicht berücksichtigt die Austritte in der NS-Zeit, die durch die politische Situation bedingt waren.“*⁵¹

Fazit

P. Otto Weber wurde für Rolf Seuser, seitdem Letzterer dem Fidelis-Kolleg Bensheim angehört hatte, zur zentralen Bezugsperson und umgekehrt kam Rolf eine besondere Rolle zu, da auch er den Mitschülern im Gymnasium Bensheim zeigen konnte, dass Internatszöglinge „ganze Kerle“ sind, zumal sportliche Leistungen in der NS-Zeit hoch im Kurs standen. Das Verhältnis zwischen P. Otto und Rolf Seuser hatte fast symbiotischen Charakter. Karl Seuser stellte die Vorbildfunktion des Präfekten für seinen Sohn in seinen Briefen immer wieder heraus, etwa am 28. April 1941: *„So bewundern wir immer wieder Ihre Erziehungsmethode, die Lebensernst und Natürlichkeit harmonisch entwickelt.“* Oder am 6. Oktober 1941: *„Er erzählte mir von Bensheim und besonders von Ihnen, Herr Pater. Er verehrte Sie wie einen Vater und Ihre Meinung über die Dinge war ihm Richtschnur.“* P. Otto war durchdrungen von dem Ziel, möglichst viele Schüler des Fidelis-Kollegs zum Eintritt in den Kapuziner-Orden zu bewegen und der hervorragende Sportler Rolf, der als Turnlehrer für die Privatschüler fungierte und Träger des Großen Sportabzeichens und Leistungsscheines im Rettungsschwimmen war, galt in der NS-Zeit und nachdem sein Tagebuch und Briefauszüge offengelegt wurden, in der Nachkriegszeit als Vorzeigeschüler und religiöses Vorbild für die Internatszöglinge.

⁵⁰ Priester in Uniform. Seelsorger, Ordensleute und Theologen als Soldaten im Zweiten Weltkrieg, hrsg. vom Katholischen Militärbischofsamt und Hans Jürgen Brandt. Augsburg 1994, S. 61.

⁵¹ Weber, Kapuziner im Nationalsozialismus, S. 282.

Rolf wollte den Erwartungen und der hohen Sympathie des Präfekten, der wie er aus dem Schwarzwald stammte, voll und ganz gerecht werden. Es stellt sich die Frage, ob Rolf nicht manche Aktivitäten – mehr oder weniger unbewusst – P. Otto zuliebe vollzogen hatte. Ihn scheint er voll und ganz ins Vertrauen gezogen zu haben, sonst hätte dieser in seiner Anmerkung keine Anspielung auf Verführungsversuche von Rolfs Klassenkameraden machen können.

Otto Weber vertrat den Grundsatz, dass Schüler mit Berufung zum Kapuziner vor ihrer Einberufung zum Kriegsdienst bereits ihr Noviziat begonnen haben sollten. Er, der selbst Soldat im Ersten Weltkrieg war, wusste Bescheid um die Gefahren, die jungen Männern mit Berufung zum Ordensleben unter Soldaten drohen konnten. Die Statistik gibt ihm Recht, denn von den 4092 eingezogenen Priesteramtskandidaten aus dem Geltungsbereich des Reichskonkordates hatten sich bis zum Kriegsende 1945 insgesamt 887, also fast ein Viertel, vom Theologiestudium abgemeldet⁵². Dass Rolf sich mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges freiwillig zur Luftwaffe melden wollte und gar die Einwilligung seines Vorgesetzten erreichen konnte, bestätigt wiederum das große Vertrauen, das P. Otto zu ihm hegte, weil Rolf als sicherer Kapuziner-Kandidat galt, den auch das Leben unter Soldaten nicht mehr irremachen konnte.

Die Gewissensfrage, ob ein Christ so ohne Weiteres sich an einem von Nationalsozialisten entfesselten Angriffskrieg beteiligen darf, scheint sich für P. Otto und somit auch Rolf Seuser nicht gestellt zu haben. Auch der Kapuzinerpater Ubold (Johann) Brygier (1912–2005) stellte sich seinerzeit diese Frage nicht: *„Mit Erlaubnis meiner Oberen hatte ich mich zu Kriegsbeginn freiwillig als Kriegspfarrer gemeldet. Ich stamme aus einer Soldatenfamilie, war kerngesund, galt auf dem Gymnasium als bester Sportler der Schule und sah zu, wie Verwandte und Bekannte an die Front mussten. Es war nicht mein Problem, ob dieser Krieg gerecht war oder nicht. Ich wollte den Männern helfen, die Frau und Kinder zuhause hatten.“*⁵³

Wilhelm Damberg zeigt auf, dass zu Beginn des Zweiten Weltkrieges die kirchliche Verkündigung offenkundig die überlieferten, bekannten Elemente der Deutung des Krieges und der darauf bezogenen Pflichten

⁵² Priester in Uniform, S. 15, Anm. 1.

⁵³ Ebd., S. 61.

des Christen aufgenommen hatte.⁵⁴ In vielen Predigten wurde auf das älteste Deutungsmuster der jüdisch-christlichen Tradition zur Erklärung des Krieges Bezug genommen. Demnach sei der Krieg eine Strafe Gottes für den Abfall des Volkes von seinen Geboten. Nur die Umkehr des Volkes, also Buße, könne das Wohlwollen Gottes wieder herstellen. Dilemma dieser Interpretation war allerdings der Status der Christen, die nun unschuldig zum Opfer dieses Strafgerichtes werden können.⁵⁵ Der katholische deutsche Soldat konnte folglich guten Gewissens in einen Krieg ziehen, der von einer durchaus zweifelhaften Regierung geführt wurde. *„Mindestens in den ersten Kriegsjahren begegnet die Kombination von verpflichtender Gehorsamsforderung gegenüber der Obrigkeit und freiwilligem Gehorsam im sühnenden Leiden verschiedentlich.“*⁵⁶

Von diesem Gedanken waren auch die Rundbriefe aus Bensheim durchdrungen, die wohl auch Rolf Seuser erreichten. Bereits 1936 wurde ein Arbeitspapier der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz erstellt, in dem abgewogen wurde, ob der RAD vor oder nach dem Noviziat abgeleistet werden sollte. Vermutlich ging dieses Papier auf P. Otto zurück⁵⁷. P. Otto sorgte für die Verbreitung von Schilderungen der Kriegs- und Fronterlebnisse ehemaliger Kollegschüler. Und wiederum wollte sich Rolf nicht „lumpen“ lassen. Er sah sich aber nun mit dem Problem konfrontiert, dass er es – anders als im Noviziat im Kloster Stühlingen – mit jungen Männern in seiner unmittelbaren Umgebung zu tun hatte, die durch die Hitlerjugend stark von nationalsozialistischem Gedankengut durchdrungen waren bzw. ein sexuell ausschweifendes Leben führten.

Rolf nahm diese Gegebenheiten genau wahr und schilderte sie seinem Freundeskreis in Bensheim oder P. Otto. Dabei betonte er, dass er seinen Idealen treu geblieben und den Verlockungen widerstanden hatte. Am 24. Februar 1941 etwa schrieb er an seinen Con-Abiturienten Paul Schwab⁵⁸: *„Mit der Verrücktmachung feminae generis ist es hier miese,*

⁵⁴ Wilhelm Damberg, Krieg, Theologie und Kriegserfahrung. In: Kirchen im Krieg. Europa 1939–1945, hrsg. von Karl-Joseph Hummel und Christoph Kösters. Paderborn, München, Wien, Zürich 2007, S. 203–215, hier S. 210.

⁵⁵ Bischof Clemens August Graf von Galen. Akten, Briefe und Predigten 1933–1946 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen 42) 2 Bde., bearb. von Peter Löffler. Mainz 1988, hier S. 745 f.

⁵⁶ Damberg, Krieg, Theologie, S. 212.

⁵⁷ Weber, Kapuziner im Nationalsozialismus, S. 276 f.

⁵⁸ Paul Schwab (1920–1989) begann mit Rolf Seuser sein Noviziat in Stühlingen. Er arbeitete nach dem Krieg als Büroschreiber in Buchen/Odenwald.

well! – Deine Kenntnisse auf dem Gebiet de la boucherie lassen tief blicken.“ Nur einen Tag zuvor notierte er in seinem Tagebuch, dass morgen wieder eine harte Woche beginne, in der jede Minute ein Kampf sei, den niemand seiner Kameraden bemerke. Das Bewusstsein, dass er nicht allein und verlassen hier stehe, sei ihm wie eine Erlösung.

Eine hohe Bedeutung kam seiner Marienverehrung zu, was aus dem Eintrag vom 15. August deutlich wird. Zugleich reflektierte er den Stellenwert von Mädchen in seinem Leben, wobei er am 17. November 1940 ein hohes moralisches Postulat aufstellte. *„Ich habe einmal zu einem meiner Freunde gesagt, zu einem, der mich auch ganz versteht, welcher auch draußen in der Welt steht: ‚Die größte Liebe von Vater und Mutter, gewissermaßen die Liebe selber ist ein Kind.‘ Es kommt darauf an, ob wir Kinder ‚Produkte‘ der elterlichen Liebe sind, oder aber deren Leidenschaften u. des Egoismus. Die richtige hingebende Liebe findet man viel öfter bei Mädchen, die noch etwas sind. Das Mädchel ist doch etwas Feines und Wunderbares, wenn es rein und gut ist! So verstehen und richtig behandeln kann uns nur ein gutes Mädchel, wenn es in der Praxis auch oft anders ist, das ändert nichts; denn Menschen sind Menschen. Ich stehe der Sache ja ziemlich neutral gegenüber und gerade deshalb habe ich diese Beobachtung gemacht. Ganz muss dies erst einmal zum Ausdruck kommen, wenn wir alles Irdische ablegen dürfen, wenn wir ganz frei sein werden von jeder irdischen Begierde und Fesseln, wenn wir ganz ‚Seele‘ sind und wenn unser irdischer Leib verklärt ist und jede Fessel abgestreift hat, wenn uns nichts mehr hindert und zurückhält, wenn wir den Kampf vollendet haben und mit der Krone des Lebens gekrönt sind. – Aber jetzt heißt es noch kämpfen und ringen, um das größte Endziel zu erreichen, was ein armseliges Leben wert ist. Wenn ich irgendwo geschliffen werde und einen Kirchturm oder ein Kreuz sehe, sende ich dem Heiland immer einen Gruß hinüber und er sendet ihn zurück. Dann geht’s wieder mit frischem Mut ran. Abends schlafe ich mit dem ‚Salve Regina‘ ein, morgens wache ich auf damit. Dies ist mein Abend- und Morgengebet. Der Gruß an meine geliebte himmlische Mutter. Zu ihr gehe ich bei allem, was ich habe. Sie müsste nicht Mutter sein, wenn sie mir nicht helfen wollte, aber meine Mutter hilft mir immer!!“* Rolf Seusers Marienverehrung erinnert zuweilen an diejenige Joachim Mahlkes aus der Novelle „Katz und Maus“ von Günter Grass.

Es fällt auf, dass Rolf in Briefen an seine Freunde bis in die Wortwahl hinein Teile aus Rundbriefen P. Ottos übernahm, ohne die Quelle anzu-

geben, was zeigt, dass Ermahnungen des Präfekten von ihm so sehr verinnerlicht wurden, dass er zwischen eigenem Erkennen und Wollen und den Empfehlungen und Ratschlägen nicht mehr streng unterscheiden konnte.

Inwiefern kann dem Vermächtnis Rolf Seusers eine Vorbildfunktion zuerkannt werden? Immerhin wurde er am 22. September 1946, fünf Jahre nach seinem gewaltsamen Tod, als Vorbild den Schülern des Fidelis-Kollegs Bensheim empfohlen. Rolf selbst sah seinen Tod auf dem Kriegsschauplatz als ein von Gott eingefordertes Opfer für den Bund. Vielleicht ließ er sich hier von jenem Bibelwort leiten, das häufig auf Totengedenkblättern abgedruckt wurde. *„Der zeigt die größte Liebe, der sein Leben hingibt für die Seinen“* (Joh 15, 13). Dass ihm dieser Vers vertraut gewesen sein musste, wird darin deutlich, dass er am 23. Februar 1941 Joh 15, 15 zitierte. *„Nun nenne ich euch nicht mehr Knechte, meine Freunde seid ihr, denn ihr erkanntet alles, was ich gewirkt in eurer Mitte. Alleluja!‘ Beim Lesen dieser Zeilen aus der Hl. Schrift hat’s mich wieder gepackt. Ans Noviziat habe ich gedacht. Wie war ich doch so voller Freude und Feuer. Ich hatte nur den einen Wunsch, ein bisschen von meiner Freude dem Bund mitteilen zu dürfen ... Das schrieb ich in das Heft, das ein Stück von mir selbst war und ist. Dem Bund wollte ich ein Stück davon geben, den jungen Menschen, die ich so sehr liebe, die mir teuer sind wie Geschwister, die ich einmal für immer wiedersehen möchte, wenn alle Grenzen gefallen sind, die uns jetzt noch trennen und trennen müssen.“*

P. Otto setzte bei der erzieherischen Arbeit in der Nachkriegszeit Auszüge aus Rolfs Briefen und Passagen aus seinem Tagebuch ein, wobei er sich nicht scheute, Ergänzungen vorzunehmen, welche geäußerte Zweifel Rolfs an seiner Berufung abschwächen sollten. Dadurch wurde den Schülern ein in stärkerem Maße „heldenhafter“ Rolf vor Augen geführt. Zum Zwecke einer Heroisierung war Rolf Seuser in mehrfacher Hinsicht geeignet. Er war ein Kapuziner-Novize, der in der Auseinandersetzung mit nationalsozialistischem Gedankengut standhaft seinem christlichen Glauben treu geblieben war. Sodann entsprach er dem Idealbild eines Mönchs, das P. Otto auch noch in den Fünfziger- und Sechzigerjahren propagiert hatte: fromm, gehorsam, keusch und dennoch aufgeschlossen den Fragen und Problemen der Welt gegenüber. In anderer Hinsicht äußerte Rolfs Vater schon recht früh Bedenken gegen eine Glorifizierung seines Sohnes. Dieses Anliegen der Familie Seuser respektierte P. Otto nicht, dem auch ansonsten autoritäre Züge nachgesagt werden. Auch der Bensheimer

Freundeskreis stand der Heroisierung ihres Freundes durch den Konvent des Kapuzinerklosters Bensheim skeptisch gegenüber.

Die Patres klagten vor allem über charakterliche Mängel mancher Schüler, die 1946 das Fidelis-Kolleg besuchen wollten. *„Leider muss gesagt werden, dass uns manche charakterlich vollständig ungeeignete Schüler zugewiesen wurden [...] Bezeichnend für den Geist gewisser jugendlicher Kreise ist, dass all die vielen Einbrüche des vergangenen Jahres in Bensheim und der ganzen Umgebung von Jugendlichen ausgeführt wurden, die in der HJ tätig waren und jetzt zum größten Teil der JungKP [Jugendabteilung der Kommunistischen Partei Deutschlands, KPD, d. Verf.] angehören. In den letzten Tagen wurden 16 dieser Burschen gefasst und in Untersuchungshaft gebracht. Neue Verhaftungen werden nach den Feiertagen erfolgen.“*⁵⁹ Am 12. März 1946 wurde in der Chronik festgehalten, dass im Gymnasium sechs Schüler wegen „*sittlicher Geschichten*“ entlassen wurden. Für diese Schüler-Generation konnten die moralischen Grundsätze Rolf Seusers in der erzieherischen Arbeit von Nutzen sein.

Verinnerlichte Religiosität, Sittsamkeit, mit Abstrichen auch Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten sind gewiss auch in der Gegenwart positiv zu bewerten und den Jugendlichen zu vermitteln. Wenn man der heutigen Jugend Vorbilder vorstellen möchte, dann müssten strengere Maßstäbe angelegt werden als jene, die nach dem Zweiten Weltkrieg noch genügten. Die unkritische Haltung, mit der Rolf Seuser die stigmatisierten Juden in Tarnów wahrgenommen hatte, ist wohl erklärbar aus der Art und Weise, wie über Juden bzw. die so genannte Judenfrage in Fidelis-Kolleg, Gymnasium und Noviziat gesprochen wurde. Sodann war ihm das Schicksal der osteuropäischen Bevölkerung und das Leid, das ihr von Soldaten der Wehrmacht zugefügt wurde, mehr oder weniger gleichgültig oder er hatte seinen Blick diesbezüglich verschlossen. Ihm ging es in dem Dreivierteljahr als Soldat darum, der Umgebung zu zeigen, dass auch Novizen ganze Kerle sein können. Außerdem sah er seine Zeit beim Militär als Prüfung an, die es zu meistern galt. Dem Orden untreu zu werden, hätte er als Verrat, militärisch gesprochen als Fahnenflucht, empfunden.

⁵⁹ PARWK, PRW Sp I 3.19, Chronik des Kapuzinerklosters Bensheim, Band 7: I.1946 bis XII.1946. Vgl. Franz Josef Schäfer, Vorschläge von Dekan Kallfelz zur Hebung der sittlich-moralischen Grundhaltung der Jugend aus dem Jahre 1947, in: Mitteilungen des Museumsvereins Bensheim e. V. Verein für Regionalgeschichte und Denkmalpflege Nr. 48 (2003), S. 40–43.

Für die heutige Jugend sind Gefallene des Zweiten Weltkriegs kaum als Vorbilder geeignet, sondern sie sind vor allem als Opfer einer verbrecherischen Politik zu sehen. Wenn man Ausschau nach Menschen hält, die der heutigen Jugend zum Vorbild gereichen könnten, dann kommen Personen in Betracht, die Widerstand gegen das NS-Regime geleistet hatten. Willi Graf (1918–1943) zum Beispiel war wie Rolf Seuser im katholischen Milieu sozialisiert worden. Auch er war Soldat an der Ostfront.

Bezeichnend für sein Wesen und Bewusstsein sind Briefe, in denen er über Landschaften in der Sowjetunion und die dort beheimateten Menschen berichtete, für die er sich so sehr interessierte, dass er anfangs, die russische Sprache zu lernen. So behandelte er als Medizinstudent russische Bauern und besuchte eine russische Tanzveranstaltung. Seinem Tagebuch vertraute er am 5. Januar 1942 an: *„Diesig liegt die Luft über dem Dorf und der Waldlichtung. Die Nachwirkungen der Räumung zeigen sich: Die Leute wollen Bescheinigungen. Dass mir immer in meinen Gedanken das Schicksal dieser Menschen liegt? Bin ich tatsächlich wehleidig oder zu weich? Ich kümmere mich um die zurückgebliebenen Dinge: Katzen und Blumen.“*⁶⁰ In München unterhielt er sich in der Straßenbahn auf Russisch mit einer Zwangsarbeiterin. Rolf Seuser nahm an der Bevölkerung im „Feindesland“ lediglich Folgendes wahr: *„Die Tinte, mit der ich schreibe, ist zwar hässlich, aber in Russland ist alles so. Ich bin froh, dass ich noch einen Schluck rote erwischt habe. – Enzian! Mir geht es noch immer gut. Es ist nur schade, dass mit diesem Lande und mit den Leuten überhaupt nichts anzufangen ist.“* Und an anderer Stelle: *„Die Dörfer sind nur ‚Negerdörfer‘. Sie starren vor Schmutz. Die Häuser sind kleine Lehm-buden mit Stroh gedeckt.“*⁶¹

Wie sehr P. Otto, der sich mit dem Gedanken trug, gar einen Seligsprechungsprozess für Rudolf Seuser – Frater Gerbert – zu beantragen, Seuser auch noch in den Sechzigerjahren als Vorbild pries, geht aus einem Interview mit P. Leonhard Lehmann hervor. *„Ich war von April 1960 bis November 1966 (Abitur) im Kolleg zu Bensheim, von wo aus ich das Alte Kurfürstliche Gymnasium besuchte. Wenn mich jemand gefragt hätte: ‚Wer war der Schüler, den P. Otto immer wieder als Helden und Vorbild hinstellte?‘, hätte ich sofort geantwortet: ‚Rolf Seuser.‘ Ich hätte ihn auch wieder erkannt, so sehr hat er sich mir eingeprägt. An wen erinnert man*

⁶⁰ Peter Goergen, Willi Graf – Ein Weg in den Widerstand. St. Ingbert 2009, S. 104.

⁶¹ Brief Rolf Seusers vom 15. Juli 1941 an P. Otto Weber.

sich noch nach 50 Jahren! Sportlich, sauber, fromm – das sind die Attribute, die P. Otto dem Rolf gab und die mir sofort wieder einfallen. Wenn er nicht zitiert wurde, so doch wenigstens genannt in fast jedem Vortrag, den P. Otto immer samstags um 18.00 Uhr zur Einstimmung auf den Sonntag hielt; vorher war in der Freizeit Sport angesagt, danach das Duschen. So kamen wir frisch gestriegelt, in Sonntagskleidern, alle in den großen Studiersaal und hörten P. Otto vom hohen Pult her etwas zum Sonntagsevangelium sagen. Er illustrierte das Evangelium oft mit Geschichten von Heiligen, namentlich von Kapuzinern, und dabei fiel eben auch oft das Wort ‚unser Rolf, der hier gelebt und studiert hat‘.“⁶²

⁶² Prof. P. Dr. Leonhard Lehmann OFMCap (Rom), 8. Januar 2011. Vgl. Franziskusquellen. Die Schriften des heiligen Franziskus, Lebensbeschreibungen, Chroniken und Zeugnisse über ihn und seinen Orden. Im Auftrag der Provinziale der deutschsprachigen Franziskaner, Kapuziner und Minoriten hrsg. von Dieter Berg und Leonhard Lehmann (Zeugnisse des 13. und 14. Jahrhunderts zur Franziskanischen Bewegung 1) Kevelaer 2009.

Jahresbericht 2009

Die Jahresversammlung 2009 des Kirchengeschichtlichen Vereins fand am 18. Mai 2010 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum in Freiburg statt.

Im voll besetzten Hörsaal, der stets einen einzigartigen Blick auf den spätgotischen Chor des Freiburger Münsters gewährt, referierte unser Vorstandsmitglied, Erzb. Archivdirektor Dr. Christoph Schmider, über ein Thema, das auf lebhaftes Interesse stieß: Wie hielt es der Konstanzer Generalvikar und Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) mit der Kirchenmusik? Die Antwort legte Dr. Schmider unter Einsatz zahlreicher Musikbeispiele eindrücklich dar. Domkapellmeister Boris Böhmann begleitete diese am Klavier. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer selbst folgten der Einladung zum Mitsingen einzelner Kirchenlieder. Dabei zeigte sich nicht nur, wie deutlich einige der Lieder noch in der Erinnerung der Älteren waren, sondern auch, wie einfach diese in ihrer musikalischen Gestaltung aufgenommen werden konnten. Wessenberg, dessen 150. Todestags im Jahr 2010 gedacht wird, interessierte die Kirchenmusik vor allem wegen ihrer pädagogisch-seelsorgerischen Vermittlung. Über geeignete Texte, die er zum Teil selbst verfasste, sollten die Gläubigen Theologie verinnerlichen. Der deutschsprachige, einstimmige Gemeindegesang erschien ihm daher als geeignete Form. Damit fand er Resonanz bei den Gläubigen, wie beispielsweise das bis heute beliebte Gotteslob Nr. 819 „Christus ist erstanden“ zeigt.

Im Anschluss an Dr. Schmiders Vortrag informierte der Vorsitzende, Prof. Dr. Karl-Heinz Braun, über die Aktivitäten und laufenden Projekte des Kirchengeschichtlichen Vereins. Er und Dr. Barbara Henze berichteten über den Stand der Arbeiten an den Bänden 2 und 3 der Diözesangeschichte. Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis diese zur Lektüre präsentiert werden können, zumal einige der Autorinnen und Autoren weit umfangreichere Recherchen als zunächst erwartet vornehmen müssen, um überhaupt verwertbare Informationen liefern zu können.

Sehr gelobt wurde das neue Erscheinungsbild des Freiburger Diözesan-Archivs, dessen 129. Band, dank des Engagements des neuen Schriftleiters, rechtzeitig zur Jahresversammlung vorlag.

Weihbischof Dr. Uhl überbrachte die Grüße des Protektors, Erzbischof Dr. Zollitsch, der seine Abwesenheit bedauerte, und dankte auch in dessen Namen für die Arbeit des Kirchengeschichtlichen Vereins.

Folgende Mitglieder des Vereins sind im Jahre 2009 verstorben:
Herr Dr. Bruno Schwalbach, Schlossraum 26, 76646 Bruchsal und
Frau Dr. Elisabeth Nau, Steinpilzweg 33, 70599 Stuttgart.

Des Weiteren wies der Vorsitzende auf die Konstanzer Tagung über Ignaz Heinrich von Wessenberg hin, die der Kirchengeschichtliche Verein zusammen mit der Katholischen Akademie vom Freitag, 22. Oktober, bis Sonntag, 24. Oktober 2010, in der Konstanzer Domschule veranstalten wird. Die Themen behandeln besonders Fragen um Wessenbergs Bemühungen für die religiöse Bildung.

Darüber hinaus plant die Städtische Wessenberg-Galerie Konstanz für Sonntag, 20. Juni 2010, eine Ausstellung „Ignaz Heinrich von Wessenberg – Kirchenfürst und Kunstfreund“. Dabei werden Wessenbergs anscheinliche Kupferstich- und Gemäldesammlung zusammen mit seinen literarischen Beiträgen vorgestellt.

Prof. Dr. Karl-Heinz Braun

Kassenbericht für das Jahr 2009

Einnahmen:

Mitgliedsbeiträge	31 970,00
Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden	818,50
Zinserträge Geldmarktkonto	361,28
Zuschuss Ordinariat	16 100,00
Spenden und Ersatzbeträge	126,40
Summe der Einnahmen	49 376,18

Ausgaben:

Herstellung und Versand des Jahresbandes Nr. 129/2009 .	22 904,46
Honorare für den Jahresband Nr. 129/2009	887,51
Vergütung für die Schriftleitung	2 790,24
Vergütung für die Rechnungsführung	0,00
Vergütung für die Betreuung der Bibliothek	838,62
Vergütung für die Kassenprüfung	80,00
Bankgebühren	125,85
Sonstige Ausgaben (Steuern, Gebühren, Jahresvers. u. a.).	202,80
Summe der Ausgaben	27 829,48

Kassenbestand zu Beginn des Zeitraumes 2009	- 16 084,14
Einnahmen 2009	49 376,18
Gesamtbetrag der verfügbaren Mittel	33 292,04

Ausgaben 2009	27 829,48
Kassenbestand zum Abschluss 2009	5 462,56

Die Mitgliederzahlen zu Beginn des Jahres 2010 betragen:

Privatmitglieder und Bezieher des FDA	413
Beitragsfreie Mitglieder	7
zusammen	420

Im Geschäftsjahr 2009 gab es 2 Neuzugänge, 2 Abgänge durch Tod und 11 Abgänge durch Kündigung.

Die Mitgliederzahl der Kirchengemeinden beträgt	1 070
die Anzahl der Tauschpartner	101

Manfred Barth

